ULB Düsseldorf
+4100 919 01

Eine

Römerfahrt.

Von

Levin Schücking.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Coblenz, 1848.
Verlag von J. Hölscher.

g. ü. St. 5938
7 Sa

58. 417

Vorrede.

Die nachfolgenden Blätter sind vor gar langer, langer Zeit geschrieben: es sind skizzenhafte Aufzeichnungen über Erlebnisse zumeist aus dem Jahre 1847. Ja — 1847 — so lange ist es her! Es war eine schöne Zeit. Die dunkeläugige Italia war eben aus ihrem Schlummer erwacht. Sie besah sich im Spiegel, ihre Kinder legten ihr Festgewänder und Geschmeide an, und das Herz lachte ihr, wie sie sich so schön, so verjüngt, so strahlend sah. England und Frankreich machten ihr den Hof, das bescheidne stille Deutschland jauchzte blöde von den Alpen nieder ihr seine Jodler zu, und sie wurde so üppig, daß sie mit übermüthigem Gelächter ihre alte Duenna Oestreich zur Thüre hinaus warf.

Es war eine schöne Zeit! Der goldigblaue Sommer konnte sich nicht losreißen von dem hinreißenden Weibe und während er auf den langen Strahlenschwingen längst über die kalten Zonen des Nordens davongeflogen war wie ein sehnsüchtiger Wandervogel, schwebte er über Italien bis in den November, bis tief in den Dezember hinein. Er wollte das Weihnachtsfest in Rom feiern, und als die Glockentöne aus den dreihundert Thürmen der ewigen Stadt die Geburt des Heilands einläuteten, da mischten sie sich mit warmen Lüften und mit dem Duft neublühender Orangenbäume, auf deren dunklem Laub die heiße Sonne lag.

Wie lange ist das her, wie lange, seitdem das Tambouringeklirr der üppigen Weiber aus Trastevere und der Becherklang erhitzter Minenti am Monte Testaccio verklungen! Seitdem ist die Welt untergegangen — nein, nicht untergegangen, aber das Weltgericht hat seinen Anfang genommen!

Und nun noch Erinnerungen aus jener Zeit! noch stille Landschaftsbilder, auf denen der glückliche Tourist am Schilfsaum der römischen Vigne ruht, den Arm auf ein korinthisches Säulenhaupt von einem zerschlagenen Tempel stützend, und über ihm die schweren goldnen Trauben: zu seinen Füßen Rom, die Kuppeln, die

Paläste, die Ruinen, die Säulen, die Thürme, die Tempel, die Pinien und die Palmen der ewigen Roma!

Wir haben nicht Zeit, Bilder zu besehen! Laß deine Gedanken und Erinnerungen und deine Bilder, die über dem Staube der Jahrtausende aufgesproßt sind, zum Staube zurückkehren. Streu sie in die Winde. Es ist Besseres und Schöneres in den Wind verstreut und in Luft zergangen in diesem Jahre, das so viel Ehre und so viel Glück, so viel Hoffnung und so viel Treue wie welke Blätter in seinem Strome fortgerissen hat!

Mag sein! aber es gibt ewige Gedanken, welche kein Sturm zerstört und für die es gilt, Propaganda grade dann zu machen, wenn ihr stilles Gottesauge sich vor der Welt zu verschleiern beginnt und nur noch wie ein glänzender Stern dem Nacht und Stille suchenden Pfade irgend eines Dichters oder eines einsamen Grüblers leuchtet.

Zu diesen Gedanken gehört der von der providentiellen Gemeinsamkeit, womit die Schicksale Deutschlands und Italiens verkettet sind. Beide sind wie zwei Schwestern Hand in Hand gegangen durch die Jahrhunderte hindurch, in welchen die Entwickelung der christlichen Völker sich vollendete. Trotz Krieg und Kampf, in dem sie lebten, hörte nie ein geheimer Zug

ihrer Naturen zu einander auf, ein unsichtbares Hinüber- und Herüberspielen der Interessen, der Gedanken und der Sympathien. Sie haben sich ja einander zu viel Blut und zu viel Thränen gekostet, um sich nicht theuer zu werden. Italien ist für Deutschland wie eine unvergeßliche Geliebte gewesen. Es hat an ihrem Busen geschwelgt, sie hat den blonden Waldbewohner Gefühl für Schönheit, für die Poesie und die Göttlichkeit des Daseins gelehrt, sie hat ihm die Kunst als Morgengabe zugebracht; auch hat sie ernsthaft zu ihm gesprochen:

Nun sag, wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältst nicht viel davon!

Und der blonde Heinrich hat sie darauf seinen Pantheismus, seine Skepsis, seine ketzerische Wissenschaft gelehrt und ihr seinen Freiheitsdurst gegeben. So haben sie sich ausgetauscht, haben endlich ein Kind der Welt geschenkt, und sind dann namenlos unglücklich geworden.

Das Kind ist die moderne Bildung, die Frucht der deutschen Reformation und des italienischen „Humanismus" in Verbindung mit dem Kunstgenius Italiens.

Und jetzt? wenn jemals, so ist jetzt die Zeit wiedergekommen, wo beide Völker des alten Bundes, der alten Gegenseitigkeit sich erinnern sollten.

Aber Deutschland, das als europäische Großmacht sich erheben will, das auf's neue den glorreichen Doppeladler aufgepflanzt hat, dessen eines Haupt einst Italien, wie das andre Deutschland überblickte, das vergißt, wie sein ganzer Einfluß in Italien auf dem Spiele steht, wie ein Stück seiner Zukunft durch Fahrlässigkeit zu Grunde geht! Scheint es doch fast, als ob das Land, das sich einst, wenn die Nationalitäten der Schweiz feindlich unter sich zerfallen sind, in langer Gränzlinie an den Marken des deutschen Reiches hinziehen wird, für uns nicht da sei! Man läßt es betteln gehn um französische, um englische Intervention, statt mit genialem Entschluß die Initiative zu ergreifen und selbst alles das vorzunehmen und durchzuführen, was die edleren Söhne Italiens von Frankreich und England durchgeführt sehen wollen!

Doch nicht das allein ist es, weshalb diese Blätter an Italien mahnen sollen.

Die Cultur der alten Welt ist durch den Einbruch der Barbaren zu Grunde gegangen. Die Cultur der neuen Welt ist von einer ähnlichen Reaction der Rohheit gegen die Macht der Idee und die Errungenschaften der Civilisation bedroht.

Jene Barbaren, die den Herrschermantel des Geistes in Stücke zerrissen und ihrem Königthum die rohe Tektosagenhaut umwarfen, sind nur durch das Christenthum gebändigt.

Sollte das Christenthum nicht die lebendige Kraft haben, noch einmal einen ähnlichen Umschwung hervorzubringen. Sollte die Kirche, die stark genug war, einen bluttriefenden Chlodwig in ihr sühnendes Taufbecken zu schleudern, nicht die rohe Leidenschaft entfesselter und blutiger Instinkte zu taufen vermögen, wenn sie sich nur entschlösse, die Waffen, mit welchen sie den Frankenkönig besiegte, endlich fortzuwerfen und die Waffen zu fassen, mit denen die Heiden des neunzehnten Jahrhunderts bezwungen werden können? Ich weiß es nicht, aber ich glaube, daß die Rolle Europas in der Geschichte der Entwicklung der Gottesidee auf Erden ausgespielt ist, wenn es nicht gelingt, dem Leben auf's neue eine religiöse und sittliche Grundlage zu gewinnen.

Es liegt nahe, dabei auch Roms zu gedenken und zu sehen, welche Hoffnung übrig bleibt, daß Rom den Augenblick verstehe, und eine dringende Mahnung dieses Jahrhunderts erfasse. Jedenfalls sind unsre Politiker kurzsichtig, die aus ihren Berechnungen den Posten der Kirche fortlassen und darin hochmüthig ein vom Leben

verlassenes ödes Gemäuer sehen, an dem der Sturm der Zeit Dach und Sparren zerreißt, und Stein auf Stein niederschmettert.

Darum wage ich es, auch in diesen Tagen ein Buch drucken zu lassen, in dem vom fernen Rom die Rede ist und vom Haupte der Kirche, dem „unsterblichen" Pius.

Zum Schlusse bitte ich um Nachsicht wegen des raschen Abbrechens der „Briefe aus Neapel". Es war die Nachricht vom Ausbruch der französischen Revolution, welche mich veranlaßte, die Feder fortzuwerfen und auf dem kürzesten Wege heimzueilen.

Inhalt.

Vorrede. Seite III.

Reiseſtationen.

I. Paris. Louvre. Verſailles. Der Herzog von Praslin. Le chevalier de Maison rouge. Bouffé. Die Pariſerinnen und die Kölnerinnen. Saint-Denis. Saint-Germain-en-Laye. La France s'attriste. Matter. Schriftſteller und ihre Heraldik. Heine. Frederic Soulié's Beſtattung. Seite 1.

II. Marſeille. Paris und die Provinzen. Zuvorkommenheit franzöſiſcher Poſtbeamten. Vorzüge einer Reiſe durch die Champagne. Dijon. Chalons und das Saone-Dampfſchiff. Windbeutelei. Turnus. Macon. Das Landvolk und ſeine Tracht. Lamartine. Die Saonefahrt bis Lyon. La tour de la belle Allemande. Ankunft in Lyon. Fort Saint-Georges und ſein Erſtürmer. Emeute in Croix Rouſſe. Der Rhonepapin. Franzöſiſche Nautik. Givors. Rhone und Rhein. Charakter der franzöſiſchen Sagen. Jules Janin und ſeine Beichte. Die Burg des Blaubart. Die Krone Chlodwigs. Sage von Andance. Diane von Poitiers. Der Wein von Ermitage deutſcher Erfindung. Valence. Napoleon. Der Clerus im ſüdlichen Frankreich. Das Steuercollegium. Das langbeinigte Albion. Die Viſion Montmorencys. Viviers. Pont-Saint-Esprit. Das Nachtquartier. Rhonefahrt bis Avignon. Gefahr der Schifffahrt. Marſchall Brune. Crillon. Taraseon. Beaucaire. Zur Geſchichte der menſchlichen Narrheiten. Mangel an Leben auf dem Rhone. Arles, die Schwelle des Südens. Die Schönheiten von Arles. Die Aliscamps. Die Ferraden. Alexander Dumas und ſein Hund. Durum est conscendere navim. Der Neckartritone. Das Meer. Seite 22.

III. Rom. Marseille. Der Lombardo. Die Meerfahrt. Ein Stücklein von der deutschen Diplomatie. Der sächsische Engländer. Die Herkunft Kaspar Hausers. Die Riviera di Ponente. Erwachen in Genua. Das ist Italien! Die Geister großer Kunstschöpfungen und ihre Tempel. Die Geschichte des Pietro Sale-Brignole. Van Dyck und seine Arbeit con amore — Das piemontesische Militär. Karlo Alberto und seine Lebensgeschichte. Oestreichs Verdienste um die Lombardei. Die Schilderung des Landvolks. — Fahrt nach Livorno. Pisa's Wunderbauten. Kannegießer. Fahrt nach Civitavecchia. Die Campagna und die Eisenbahn. Rom. Seite 87.

Tagebuch aus Rom.

Erster Eindruck. Fülle. St. Peter. — Die östreichische Intervention und der gemäßigte Fortschritt. Die Civica. Die Speranza. — Empfang des Papstes am Lateran. — Die Consulta di Stato. Zug zum Quirinal. — Seite 137.

Römisches Leben. Si, Pape. Die deutschen Diplomaten in Rom. Bekanntschaften. Ein Westphälischer Michel-Angelo. Industrie in Rom. Vorliebe für künstlerische Beschäftigungen. Preise. Seite 152.

Die Presse. Früherer Zustand der Journalistik. Jetziger Geist. Contemporaneo. Sterbini. Bilancia. Orioli. Magnetismus in Carthago. La Pallade. Il Felsineo. Alba. De la Farina. Italia. Seite 165.

Inauguration der Consulta. Das deutsche Banner. Fest auf dem Capitol. Die Thronrede. Seite 177.

Römischer Fleiß. Die Frauen. Ihre Augen und ihr Geschmack. Liebhabertheater. Der Papst. Voglio veder Pio Nono. Ida Hahn. Seite 190.

Fest des Municipiums. Nacht auf dem Forum. Seite 198.

Eine Wanderung nach Andrea della Valle. Ventura. Sein Brief an den Bischof von Digne. Und jetzt? Der Clerus und die Demokratie. Die Aristokratie der Frömigkeit und die Gleichmacherei. Die Aufgabe der Kirche. Seite 204.

Die Politik der Curie und das Kaiserthum. Die Belgiojoso. Die Partei des Rechtsbodens und die Exaltirten. Der Marchese Massimo d' Azeglio. Sein Programm der National-Meinung. Cesare Balbo. Milde der politischen Schriftsteller. Seite 228.

Neue Freunde. Gestalten. Mister B. Abbate Santini. Academia Tiberina. Masi. Civica-Runde. Seite 240.

Ein glückliches Jahr. Charakter der italienischen Bewegung. Ihre Resultate und ihr Gehalt. Ihre Gefahren. Der Radicalismus. Sein Verhältniß zum Nationalcharakter. Gioberti's Wahlspruch. Seite 250.

Weihnachtsfeste. Der Papst in Santa Maria Maggiore. Il presepio. Die Befane. Das Bambino. Der griechische Bischof. Feier in Sanct Peter. Pio Nono am Altar. Der Pomp der Kirche. Fest an Sant Antonio. Seite 265.

Pius IX. und seine Politik. Frühere Zustände der Verwaltung. Die Rechtspflege. Gregors XVI. Kammerdiener Gaetanino (Moroni). Liberalismus des Herzens. Die Concessionen. Nachtgebet Ferdinands II. und seiner Kinder. Entstehende Bedenken und Peripetie. Der Adel Träger der Bewegung. Verhältniß zur Demokratie. Rausch und Reue. Seite 271.

Das Theater. Gottesgeißel und Ohrengeißel. Die Schauspieler in Italien. Seelenvermiether. Geflüchtete Opposition. Die Häuser. Die mimische Kunst. Ein Abend im Teatro Metastasio. Die Sicilianische Vesper. Seite 284.

Pio Nono.

Anekdoten von Pius IX. Das seltsame Testament. Eine Heilung. Anweisung auf die gräflich mastai'sche Casse. Der junge Nobelgardist. Das Haus der Signora Devoti. Zufall. Tata Giovanni. Der Kranke im Viccolo di Santa Anna. Gestörter Lebensplan. Zusammenkunft mit Pius VII. Mastai in der Soutane. Prophezeiung. Der Director von Tata Giovanni. Viva il padre del Popolo. Seite 305.

Don Giuseppe Sallusti. Reise nach Chili. Zuflucht in Palma. Quarantaine. Gefangenschaft. Verhör. Befreiung. Angenehme Sitte. St. Helena. Sturm. Landung. Abenteuer in den Pampas. Chikanen. Rückkehr. Seite 316.

Mastai in San Michele. In Spoleto. Entwaffnung der Insurgenten. Imola. Der Liberale als Gevatter. Die Wahl. Pignatelli. Die beste Camarilla. Königliche Salbung der Demokratie. Der Franzose und der Sicilianer. Lebensweise und Silhouette des Papstes. Der Leibkutscher. Seite 332.

Briefe aus Neapel.

Fabelhafter Umschwung. Mäßigung des Volkes. Ein König in der Klemme. Delcarretto's Verschwinden. Der ehrliche Spion. Die Diplomaten und ihre Rathschläge. Die grünen Beinkleider. Halbe Freude. Seite 347.

Die Lazaroni. Industrie. Anarchie in den Jahren 1799 und 1806. Der Herzog de la Torre. Cardinal Ruffo und der heil. Antonius. Geschichten von 1815. Die Geistlichkeit. Ein liberaler Bischof. Don Michele und seine Beredsamkeit. Rücksicht auf den Clerus. Heldenmuth Polichinells. Ueppigkeit. Si alzi il Velo! Seite 362.

Schwurfest. Francesco di Paula. Der Respektswagen. Wir von Gottes Gnaden in rothem Lederzeug. Ein sparsamer pater patriae. Ibrahim Pascha. Die drei nordischen Mächte verdrießlich. Der Eid. Feste. Stimmung gegen Sicilien. Seite 378.

Reise-Stationen.

I.

Paris.

Ende September 1847.

Es heißt, um diese Jahreszeit sei „Niemand“ in Paris, und doch — welche Fülle immer noch gegen unsere großen Städte, wenn auch „Jemand“ da ist! Paris ist wie die Stätte, wo ein Füllhorn ausgeschüttet wurde; nirgends eine leere Stelle, ein kahler Platz, eine kümmerliche Einrichtung; Alles voll, reich, strotzend, überquellend. Das ist sein Reiz! In Paris kann selbst ein ganz gewöhnlicher, phantasieloser Mensch sich ein paar Tage lang wie ein Gott fühlen — der Enthusiast sogar ein paar Wochen lang; aber dann möchte auch er einsehen, daß er nur ein Mensch ist und Paris eine ungeheuer große, schöne, vergoldete Opiumschale, die ihn alle reizenden Dinge nur hat träumen lassen.

Ich war gestern in dem Louvre und seinen endlosen Sälen, in welchem oft vier Bilder neben einander hangen, deren Werth Millionen übersteigt. Ein Raphael, ein Murillo, ein van Dyck, ein Titian, Rahmen an Rahmen gedrängt! Außer den gefeierten Werken des sehr berühmten französischen Malers David und seiner Schüler habe ich im ganzen Louvre kein einziges

entschieden schlechtes Bild gesehen, und man schwelgt förmlich im Genusse der Schönheit, weil nirgends und nie das ästhetische Gefühl verletzt wird. Einem Kunstfreunde geht es hier im Louvre, wie es einer frommen, ihr ganzes Leben lang glaubenstreuen Seele beim Eintritt in den wirklichen Himmel gehen muß, wenn sie von Angesicht zu Angesicht die Heiligen findet, die sie gehofft, zu denen ihre Sehnsucht sie emporgezogen. Alle die herrlichen Bilder, die wir früher in dürftigen Nachbildungen bewundert und geahnt, treten uns in unglaublicher, unverhoffter Schönheit entgegen — vor allen die Bilder Murillo's! Ueberhaupt diese Spanier! Welche Glut und doch welche Wahrheit in ihrem Pinsel! Welche bewundernswerthe Menschen sind diese Zurbaran, Velasquez, Morales, diese Blüthen des katholischen Spaniens!

In Versailles, wo ich mich vor einigen Tagen beinahe todt gegangen und bewundert, störten mich dagegen die vielen durchaus schlechten Bilder. A toutes les gloires de la France hat Ludwig Philipp an den Eingang schreiben lassen. Diese gloires sind denn auch hinreichend vertreten, diese gloires und gloirettes, wenn man so sagen dürfte. In den großen Sälen, wo die Bilder der Marschälle hangen, fiel mir ganz besonders das feine, sanfte Gesicht des Marschalls Sebastiani, des Vaters der gemordeten Herzogin von Praslin, auf. Ein tiefes Mitleid überfiel mich — so

wie einige Tage später, als ich durch einen Zufall mich am offenen Thore seines Hotels befand, vor mir die stille, grüne Avenue, durch welche seine unglückliche Tochter zuletzt geschritten!

Hier in der Gesellschaft waren Herr und Frau Praslin beide nicht besonders beliebt. Sie nicht, weil man sie für eine reizbare, eifersüchtige und melancholische Frau hielt; die Welt liebt es nicht, das Unglück zu sehen, ihr Egoismus verlangt eine gänzliche Hingabe an ihre Interessen. — Der Herzog war nicht beliebt, weil man in ihm einen ganz unbedeutenden, uninteressanten Menschen sah. „Er war ein Schaf", sagte mir eine Person, die ihn kannte.

Ich habe Jemanden gesprochen, der sich zufällig am Vorabende vor dem Morde im Sprechzimmer des Institutes befand, in welchem die Deluzy Aufnahme gefunden, als der Herzog von Praslin bei ihr gemeldet wurde. Jener Augenzeuge sagte mir, es sei eine merkwürdige Scene gewesen, den Herzog und die Deluzy sich lautweinend in die Arme stürzen zu sehen, als stehe ihnen das größte Unglück bevor. Ueber die Rücksichtslosigkeit dieser Zärtlichkeits-Ergüsse in seiner und der Vorsteherin Gegenwart wunderte er sich damals nicht wenig, und die arme Herzogin mag wohl Recht gehabt haben, wenn sie an ihren Mann schreibt: Vous confiez mes enfans à une personne, qui a de détestables manières!

Die Erwähnung des Praslin'schen Drama's bringt mir ein anderes Drama in Erinnerung, nämlich eines von Alexander Dumas, welches auf der prachtvollen, von ihm eigens für seine Stücke erbauten Bühne aufgeführt wird, und zwar seit zwei Monaten jeden Abend bei vollem Hause. Es ist aber auch ein merkwürdiges Stück voll Leben und Spannung. Es heißt: Le chevalier de Maison rouge, ist ein Bild aus der Zeit der großen Revolution und eigentlich eine Verhöhnung dieser Revolution — vielleicht eine wahre Schilderung, aber sie sieht aus wie eine kecke Parodie, und es ist unbegreiflich, wie die Franzosen sich dieses Stück gefallen lassen, ja, mit ungetheiltem Beifalle aufnehmen, da es doch geradezu scharf gegen alle Grundlagen ihres politischen Lebens und ihrer ganzen Geschichte seit 1789 gerichtet ist — Reaction von Anfang bis zu Ende! —

Der Chevalier de Maison rouge will die Königin Marie Antoinette, die gefangen im Tempie sitzt, befreien und bedient sich dazu der Mitwirkung eines Gerbermeisters, dessen politisches Bekenntniß das seinige ist, und den er überdies noch in frühern Jahren sich verpflichtet hat. Dieser Meister hat eine junge, schöne Frau, auf welche er äußerst eifersüchtig, und die in der That in einen Nationalgarden-Offizier und Freiheitshelden verliebt ist, welcher ihr auf einer der aristokratischen Missionen, zu denen ihr Gatte sie gebraucht, einst

das Leben gerettet hat. Der Gerbermeister zwingt seine Frau nun, mit der Androhung, das Leben des jungen Mannes zu gefährden, unter Anderem dazu, ihren Einfluß auf den Verliebten dahin zu mißbrauchen, daß er sie zu der gefangenen Königin führe. Die Frau soll der Königin einen Strauß von Nelken überreichen, in dessen Innerm ein für sie bestimmtes Billet steckt, das ihr die Mittel zu ihrer Flucht andeuten soll. Das Complot wird jedoch entdeckt, die Meisterin und der Offizier werden gefangen genommen und zum Tode verurtheilt, die Execution wird aber durch einen ihnen ergebenen Freund, der sich selbst opfert, verhindert. Dieser Freund hat auch die Gefälligkeit, das letzte Hinderniß, den Mann der jungen Frau, den Gerber aus dem Wege zu räumen, indem er ihn tödtet, und so entflieht denn zuletzt die junge Wittwe mit ihrem Geliebten. Eine erschütternde Episode im Stücke bildet eine Mutter aus dem Volke, la femme Tison. Seitdem Victor Hugo mit so viel Erfolg uns Esmeralda's unglückliche Mutter gezeichnet, wimmelt es in der französischen Literatur von Müttern, die ihr Kind dem Galgen zuwandeln sehen müssen; denn man mag behaupten, was man will, es gibt kein nachahmungssüchtigeres Volk, als die Franzosen, nur mit dem Unterschiede, daß es sich selber nachäfft, während andere Völker ihre Muster auswärts suchen. Die Mutter, die in diesem Stücke vorkommt, ist eine Aufseherin aus dem Temple, deren sechszehn-

jährige Tochter gefangen genommen und die in ihrer Verzweiflung darüber von den Jacobinern benutzt wird, mehrere ihnen verhaßte Personen anzuklagen. Aber was wird aus der armen mißbrauchten Frau, als die Person ihr gegenüber tritt, gegen welche man sie die Hauptanklage zu schleudern vermocht hat, und sie in dieser ihre eigene einzige Tochter erkennt! Da die Rolle der Mutter vortrefflich gegeben ward, so hatte diese Scene etwas tief Erschütterndes, so wie auch die folgende Scene, worin der Chevalier der Mutter verspricht, ihre Tochter zu retten, wenn sie die Königin besser behandle und deren Flucht nicht verhindere.

La femme Tison: Eh bien, sur quoi veux-tu jurer?

Le chevalier: Dis toi-même.

La femme Tison: As-tu une fille?

Le chevalier: Non.

La femme Tison: Eh bien, sur quoi veux-tu jurer alors?

Das alles ist herzzerreißend, wie überhaupt das ganze Stück, sobald es gut gegeben wird, den lebhaftesten Eindruck auf den Zuschauer nicht verfehlen kann.

Die sechszehnjährige, von der Mutter angeschuldigte Tochter wird wirklich hingerichtet und jene erstickt dann aus Rache den Sansculotten, der sie zu deren Anschuldigung verleitet, wodurch der poetischen Gerechtigkeit genügt wird. Der böse Sansculotte, der von Boutin

vortrefflich gegeben wurde, ist auch die komische Figur des Stückes, wodurch das Gräßliche sehr gemildert wird. Das radicale Jacobinerthum wird in ihm dem Gelächter Preis gegeben als dumm, feig und absurd. Das ist ganz richtig, aber in Paris in einem Boulevard-Theater erwartet man es nicht. Die edlen Personen des Stückes sind dagegen fast alle Royalisten bis auf einige Enthusiasten, die aber auch ihren „Irrthum" am Ende des Stückes schwer genug mit dem Leben bezahlen. Köstlich ist eine Nebenfigur, Artemisa, die Göttin der Vernunft, eine listige Grisette, die den Schildwachen, wenn sie sie nicht einlassen wollen, zuruft:

Je vous dis, que j'ai une foule de raisons pour entrer. D'abord je suis Déesse, ensuite je suis un peu cousine de la veuve Plumeau u. s. w. Und so schlägt ein Witz den andern.

Die Schauspieler waren sämmtlich genügend, einige sogar vortrefflich; die Frauen hingegen, wenn sie auch gut spielten, mit Ausnahme der sechszehnjährigen Tison, über alle Begriffe häßlich, alt und mager. Ich kann überhaupt bis jetzt nicht mein Geschick in dieser Beziehung preisen: ich habe noch wenig hübsche Gesichter gesehen und denke mit Freuden an die heimischen blauen Augen und rothen Wangen. Selbst was die Toilette betrifft, kann man den Französinnen nicht unbedingt die Palme zuerkennen: man sieht hier gerade so viel geschmacklose Anzüge wie bei uns; daß man mehr elegante und

geschmackvolle sieht, ist nicht allein Verdienst derer, die sie tragen, sie sehen eben mehr und bessere Muster als bei uns!

In den Variétés sah ich Bouffé wieder in seiner berühmten Rolle als Gamin. Als Père Grandet in „La fille de l'avare" fand ich ihn groß, als Gamin bloß sehr gewandt. Es war mir peinlich, den reifen Mann, dessen künstlerische Vortrefflichkeit mir Respect einflößt, als Gassenbuben halsbrecherische Kunststücke auf Stühlen und Bänken ausführen zu sehen. Bei seinem ersten Auftreten waren seine Kleider buchstäblich klatschnaß und troffen ganze Wassergüsse aus — bei uns hat das Publikum sich das hinzuzudenken, der Schauspieler hütet sich wohl, die Natürlichkeit so weit zu treiben, daß sie ihm den Schnupfen einbringen könnte — das Publikum muß eben seine Phantasie zu Hülfe nehmen, und der Phantasie greift dann freilich die Beleuchtung in den meisten deutschen Häusern unter die Arme. Auffallend war mir die Bemerkung, daß das Institut der organisirten Claque in Paris das Beifallklatschen nachgerade völlig aus der Mode gebracht zu haben scheint. Bei den hinreißendsten Momenten Bouffé's regten sich nur die Hände unter dem Lustre. Dagegen freute es mich, in dem blasirten Paris bei einer rührenden Stelle des Stückes die Frauen insgesammt tief ergriffen, alle Augen naß und die Sacktücher vor den Gesichtern zu sehen. Diese Erregbarkeit, dieses schnelle Durchlaufen

aller Stufen der Empfindung, diese rasch pulsirende Empfänglichkeit für große, hochherzige oder für rührende und wehmüthige Eindrücke ist eben die Hauptliebenswürdigkeit der Franzosen, und ich freute mich ihrer um so mehr, je öfter ich an dem weiblichen Publikum einer mir bekannten deutschen Stadt Aergerniß genommen, das den erschütterndsten Momenten der Tragödie gegenüber lachenden Mundes da saß! —

Ein wunderschöner Herbsttag hat mich gestern hinausgelockt nach Saint-Denis. Die Nord-Eisenbahn bringt in weniger als zehn Minuten hin, aus dem lärmenden, tobenden, schreienden Paris in die stille Todtenstadt des französischen Königthums. Die Restaurations-Arbeiten der Abteikirche sind fast ganz beendet, die Spuren des Vandalismus, der seine tempelschändersche Hand an dieses Heiligthum legte, sind gelöscht, und der Dom des heiligen Dionys stört den Eindruck, den er auf den Beschauer macht, durch nichts mehr, als allenfalls durch das verwitterte und verblichene Läppchen Juli-Freiheit am hohen Giebelfelde über dem Hauptportale. Jener Eindruck aber ist ein wahrhaft überwältigender. Das Mittelalter hat uns kein phantastischeres und zugleich schöneres Denkmal der Wunderwelt der Romantik zurückgelassen, als diese Kathedrale ist. Karolingische Eleganz der Ornamentik, byzantinische Phantastik, gothischer Schwung — das alles ist zu einem glänzend schönen Ganzen verschmolzen in diesem Denk-

male Dagobert's, des großen Merovingers. Es ist keine Stelle in Frankreich, ich möchte sagen: in der Welt, wo die Vorwelt so dicht und nahe an unser Bewußtsein tritt und alle die unsichtbaren Fäden, welche zwischen ihr und der Gegenwart hin- und herlaufen, unseren Augen so sichtbar werden. Was ist dagegen der Speyerer Dom mit den Gräbern einiger Kaiser, die längst dem Bewußtsein des deutschen Volkes entrückt sind — des armen Volkes, zu dessen politischer Misère ja auch der Jammer gehört, daß es kein National-Heiligthum, keine in seinem Herzen lebendige Geschichte hat und bei seiner Zersplitterung haben kann!

In Saint-Denis, wo die großen Träger des Namens Frankreich schlafen, sind es übrigens nicht allein die historischen Erinnerungen, welche den Besucher erfüllen, es ist auch die Kunst, die ihn zur Bewunderung hinreißt; denn außer dem Gebäude des Münsters selbst, außer seinen Glasmalereien (unter denen bekanntlich die ältesten Kunstwerke der Art, aus den Tagen des Abtes Suger herstammend) sind auch die Tumben und Xenotaphien und Bildsäulen der hier begrabenen Sprossen der großen Königsgeschlechter, welche über Frankreich herrschten, vortreffliche Schöpfungen alter und neuer Kunst. So ist es nicht möglich, einen sprechenderen Kopf zu meißeln, als den des heiligen Ludwigs, mit der langen Nase, der bornirten Physiognomie und der unendlichen Guthmüthigkeit in den Zügen, welche die eines Weibes

zu sein scheinen — trotz aller Bewunderung, die ich für Saint Louis, den hochherzigen Glaubensstreiter, hege, sei es gesagt! Eben so schön ist die Gestalt Katharinens von Medicis wiedergegeben. Härte, Heftigkeit und Bosheit in allen Zügen, auf dieser eisernen Stirn, in den vorquellenden Augen, dem stark hervortretenden Munde. Ein Kopf Turenne's — ein markirtes rundes Soldatengesicht — ist ebenfalls von großer Schönheit. Turenne's Asche war die einzige, welche die Ikonoklasten der Revolution schonten. Besonders hervortretend sind unter den Denkmalen die großen Xenotaphien Ludwig's XII., Franz's I. und Heinrich's II. Sie sind aus weißem Marmor gehauen, die Tumba ist unten mit vortrefflichen Basreliefs geziert, oben auf ihr liegen die Leiber der Könige mit ihren Gemahlinnen — auf dem Denkmale Ludwig's XII. ist es Anne de Bretagne, bei Franz I. Claude, bei Heinrich Katharina von Medicis: sie sind als Leichen dargestellt, die Köpfe von den Kissen zurück sinkend, und auffallender Weise — Mann wie Weib — ganz nackt, aber vortrefflich gearbeitet. Ueber diesen Gestalten wölbt sich nun noch ein marmorner Baldachin, auf dem dieselben Gestalten als lebend und im Gebete knieend dargestellt sind.

Ein seltsames Denkmal hat sich der Ungeschmack der Kaiserzeit in Saint-Denis gesetzt. Es sind Glasmalereien im südlichen Theile des Querschiffes, welche die Verdienste Napoleon's um die Erhaltung des Mün-

sters und die Wiederbestattung der aus den Gräbern gerissenen Gebeine verewigen sollen. Es gibt nichts Absurderes als diese Uniform-Fracks, Patrontaschen und weißen Beinkleider in den farbigen Spitzbogenfenstern eines gothischen Domes!

Einer meiner Lieblingsausflüge von Paris aus ist der nach Saint-Germain-en-Laye. Man fährt mit der Eisenbahn bis etwa eine Viertelstunde von Saint-Germain; dort bleibt die Locomotive zurück, und der erste Waggon fällt in den wie eine ungeheure Raupe sich fortschlängelnden Cylinder der atmosphärischen Eisenbahn ein, die sanft und geräuschlos, eine schräg aufsteigende Brücke über die Seine hinauf, die Höhe erklimmt, auf welcher Saint-Germain liegt; diese Art, schiefe Ebenen zu übersteigen, scheint mir unendlich zweckmäßiger, als den ganzen Convoi an einem einzigen Stricke heraufzuschleppen, wie man es bei Aachen und Lüttich thut. Solch ein Strick ist ein höchst unzuverlässiges Ding — wenigstens fanden wir auf der Herreise zu Lüttich dieses Vehikel gebrochen, mußten deshalb zwei Stunden lang warten und kamen zu spät in Brüssel an, um den Nachtzug nach Paris benutzen zu können, was uns denn freilich zur Entschädigung den unschätzbaren Vortheil einbrachte, im Hotel Belle-Vue in Brüssel für ein Nachtquartier auf das unverschämteste geprellt zu werden.

Aber kehren wir zurück nach Saint Germain mit seinem düsteren alten Schlosse curiosester Bauart, jetzt:

„Pénitencier militaire“, mit seiner herrlichen Terrasse, seinen reitenden Engländerinnen, seinem Pavillon Henri IV., der so heißt, „weil Ludwig XIV. darin geboren“, und mit einer entzückenden Aussicht auf eines der schönsten Stücke des schönen, aber melancholischen Frankreichs. Denn Lamartine's Wort: „La France s'attriste“, hat eine tiefe Wahrheit, die einem dichterischen Geiste zu offenbaren vorbehalten war. Frankreichs Vergangenheit ist zu groß, seine Gegenwart zu klein, seine schönste That, die Revolution, zu blut- und sündenbefleckt, als daß nicht dieses Frankreich von heute im Grunde ein melancholisches Land sein sollte. Das eigentliche Franzosenthum, das galante, frivole, liebenswürdige, heitere Franzosenthum, ist zu Grunde gegangen: es ist eigentlich schon mit dem Puder und dem Reifrocke verschwunden. Man braucht nur hier in die Theater zu gehen, wenn Stücke aus jener amusanten, zierlichen, lasterhaften Zeit des Rococo gegeben werden, Stücke wie „Samuel Bernard“, „Les premiers armes de Richelieu“ u. s. w., um zu fühlen, wie der Genius Frankreichs, der Volksgeist, der französische Esprit möchte ich übersetzen, in gepuderte Perrücke, Brokatrobe und Spitzenmanchette gehört. Es ist wahrhaft wunderbar, welchen Ausdruck, welche sprechende Physiognomie, welche Schönheit die französischen Gesichter in diesem Costume erhalten, welche Grazie der Bewegung, welche Harmonie der ganzen Erscheinung!

Die Literatur bietet nichts Neues von Bedeutung; nur eines zweibändigen Werkes über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands muß ich Erwähnung thun. Der Verfasser heißt Matter, scheint also ursprünglich ein Deutscher zu sein, und dies erklärt seine genaue Kenntniß deutscher Verhältnisse. Man rühmt ihm außerdem Schärfe der Auffassung, richtigen Blick und höchst treffende Urtheile nach. So sagte mir wenigstens Freund Venedey, bei dem ich das Buch fand und der es allen französischen Versuchen über Deutschland vorzuziehen geneigt war.

Die Blätter moquiren sich über ein neues Wappen, welches das Gebiet der Heraldik vergrößert hat, und das Niemand anders sich auf seinen Kutschenschlag malen ließ, als Eugen Sue — dessen Vater, nebenbei gesagt, ich unter den gloires de la France in Versailles aufgehängt sah. Ein Wappen auf seinem Kutschenschlage zu haben, sagt eines der kleinen Journale, ist Mode bei den französischen Schriftstellern. Alexander Dumas, der mit beiden Händen und beiden Füßen zugleich zu schreiben scheint, führt in blauem Felde drei Enten, Scribe zwei Federn über einem umgestürzten Dintenfasse, und Herr v. Balzac hat sich in Ermangelung einer Equipage auf seinen berühmten Stock die Grafenkrone der Henriette d'Entragues de Balzac, einer der „femmes de trente ans", welche Heinrich IV. für einen Augenblick zu Königinnen von Frankreich und

Navarra machte, graviren lassen. Victor Hugo führt ebenfalls die Grafenkrone und das spanische Wort Herro (ferrum) darunter — die Urenkelin des Marschalls Moritz von Sachsen dagegen, George Sand, hat ein flammendes Schwert, umgeben von goldenen Sternen. Das alles aber ist lange nicht so bedeutungsvoll als Eugen Sue's neues Wappen. Der Verfasser der Mystères hat sich nämlich einen rothen Krebs hineingesetzt! Eine wahrhaft ominöse Devise für den Verfasser des vollständig durchgefallenen Martin. Ein deutscher Schriftsteller hätte sich wohl gehütet vor dem Symbole! Staunenswürdig ist übrigens, wie kurz das Gedächtniß dieser rasch lebenden Pariser Generation sein muß, wie schnell die Eindrücke verfliegen, welche sich ihm aufdrängen: denn — es ist unglaublich und doch wahr — die berühmten Geheimnisse von Paris, welche vor fünf Jahren erst das Journal des Débats veröffentlichte, diese von aller Welt verschlungenen Geheimnisse druckt jetzt der Constitutionnel in seinen Spalten zum zweiten Male ab, und hat doch sicherlich dabei die Ueberzeugung, seinen Lesern etwas Neues und Interessantes zu liefern! Nebenbei auch ein Beweis, daß man nichts Besseres hat — Alexander Dumas allein muß eben doch nicht hinreichen, obwohl seine Feder jetzt zu gleicher Zeit den Constitutionnel mit der Fortsetzung von Quarenteeing und die Presse mit der Fortsetzung der Memoiren eines Arztes versieht. — Ein anderer Autor von großer

Fruchtbarkeit für Feuilleton und Theater, Frederic Soulié, ist vor wenig Tagen, am 25. September, einer Herzkrankheit erlegen — belgische Blätter hatten ihn schon vor mehreren Wochen todt gesagt. Er wird von Bièvres, wo er starb, zur Bestattung nach Paris gebracht werden.

Heinrich Heine fand ich diesmal sehr, sehr leidend und verändert in den anderthalb Jahren, in welchen ich ihn nicht gesehen. Die Lähmung seiner Glieder hat sich immer weiter ausgedehnt, die Augenlider sind zugefallen, und nur das eine Auge läßt ihm noch einen schwachen Lichtstrahl zukommen, zwingt ihn aber, das Haupt zurück gebeugt zu tragen, um zu sehen. Er war den Sommer über in Montmorency und klagte über die Bäder von Barèges, welche er sich selbst verordnet und die eine viel zu starke Wirkung haben für einen Zustand wie den seinen. Es gibt in der Welt nichts Erschütternderes, als sein Leiden, und doch trägt er es mit einer wahrhaft stoischen Ruhe, mit einer unbegreiflichen Heiterkeit und dem Gleichmuthe eines Weisen. Sein Gesicht ist unbeschreiblich schön geworden; ausdrucksvoll, bleich und fein geschnitten, wie eine antike Camee, gleicht es dem Kopfe eines Dulders, der ausgerungen hat. Ich wünschte, Lessing malte diesen Kopf: er könnte ihn als Huß gebrauchen. Alles, was Dichterisches und Edles in der Seele Heine's geschlummert — freilich nur zu oft geschlummert, — hat sich gehoben, die Schlacken sind gesunken, die befreite Psyche, die

er so oft selbst mißhandelt und ins Antlitz geschlagen, ist hervorgetreten und thront auf seinen Zügen — und man sieht jetzt, wie schön eigentlich diese Psyche ist! — — Heine's letzte Arbeiten sind seinen Memoiren gewidmet gewesen. Möge er sie vollenden können — ich zweifle nicht daran; es ist eine fabelhaft zähe Lebenskraft in ihm. —

Der Zufall führte mich gestern auf den Père Lachaise, als gerade die Beerdigung Frederic Soulié's Statt fand. Eine ungeheure Menschenmasse hatte sich eingefunden, so daß Verletzungen durch das Gedränge vorgekommen sein sollen. Es waren meist Leute aus dem Volke, Blousenmänner, welche die Hügel des Père Lachaise bedeckten, und wenn sie der Feier auch beiwohnten wie einem Schauspiele, so war doch eben ihr Interesse an diesem Schauspiele, ihre Bekanntschaft mit den Werken Soulié's, ihre Empfänglichkeit für die Eindrücke, welche die Redner am Grabe des Dichters zu erregen suchten, nur geeignet, von diesem französischen „Volke" eine äußerst günstige Meinung einzuflößen. — Unter denen, welche dem Leichenwagen folgten, waren Victor Hugo, Alexander und Adolph Dumas, Janin, Paul Feval, Paul Lacroix, Emile de Girardin, Marco de Saint-Hilaire und eine Menge anderer „öffentlicher Charaktere", ferner die beiden Gesellschaften der dramatischen Autoren und der Schriftsteller fast vollzählig. Nachdem der Sarg aus dem reich verzierten Wagen

genommen und eingesenkt war, erhob sich Victor Hugo und hielt mit sonorem, lautem Organ eine Rede, welche vom lebhaftesten Beifallrufen jeden Augenblick unterbrochen wurde. Sie war in der That reich an glänzenden Gedanken, und das Aeußere des Redners, diese hohe Stirn, diese schönen Züge voll Milde und majestätischer Würde gaben ihnen doppeltes Gewicht. Mit förmlichem Jubel wurde die folgende Stelle der Rede aufgenommen:

„En cette grande époque littéraire, où le génie, chose qu'on n'avait point vue encore, disons-le à l'honneur de notre temps, ne se sépare jamais de l'indépendance, Frédéric Soulié était de ceux qui ne se courbent que pour prêter l'oreille à leur conscience, et qui honorent le talent par la dignité. Il était de ces hommes qui ne veulent rien devoir qu'à leur travail, qui font de la pensée un instrument d'honnêteté et du théâtre un lieu d'enseignement, qui respectent la poésie et le peuple en même temps; qui pourtant ont de l'audace, mais qui acceptent pleinement la responsabilité de leur audace, car ils n'oublient jamais qu'il y a du magistrat dans l'écrivain et du prêtre dans le poète. Son talent, c'était son âme, toujours pleine de la meilleure et de la plus saine énergie. De là lui venait cette force, qui se résolvait en vigueur pour les penseurs et en puissance pour

la foule. Il vivait par le coeur, c'est par là aussi qu'il est mort."

Eben so die folgende Stelle, aus welcher hervorgeht, daß die große Theilnahme des Volkes an der Bestattung eines Schriftstellers, worüber ich eben mein Befremden ausdrückte, sich von je in Paris bewährt hat und von dem Redner hatte vorausgesetzt werden können:

„Que cette foule, qui nous entoure et qui veut bien m'écouter avec tant de religieuse attention, que ce peuple généreux, laborieux et pensif qui ne fait défaut à aucune de ces solennités douloureuses et qui suit les funérailles de ses écrivains comme on suit le convoi d'un ami, que ce peuple si intelligent et si sérieux le sache bien, quand les philosophes, quand les écrivains, quand les poètes viennent apporter ici, à ce commun abîme de tous les hommes, un des leurs, ils viennent sans trouble, sans ombre, sans inquiétude, pleins d'une foi inexprimable dans cette autre vie, sans laquelle celle-ci ne serait digne ni du Dieu qui la donne, ni de l'homme qui la reçoit. Des penseurs ne se défient pas de Dieu. Ils regardent avec tranquillité, avec sérénité, quelques-uns avec joie, cette fosse qui n'a pas de fond; ils savent que le corps y trouve une prison, mais que l'âme y trouve des ailes."

Nach Victor Hugo trat der Baron Taylor, Präsident der Gesellschaft dramatischer Künstler, vor; er sprach mit außerordentlicher Wärme und Kraft und mit einer Gesticulation, welche den höchsten Enthusiasmus ausdrückte. Ihm folgte Antony Béraud, der Director des Ambigu-Comique; Frederic Soulié hatte in seinen Armen den Geist aufgegeben, und Béraud theilte eine ausführliche Schilderung der letzten Momente seines Busenfreundes mit. „Nimm meine andere Hand, die dort ist schon todt!“ hatte Soulié beim Abschiede zu ihm gesagt — und das Volk beklatschte Soulié dafür und rief ihm Bravo's in die Grube nach! Verse improvisirend war Soulié gestorben — die letzten Sylben eines Verses hauchten seine Lippen, als sie schon todt waren, sagte der Redner. Adolph Dumas folgte auf Béraud und sprach in gebundener Rede, die großen Applaus fand, obwohl sie durchaus nicht frei von Schwulst war. Der Letzte, den ich hörte, war der berühmte Bibliophile, der statt des Grafen Salvandy sprach, welcher letztere abwesend ist — Salvandy nämlich, so hatte man gehofft, werde reden am Grabe Soulié's. Ein Minister, der die Leichenrede einem Schriftsteller zweiten Ranges hält — welche Kluft liegt noch zwischen französischen und deutschen Begriffen! — Als die Bestattung zu Ende war, flutete die Menge aus einander, indem sie mit langem Applaus und lauten Bravo's die bekanntesten und beliebtesten unter den an-

wesenden Schriftstellern begleitete. Mir summten, während ich mich entfernte, die folgenden Verse aus der Rede Adolph Dumas' im Ohre:

Non, on nous l'a trop dit avec indifférence,
Non, nous ne sommes pas les morts du lendemain;
Non, nous sommes ce siècle, et nous sommes la France,
Et la langue française et l'empire romain.

Nous avons fait mentir tant de choses et d'autres
Qu'on veut même égarer un mort à son trépas,
Non, le génie est là, gardé par des apôtres . . .
Crucifiez le Dieu, la mort ne l'aura pas!

Frederic Soulié scheint seinen frühen Tod (er war erst 47 Jahre alt) sich durch übermäßiges Arbeiten zugezogen zu haben. Er lebte in einem unglücklichen Verhältnisse zu einer Dame, welche die Gesellschaft hartnäckig aus ihren Kreisen ausschloß und welche er zu entschädigen suchte, indem er sie mit allem Luxus umgab, den seine Feder ihr zu schaffen vermochte. Seine bedeutendsten Arbeiten sind im Roman die „Memoiren des Teufels" und im Drama „Le Closerie des Genêts."

II.

Marseille.

Thalatta, Thalatta! Sei gegrüßt, du unendliches Meer, über welches alle Wünsche meiner Seele sich vorausschwingen dem Süden und seinem Wunderlande zu, über die Brandung, die dunkelblauen Wogen und — die Seekrankheit fort! Das sind die zwei unangenehmen Dinge, die sich uns Rheinländern auf den Pfad legen, der nach Rom führt, damit wir nicht zu leicht an das schöne Ziel gelangen — Frankreich und die Seekrankheit! Nun, das schlimmere ist überstanden und so wird sich denn auch mit dem andern fertig werden lassen.

Wenn man die anhört, welche es am besten wissen müssen, die Franzosen nämlich, so ist Frankreich bekanntlich das schönste, das gebildetste, das in jeder Hinsicht glorreichste Land der Welt. Was mich angeht, ich bin seiner herzlich satt und danke Gott, daß es endlich hinter mir liegt — la belle France!

Paris ist schön — ja, das kann Niemand ihm absprechen. Diese helle, lustige, bunte Hauptstadt mitten in dem zu Grunde regierten öden stillen Lande rief mir einen Eindruck meiner Jugend lebhaft ins Gedächtniß zurück. In dem Pavillon eines großen und alterthümlichen Parkes gab man einen glänzenden Ball. Es war tiefe Nacht geworden, als ich müde und erhitzt hinter einem der faltenreichen Damastvorhänge in eine

Fensternische trat, und mein Gesicht an die eisigen Scheiben legte, um es abzukühlen. Die Augen unterschieden, indem sie sich an die Dunkelheit gewöhnten, immer deutlicher die Umrisse der dunklen Gegenstände draußen; und während hinter mir die Kerzen strahlten, die hohen Trümeaux ein Meer von blendendem Glanz und Juwelenschimmer spiegelten, die Musik jubelte und rauschte, war es mir, als träten die hohen stillen Tannen immer näher und bewegten leise die Zweige im Nachtwind — eine Sprache voll unendlicher Melancholie. Sie bogen ihre Wipfel hin und her wie der Zug der Luft es wollte, als habe Muth und Lust sie verlassen, ihr Haupt zu erheben. Eine tiefe Trauer kam über mich; diese Einsamkeit und Stille und Nacht da draußen und diese grelle Lustigkeit, dieses jubelnde Leben im Saale hatten durch ihren Contrast etwas Beängstigendes. Den ganzen Abend konnte ich die stillen traurigen Bäume draußen nicht wieder los werden und ihr leises Rauschen übertönte für mich die schrille Tanzmusik, obgleich es nur in meiner Einbildung hörbar war. Denselben Eindruck aber hatte ich in Paris beim Gedanken an das übrige Frankreich — ein Land, über dessen ausgesogene Gefilde ein melancholisches Wehen rauscht, welches der bunte Ballsaal Paris mit seiner lustigen Musik überschmettert und vergißt!

Aber ich will auch vergessen, vergessen zuerst, wie man uns in Paris auf der Messagerie royale Morgens

um 10 Uhr in ein Coupé pferchte und ohne ein Wort der Belehrung über Troyes nach unserem Ziele Chalons spedirte, statt uns zu sagen, daß wir eine Stunde früher in demselben Chalons ankommen würden, wenn wir erst den Abend um 6 Uhr mit dem Wagen über Auxerre abführen. Man muß sich zu trösten wissen, und jenes übertünchte Wort, welches Victor Hugo im Notre-Damethurm entdeckte:

Ἀναγκη

über solch einer französischen Regulustonne sich geschrieben denken. Dann geht alles. Hatten wir doch auch unschätzbare Vortheile, welche das Plus von neun Stunden grauenhaften Gerappels auf den schauderhaften französischen Kieselstraßen wohl aufwogen. Denn erstens kamen wir durch eine, freilich sehr öde, Gegend, in welcher irgendwo in einem Winkel La Maison rouge liegen muß — durch Alexander Dumas classischer Boden; überaus classisch in der That, denn etwas weniger Romantisches gibt es auf der Welt nicht! Sodann speisten wir in Nangis und da es, wenn ich nicht irre, einen sehr berühmten Guilleaume de Nangis geben muß, von dem ich freilich nichts weiß, über den ich aber daheim meinen Ersch und Gruber befragen will, sobald, was vielleicht noch im Laufe dieses Jahrhunderts der Fall, das Werk bis zum Buchstaben N. fortgeschritten sein wird, — so habe ich die sichere Aussicht, mich einst in meinem hohen Alter sehr glücklich zu

fühlen, den Geburtsort eines großen Mannes zu kennen. Eine lange Strecke neben der Seine herzufahren, wo sie nicht größer als der schmalste Wiesenbach ist, hatte für einen Liebhaber von Curiositäten wie mich auch seinen Werth; und vom hohen Bergplateau hinter Sainte Seine — sie ist da noch heilig, die gute junge, Seine — die Quellenthäler derselben zu überblicken ist jedenfalls ein Genuß, den man nicht alle Tage hat.

Hinter dem Oertchen Val Suzon erklimmt der Postwagen gewaltige Bergsteigen; ist man oben angelangt, so öffnet sich ein Panorama, dessen ungeheure Ausdehnung in der Abendbeleuchtung, in welcher unsre Blicke es überflogen, einen malerischen und phantastischen Reiz besaß. Wir sahen die weiten Hügelebenenen Burgunds vor uns, im Mittelgrunde die ergrauenden Thürme von Dijon — altes deutsches Land und Reichsboden, und wenn ich die Wahrheit gestehen soll, farbenreicher, wärmer, behaglicher, wohlhabender, angebauter kam es mir vor als Alles, was ich noch von Frankreich gesehen. Auch scheint Dijon etwas von altem Wohlstande erhalten zu haben, dagegen ist Chalons an der Saone, wo wir mitten in der Nacht anlangten, ganz die gelbschmutzige, delabrirte Stadt, wie diese französischen Nester alle, die sammt und sonders an der einen Krankheit zu Grunde gehen — an Paris! Aus unserm Wirthshause, dem vornehmsten Hotel der Stadt Chalons, das aber nicht halb so viel Reinlich-

keit und Comfort bot wie die Schenke des ersten besten Marktfleckens in Deutschland, eilten wir, auf das Dampfschiff zu kommen, welches am Saonekai lag, um vor Tagesanbruch seine Fahrt thalabwärts zu beginnen. Kaltes Regenwetter drängte hier eine fabelhafte Anzahl Fremder in der winzig kleinen Kajüte zusammen — aus allen Weltgegenden waren sie herbeigeströmt und wie ein Heuschreckenschwarm auf die unglückliche Nußschale gestürzt, die krächzend auf dem gelben Saonenwasser schwankte. Da waren Engländer, Kurländer, Deutsche, Franzosen, Landleute, Priester, Soldaten, blaue Schwestern eines barmherzigen Ordens für Krankenpflege, alles durch einander, eins über das andere stolpernd. — Es kam mir vor, als wäre ich auf dem Narrenschiff weiland Meister Sebastian Brandt's; denn offenbar konnten es schwerlich vernünftige Leute sein, die sich so steif und fest in den Kopf gesetzt, durchaus auf dieser schmutzigen rappelnden Dschonke, von französischer Politesse Dampfboot genannt, fahren zu wollen! In der Kajüte kein Gedanke an Platz, weder auf noch unter einem Tisch, selbst von der Ofenröhre hatte ein Individuum Besitz genommen, der Papagei einer Engländerin; es blieb nichts übrig, als oben auf dem Verdeck sich naß regnen zu lassen und die zweifelhafte Seemannstüchtigkeit französischer Matrosen zu studiren. Da fiel mir der Guide ein, den ich mir gekauft, ich hockte unter einem Regenschirm hinter dem Rauchfang nieder und

nachdem ich das Bild um mich her noch einmal in's Auge gefaßt, einen trübseligen Fluß, der an flachen sandigen reizlosen Ufern wegkriecht, las ich erstaunt: „Die Saone entspringt in den Vogesen! Dieser glückliche Fluß, voll Anmuth in seinen Windungen, majestätisch, elegant, coquett, bizarr in seinen raschen und unerwarteten Krümmungen, rollt bei jedem Augenblick Gemälde auf, in denen die Natur ihren Reichthum und ihren Glanz entfaltet: von allen den zauberischen Gestaden aber trägt die Strecke zwischen Chalons und Lyon den Preis davon, wie das Paradies unserer ersten Eltern den Preis über alle Wunder der Schöpfung davon trug!“ — Du lieber Gott, solche Windbeutel sind diese Franzosen! Ich kann auf mein deutsches Gewissen versichern, daß hier von Paradies so wenig die Rede sein konnte, wie zwischen Stolpe und Danzig, und daß auch gar nichts an die Zeiten unsrer ersten Eltern erinnerte, als höchstens die Arche Noah unter meinen Füßen mit ihren Papageien und Engländern darin!

Das erste Städtchen, welches wir erreichten, war Turnus, einst mit einer stattlichen burgartigen Benediktinerabtei über dem Grabe des heiligen Valerian, und der Geburtsort des Malers Greuze. Die Abtei diente vor langen Jahren als Zuflucht der frommen und zärtlichen Marguerite, der Tochter des Grafen Beranger von Provence und Verlobte des heiligen Ludwig. Bei Tur-

nus zeigt sich die erste der leichten und anmuthigen Hängebrücken aus Gußeisen, die sich später in unzählbarer Menge über feste Sandsteinpfeiler von einem Ufer der Saone zum andern schwingen. Die Gegend belebt sich und nach einer Fahrt von einer guten Stunde taucht Macon rechts, Saint-Laurent links auf und bildet ein pittoreskes Bild, während rechts die Ebenen, ehemals zu Altburgund gehörend, sich in eine größere Vegetation kleiden und am Horizont in Hügelreihen auslaufen, über denen dem „historischen Wanderer" die Nebelgestalten der großen Herrscher der Times of old, Philipp der Verwegene, Johann ohne Furcht, Philipp der Gute und Karl der Kühne von Burgund auftauchen. Das ganze Land zur Linken dagegen, flacher und reizloser, ist die Bresse, eine Gegend, die bekanntlich an celtischen und römischen Ueberbleibseln eben so reich ist, wie an feudalen Erinnerungen, welche sich in einer Menge stattlicher gothischer Schlösser mit Zinnen und Pfefferbüchsen ausgeprägt haben.

Macon sieht wohlhabender, besser erhalten aus als Chalons, es hat einen großen belebten Kai die Saone entlang. Unter dem Volke, welches die Ankunft unsres Fahrzeugs dort zusammenlockte, bemerkte ich junge Bäuerinnen in einer originellen und sehr kleidsamen Tracht. Sie trugen ein Mieder von blauem Tuch mit rother gewirkter Borde und einer Spitzenbesetzten Chemisette oben, einen kurzen gestreiften Rock und auf dem

Kopfe über einer weißen gefältelten Haube ein schwarzes mit groben Spitzen besetztes Hütchen von unbeschreiblicher Kleinheit.

Macon ist der Geburtsort Senecus, eines ziemlich matten Epigrammendichters und Verfassers von Erzählungen, dann, wie Jedermann weiß, des Vicomte Alphonse de Lamartine, dieser ersten Frau Frankreichs, wie George Sand der erste Mann Frankreichs ist. Denn Lamartine hat von allen heutigen französischen Schriftstellern am meisten Seele, und auch am meisten Wortschwall und Zungengeläufigkeit; aber er hat auch etwas von der intuitiven Beobachtungsgabe der Frauen, wie z. B. seine vortrefflichen feinen Charakter-Analysen in den „Girondins" beweisen — in diesem interessantesten und spannendsten aller Bücher, welche die Geschichtschreibung des letzten Dezenniums hervorgebracht hat.

Unsre französischen Navigationsgenie's legten ihre ungewaschene Kaffeemühle von Dämpfer mit Gottes Hülfe und mehr Glück als Verstand am Kai von Macon an, um noch einige Dutzend Passagiere mehr einzuladen. Nachdem sie dann unter heftigem Rufen, Toben und Gesticuliren wieder in Gang gekommen, schwammen wir langsam weiter, während der Himmel sich erheiterte und die Gegend zur Rechten ein immer erträglicheres Aeußere annahm. Die Höhen des Maconnais mit ihren Weinbergen und Gehölzen zogen im

Halbkreis dem Flusse näher. Kleine Inseln in der Saone, Dörfer, Meiereien belebten etwas die Scene, nur zur Linken blieb immer dieselbe langweilige Oede. Von dort her kommt die Chalaronne, an deren Ufern Brunehildens wilder Haß den heiligen Didier, Bischof von Vienne, erreichte und ermorden ließ. Der kleine Fluß bespült Toissey, die älteste Stadt des Fürstenthums Dombes, das wir jetzt erreicht haben, während rechts das etwas weiter in's Land hineinliegende Belleville, mit einer Abtei und den Gräbern seiner Seigneurs, die fast alle Connetables oder Seneschalle von Frankreich waren, schon dem Beaujolais angehört.

Bei Villefranche, ebenfalls rechts und eine Strecke vom Ufer entfernt, beginnt die Gegend in der That schön zu werden. Auch links heben sich Hügel auf und ziehen dem Ufer zu, während rechts die Berge des Beaujolais zu imposanten Formen anschwellen und sich mit einer üppigen saftgrünen Vegetation bedecken. Man wird an die Gegend des Rheins zwischen Andernach und Coblenz erinnert, und wenn die Saone die imposante Wassermasse böte, so würde die Gegend vielleicht noch schöner sein; denn die Höhenzüge des Beaujolais sind weit kühner, großartiger, farbenreicher als die Hügelkette, welche die Ebene von Neuwied umkreist. Unbeschreiblich pittoresk liegt Trevoux, links am Fluß, oben auf Felsen darüber die Trümmer der uralten Stadt, vor der Septimius Severus über seinen Gegen-

kaiser Albinus den Sieg errang, der ihn eigentlich erst zum Kaiser machte. Trevoux war die Hauptstadt unabhängiger Fürsten von Dombes, deren absolute Souveränetät noch Ludwig XIV. anerkannte, und die einst den Venetianern zum Hohn schlechte Gold-Zechinen mit dem heiligen Marcus darauf schlugen, da Sant Mark so gut Patron der Stadt Trevoux wie des stolzen Venedig war. An die Ruinen auf der Höhe über Trevoux, welche nach der Sage jedesmal einen Stein auf die Tochterstadt unten niederrollen lassen, wenn man dort verächtlich oder übel von ihnen spricht, knüpfen sich Druiden-Erinnerungen. In einem Walde an der alten Stadt war ein Druiden-Orakel, eine Art Filiale des großen Druidenwaldes, der sich über die Côte d'or hinzog.

Eine malerische Insel, „l'île belle," mit dichtem Weidengebüsch liegt unmittelbar unter Trevoux; dann gelangt man an den hübschen Ruinen des Schlosses St.-Germain vorüber nach Neuville, links, dem Hauptorte des Marquisats gleichen Namens. Das Städtchen hat ein Schloß, welches das Stammhaus der Villeroi ist. Ludwigs XIV. Günstling, der berühmte Marschall von Villeroi, suchte dort in seinem Alter die Ungnade des Regenten zu vergessen, die ihn vom Hofe verbannte. — Die Gegend entfaltet jetzt mit jedem Schritte, den man weiter macht, neue und größere Reize; die Berge werden immer malerischer, das linke Ufer, das mit seiner

zackigen Felsenwelt dicht heran tritt, beginnt den Wettkampf mit dem rechten Gestade, welches den Charakter idyllischer aber majestätischer Schönheit mit ruhigeren, sanfteren Linien beibehält und eine blühende, von Ansiedlungen, Schlössern und Weilern bedeckte Ebene zwischen dem Flusse und den sonnigen Berghalden sich ausdehnen läßt. Ein denkwürdiger Punkt am linken Ufer ist Roche-Taillée, Geburtsort von Johann de la Roche-Taillade, einem berühmten Cardinal zu den Zeiten Cola Rienzis, und wie Petrus eines Fischers Sohn. Dann folgt die île Barbe, ein geheiligter Ort für den Druidencultus; deßhalb baute das früheste Mittelalter ein berühmtes Kloster auf diese Stätte, dem Karl der Große einen kostbaren Schatz an Büchern schenkte, während Held Roland ein kostbares, mit Edelsteinen geschmücktes Horn als Geschenk hinterließ. Der Barbara-Insel gegenüber am rechten Ufer liegt Saint-Rambert mit der Maison Clavière, wo Karl IX. und Katharine von Medicis ihre Residenz aufschlugen, wenn sie Lyon besuchten — es scheint darnach das stattlichste Haus in der Gegend gewesen zu sein; und doch bestand es aus weiter nichts als zwei großen Kammern zu ebener Erde und zwei andern im ersten Stock, welche durch eine Wendelstiege in einem vorspringenden Thürmchen verbunden waren — in so engem Raume hausten damals ein König und eine Königin! — Auf dem linken Ufer fällt ein einzeln stehender alter Thurm in's Auge, der

sich über Trümmern und Gebüsch erhebt: es ist: „La Tour de la belle Allemande.“ Die Legende, welche sich daran knüpft, will ich mit den Worten meines Gewährmanns, eines Literaturjünglings aus Chalons, des Herrn Evariste Marandon de Montyel, wiedergegeben, der sich um sein Vaterland durch eine „Saone-Wallfahrt von Chalons nach Lyon“ verdient gemacht hat. Ein schönes blutjunges Mädchen wurde dem friedlichen Leben eines deutschen Schlößleins und den Schatten stiller Bergwaldungen entrissen, um Suzeraine des wappengeschmückten Schlosses von La Tour des champs dort oben und seiner reichen Lehen zu werden. Aber die schöne Deutsche wurde in der neuen Heimath traurig bis zum Sterben, denn ihr Gemahl war brutal, eifersüchtig, häßlich und alt, kurz in keiner Beziehung das, was man einen liebenswürdigen Ehemann nennt. Die Melancholie der Schloßfrau aber steckte seltsamerweise einen jungen und schönen Pagen an, obwohl er wenig anderes zu thun hatte, als sich an lustigen Streichen zu vergnügen. Sie bemerkte es und schenkte ihm ihr Mitleid, und da die wahrhaftesten Gefühle immer diejenigen sind, über welche man sich zuletzt Rechenschaft gibt, so folgte sie ohne Arg dem Zuge ihres Herzens und die beiden Kinder waren eine Zeitlang glücklich, indem sie die Welt vergaßen. Der Schloßherr aber entdeckte eines Tages ihre Liebe und in seinem brutalen Zorne ließ er den Pagen in einen Thurm des

Schlosses Pierre-Seise, hart an Lyon, werfen, während seine junge Gemahlin in dem Thurm, der seitdem nach ihr den Namen führt, eingesperrt wurde. Nun aber fanden sich unter dem Gesinde erweichbare Herzen, und während der Page seinem Verließ zu entschlüpfen wußte, um durch die Saone zu schwimmen und so an den Fuß des Schlosses seiner Geliebten zu gelangen, hatte sie es möglich zu machen gewußt, befreit seiner am Ufer zu warten: aber böse Wächter erspähten sie, und ihr Schicksal war besiegelt: der Page bedeckte die Geliebte mit seinem Leibe, bis er durchbohrt niederfiel; die unglückliche Frau wurde erdrosselt. Die Geschichte ist äußerst zart und empfindsam, wie so viele unter den Sagen und Legenden Frankreichs. Es ist bei den Völkern wie bei den Menschen: die am wenigsten Gemüth haben, treiben, wenn sie einmal anfangen, die Empfindsamkeit am allerweitesten.

Man nähert sich Lyon — Schlösser, Gärten, Landhäuser, Anlagen, die pittoresken Felsenpartien mit reicher Wald- und Pflanzenvegetation, machen diese Strecke der Saone, unmittelbar vor Lyon, zu einem in der That höchst reizenden Erdfleck. Es ist nicht möglich mehr, die Einzelheiten zu schildern, nur der malerischen Schlösser La Roche-Cardon, de la Düchere, Sommersitz des Erzbischofs von Lyon, und endlich des alten Manoirs La Claire — alle drei auf dem rechten Ufer — will ich erwähnen; das letztere liegt im dichten Gebüsch

versteckt, zwischen saftgrünen Wiesen und Gärten, die einst Le Notre anlegte. In La Claire wohnte Heinrich IV., dort schrieb der Cardinal von Bouillon, als er verbannt in's Ausland pilgerte, den Abschiedsbrief an Ludwig XIV., und Jean Jacques Rousseau kehrte in seiner Jugend oft nach La Claire zurück, wenn der Frühling ihn in die stillen Platanenschatten dieser reizenden Besitzung lockte.

Unmittelbar vor Lyon erhebt sich auf einem Felsen eine rohe hölzerne Statue, die, weil sie die Farbe ihres natürlichen Piedestals angenommen hat, l'Homme de la Roche heißt; sie ist dem Andenken einer ehrlichen deutschen Haut gewidmet, die Johann Kleberg hieß und durch große Wohlthätigkeit, welche sich besonders im Ausstatten armer Mädchen bethätigte, diese Ehrensäule von einer kunstlosen und naiven Dankbarkeit erhielt.

Wir legten um etwa drei Uhr Nachmittags am Saonekai in Lyon an. Dies Ankommen in Lyon gehört zu den haarsträubendsten Erinnerungen meines Lebens. Hunderte von Trägern, bübisches Gesindel, auf deren Orangoutanggesichtern eine mürrische Niederträchtigkeit geschrieben steht, reißen sich um Euch, der eine läuft rechts mit diesem, der andere links mit jenem Stück Eures Gepäcks, dazwischen schreien Euch die Lohnkutscher an, bilden eine Wagenburg um Euch, daß ihr nicht vorwärts, nicht rückwärts könnt, und wenn ihr durch Wettern und Zanken Euch endlich eine freie Gasse

gebahnt zu haben wähnt, so werdet ihr zu Eurem Schrecken inne, daß es nur eine heillose Sackgasse ist, ein zehn Fuß breiter und zwanzig Fuß langer Raum, in den man Euch geschoben; hier, wo nicht fünf Menschen Platz haben, werden etwa fünfzig unglückselige Passagiere mit einigen hundert Centnern Gepäck zusammengepreßt. Und weshalb? Die Lyoner Douane will sich überzeugen, daß Ihr nicht in Euren Koffern etwa aus dem fernen Deutschland einen Laib Schwarzbrod oder ein Berliner Horsesteak oder eine Flasche süßen Schlesischen Landweins mit Euch schleppt, um in Lyon in diesen heimathlichen Genüßen zu schwelgen, und so das Octroi der Stadt um seine geheiligten Rechte auf einige Sous Schlacht- und Mahlsteuer zu bringen! Welche Idee!

In der That, es ist angenehmer, einen ganzen Tag lang Berliner Kunst- und Literaturkritiken lesen, bis man von Weisheit träufelt, als mit dem Dampfboot in Lyon ankommen! Alles, was man in Genua, Livorno, Civitavecchia erfährt, ist nichts dagegen. Wird man hier von Bettlern und zudringlichen Kerlen umlagert und geprellt, so kann man sich trösten. Die italienischen Tagediebe sind doch wenigstens lustig dabei, danken wenigstens voll Höflichkeit, machen einen Scherz obendrein und man richtet mit seinen Grazien und Paoli mindestens so viel aus, freundliche und heitere Gesichter um sich zu sehen. Diese Franzosen aber sind und bleiben von einer lasterhaften Trübseligkeit und Grob-

heit. In Italien ist man darauf gefaßt, Reiseabenteuer aller Art bestehen zu müssen, in Frankreich aber befindet man sich mitten unter einem Volke, das, wenn es nach Deutschland kommt, im Gefühl der unermeßlichen Ueberlegenheit aller seiner Zustände schwelgt und Wunders glaubt, wie weit wir bedauernswerthen Landsleute des Barons Denderdentronck in Sitten und Einrichtungen, in Comfort und Cultur zurück seien! Und doch kann man mit Recht sagen, daß Chausseen, Postwagen, Dampfboote, Eisenbahnen, Wirthshäuser in Frankreich, in diesem gelobten Süden wenigstens, hinter derartigen Dingen in Deutschland zurück sind, wie ein samojedischer Hundeschlitten hinter einer Stephensonschen Locomotive.

Basta! freuen wir uns in Lyon zu sein, in dem großen klosterähnlichen Hotel des Ambassadeurs et des Princes, mit der Aussicht auf den schönsten Platz der Stadt, La Place Bellecour, und daß wir einmal wieder den lange schmerzlich entbehrten Genuß haben, einen bronzenen Louis Quatorze bewundern zu können. Lyon ist in der That eine schöne Stadt, sie hat Anspruch auf das höchste Lob, welches den Ehrgeiz einer französischen Landstadt bildet — sie könnte beinahe ein Stück von Paris vorstellen! Ihre Lage hat aber auch einen Reiz, der sich mit nichts Andrem vergleichen zu lassen braucht; wie malerisch sind z. B. die umgebenden Felsenhöhen, welche das rechte Saone-Ufer bilden und von

denen hinunter die freie grüne Natur in Straßen und Plätze blickt! Auf einer dieser Höhen liegt das Fort Saint-Georges, zu dem ich eine Wallfahrt anstellte, weil es 1814 der Schauplatz einer der Hauptwaffenthaten meines tapfern Schwiegervaters war. Er eroberte es durch Bajonettangriff an der Spitze seines aus Hessen und Oesterreichern gebildeten Corps, des Avantcorps der Armee, und nahm dadurch Lyon ein. Wie immer war ihm auch hier sein Glück treu, er blieb im schärfsten Kugelregen unverletzt — unter den Truppen ging die Sage, er wedele die Kugeln mit dem Schnupftuch von sich ab. Wie sind diese muthigen Männer von damals so rasch vergessen worden! Jetzt beschäftigte man sich in demselben Lyon mit ganz anderen Teufeleien — die Stadt war voll von einer Besessenheitsgeschichte — der Gott sei bei uns spuckte in einem Pensionat junger Mädchen in der Rue des Margnolles und war mit der Polizei, die Arrestationen vorgenommen, in Händel gekommen und darüber hatte es eine Emeute der Arbeiter in der Vorstadt Croix-Rousse gegeben, die sich, ich weiß nicht ob gegen den Agent-Provocateur der Hölle oder die Agenten der bewaffneten Macht gerichtet. Um die Sache zu ergründen, fehlte es uns an Zeit, denn schon um drei Uhr Morgens am andern Tage wurden wir auf eines der „Papin du Rhone" genannten großen Dampfboote getrieben. Der Wasserstand sei außergewöhnlich niedrig, die Schifffahrt da-

durch äußerst schwierig, hieß es — freilich schlagende Gründe, die gefährliche Fahrt durch die Untiefen des Stromes bei tiefdunkler Nacht zu beginnen! Aber nein, dazu waren diese vortrefflichen Navigatoren denn doch zu gescheut, wir mußten am Bord stundenlang warten, bis die Sonne aufging und dann erst plätscherte das schwarze Ungethüm mit seiner wieder fabelhaft gedrängten Bevölkerung davon. Auch war das Boot trotz des seichten Wassers auf's unvernünftigste mit Waaren überladen. So waren wir kaum zehn Minuten weit gekommen, als denn auch richtig der erste jener zahlreichen Unfälle eintrat, die wir an diesem Tage zu erdulden haben sollten — wir saßen im Sande fest. Ich hatte meine Freude an einem wettergebräunten Seemann in englischer Navy-Uniform und an dem Spotte, der unaufhörlich um seine Lippen zuckte, indem er die geräuschvollen Anstrengungen der Equipage beobachtete, ihren „Papin" wieder flott zu machen. Das Seltsamste war, daß die Kräfte von sechs oder sieben Matrosen fortwährend blos zum Drehen des Steuers absorbirt wurden. Die armen Teufel hatten sich nämlich noch mit dem patriarchalischen Steuer, wie es auf unsern Kohlennachen gebräuchlich ist, herumzuplagen, und liefen damit wie toll auf und nieder, von einem Bord zum andern, so daß man jeden Augenblick geschworen hätte, im nächsten Moment würden mindestens zwei von ihnen in ihrem hitzigen Schuß über Bord kippen. Die Erfindung

des Kammrades, vermittelst dessen bei uns eine einzige Hand das Steuer regiert, scheint hier noch nicht gemacht und eben so wenig war von einem Kompaß etwas zu entdecken.

Es dauerte fast eine Stunde, bis wir wieder in Gang kamen und uns Givors nahten, einer betriebsamen Stadt voll Hochöfen, Kohlenstaub und modernen freundlichen Wohnungen — und dann immer tiefer hineinschwammen in das berühmte große Rhonethal, das zwar hinter den Rhein- und Donaugestaden zurücksteht, aber allerdings einzelne schöne Partien besitzt, besonders auf der Strecke von Vienne bis Bourg-Saint-Andeol. Um dem Rheine verglichen zu werden, fehlen dem Rhone die Städte und vielen Burgen des Rheins und das scharf begränzte Bett des Flusses, denn dieser ist an vielen Stellen in eine öde Breite zerfahren; die Donau übertrifft ihn auf der Strecke von Passau bis beinahe nach Wien ebenfalls, schon durch das saftigere Grün der Vegetation, die frischere üppigere Natur, während die Bergwände der Rhoneufer nur zu oft nichts als eine bleierne Nacktheit zeigen. Einen der schönsten Punkte bildet der erste bedeutende Ort unter Givors, nämlich Vienne links und ihm gegenüber rechts Sainte-Colombe. Vienne ist die uralte Hauptstadt der Allobroger, die „Pulchra Vienna" des Martial, stolz auf seine Römerreste, seine Cathedrale und seine Geschichte, auf deren Blättern die Namen Julius Cäsar, Augustus,

Vitellius und eine Menge andrer stehen, welche die Sage daneben geschrieben hat — den Landpfleger Pontius Pilatus nicht zu vergessen. Unten an dem Rhone standen früher Reste eines alten Thurmes, welche der Legende nach die Teufel auf das Geheiß des Erzengels Michael zum Gefängniß für den unglücklichen Satrapen bauten, der auf die Frage: Was ist Wahrheit? keine Antwort hören wollte. Pilatus tödtete sich selbst in diesem Thurme und seinen Körper warf man in den Rhone. Darüber aber entsetzte sich der Fluß, seine Wogen erhoben sich wie Meereswellen und — Otto von Freisingen versichert es, — wurden bei Nacht glühendroth wie Feuer; man hörte nur noch von ertrunkenen Menschen und untergegangenen Schiffen — es entstand nicht eher Ruhe, bis man den Leichnam des Pilatus wieder aufgefischt und in eine tiefe Bergschlucht geworfen. Aber von der alten reichen Hauptstadt der Dauphins scheint ein unglückliches Schicksal darum doch nicht gewichen — sie wurde in den Religionsfehden Beute des schrecklichen Baron des Adrets, wurde in der Revolution arg mitgenommen und ist jetzt hinabgesunken bis zu einer französischen Unterpräfektur. Vienne gegenüber liegt der Flecken Sainte-Colombe, einst mit ihm durch den ältesten Brückenbau im Lande der Gallier verbunden. Diese Brücke stürzte am 11. Februar 1407 ein, nachdem sie 1582 Jahre gestanden. An den Einsturz, an die 48 Lyoneser Märtyrer, welche

in einer Kapelle auf einem der Brückenpfeiler verehrt wurden, knüpfen sich Legenden und Sagen, die, wenn sie von deutscher Phantasie erfunden wären, ihre Poesie und ihren Reiz haben würden — die Franzosen aber malen derartige Stoffe so in's Detail, bilden sie so sinnlos abenteuerlich aus, daß sie nur zu oft ganz absurd werden. Es ist nicht des Volkes sinnig schaffende Frömmigkeit, der Takt eines wahren und warmen Gefühls, was bei diesen Bildungen gewaltet hat, sondern ein stubenhockender Mönch oder ein affektirter Pariser Schriftsteller hat die Traditionen geformt und gewandet. — Auf Sainte-Colombe, ebenfalls rechts, folgt bald Condrieu, der Geburtsort des Marschalls Louis Hektor de Villars und des Feuilleton-Marschalls Jules Janin, des guten dicken Jules Janin, der mindestens ein eben so großer Franzose ist, als der Sieger von Denain. Janin ist eigentlich der vollkommenste Ausdruck des französischen Geistes in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Er hat eine weit größere als individuelle, er hat eine allgemein typische Bedeutung und wäre einer der größten Schriftsteller der Zeit geworden, wenn er nicht seinen Geist und seine Kraft für nichts und wieder nichts im Journal des Débats vergeudete. Der Montag ist hier sein Robottag, er muß frohnden, bongré oder malgré, und ein solcher Herrendienst scheint ihn für die übrigen Wochentagen zu erschöpfen. Was er bei Ruhe und Sammlung würde

leisten können, zeigen seine vortreffliche, wenig gekannte Novelle: „Le cercueil," seine Charakteristik Sterne's und ein Dutzend andere vortreffliche Arbeiten. Lächerlich wird er dagegen, wenn er sich in den großen historischen Styl stürzt, wenn Jules Janin sich als Thucydides drapirt — so ist sein Werk über die Normandie von wirklich außerordentlicher Seichtigkeit! Man wirft Jules Janin gewöhnlich einen bodenlosen Leichtsinn vor und er hat in der That glänzende Proben davon gegeben: aber er hat auch Anwandlungen tieferen Gefühls und er, der so oft Gegenstand unsres Spottes gewesen, hat ein Recht darauf, daß man auch deshalb ihm Rechnung trägt. So schrieb Jules Janin im Jahre 1842 bei Gelegenheit der Verurtheilung eines jungen Mannes wegen Preßfrevels wider die Religion und die Moral:

„Dans une âme honnête, dans un cœur loyal, avec beaucoup de courage, de croyance et de résignation, que ne peut pas le repentir? Nous, cependant, plus heureux, c'est à dire punis moins cruellement, et peut-être, hélas! *non moins coupables que ce jeune homme*, descendons en nous-mêmes, les uns et les autres, les plus petits et les plus grands parmi tous ceux qui tiennent une plume, *et si, nous aussi*, nous repassons en silence *nos doutes, nos blasphêmes, nos rêves remplis d'orgies fantastiques, nos inventions maladives où*

toutes les passions mauvaises jouent le grand rôle, nos romans, tristes fantômes qui lèvent leurs mains décharnées contre *la société outragée, contre les bonnes mœurs indignement insultées*, nous sentirons alors au fond de l'âme ce repentir salutaire, et nous ne serons pas sans pitié pour ce pauvre enfant jugé à huis-clos et qui a payé *ce jour-là la peine de plusieurs.*

Diese Zeilen machen Jules Janin alle Ehre, aber sie sind zugleich ein denkwürdiges Bekenntniß der modernen französischen Literatur!

Aber eilen wir weiter — unsere Tagereise ist lang, wir wollen heute noch Avignon erreichen und wir haben wenig Stunden für unsre Fahrt übrig, denn bei weitem die meiste Zeit sitzen wir im Flußkies fest, oder wir bewegen uns mit leisen Schaufelschlägen langsam wie eine Schnecke vorwärts, während ein Matrose vom Bugspriet her, wo er das Senkblei führt, unaufhörlich und monoton über's Verdeck kreischt, wie tief das Wasser. Wir fahren behutsam zwischen Andance und Andancette durch und spähen nach dem weiter in's Land hinein liegenden Thurm von Albon, über dem einst die Banner Burgunds, der Herzoge von Savoyen, der Grafen von der Provence, der Dauphins flatterten. Man soll von da herab eine herrliche Aussicht haben, gegen Norden über die Ebenen der Valloire—vallis aurea—durch welche einst die Isère strömte, gegen Süden in's grüne Thal

von Baucel hinein, während westlich der Rhone einen fruchtbaren und bebauten Landstrich durchfließt, ein Bild, welches die Gebirgshöhen des Lyonnais, der Landschaft Forez und die Alpen vom Montblanc bis zum Mont-Divis einrahmen. Nicht weit von Albon liegt das berüchtigte Schloß von Mautailles. Die Geschichte weiß von ihm, daß hier Boso, Graf von Vienne und Provence, Kaiser Karl's des Kahlen Kanzler, von den Bischöfen und Baronen des Landes zum Könige von Burgund und Arles gewählt wurde und ein Reich aus allem Lande zwischen Narbonne und dem Genfer-See stiftete. Die Sage erzählt von Mautailles weit wunderbarere Dinge. In seinen Ruinen versammelt sich nämlich alle Samstage die gesammte Hexenschaft und alles nächtige Gesindel des Landes, um seine wilden Tänze zu halten; man hört den wüsten Schrei bacchantischer Weiber und infernalische Chöre. Alle Nacht aber, um die dritte Stunde nach Mitternacht, schweben zwei traurige Schatten an den zerfallenden Mauern von Mautailles auf: man vernimmt eine leise wimmernde Stimme die Worte hauchen:

Schwester Anna, siehst du nichts?

Ich sehe nur das Gras, das grünt und die Sonne, die Staub macht — versetzt eine andre Stimme mit schmerzlichem Tone.

Schwester Anna, siehst du nichts?

Ich sehe nur das Gras das grünt, und die Sonne, die Staub macht.

Schwester Anna siehst du nichts?

Ich sehe zwei nackte Schwerter, welche glänzen in der Sonne, die Staub macht, ich höre den Hufschlag zweier Rosse auf dem Grase, das grünt.

Die Schatten verschwinden nach diesen Worten. Es liegt nahe, sie sich mit der Geschichte irgend eines der unglücklichen Weiber des Blaubarts in Verbindung zu denken — denn Niemand anders als der schreckliche Blaubart hat einst im Schlosse von Mautailles gehaust — die Bauern der Umgegend wissen noch die Stelle zu bezeichnen, wo die verhängnißvolle Kammer war, wo der blutige Stein, auf welchen der Schlüssel fiel und seinen untilgbaren Flecken bekam, den Ort endlich, wo der Blaubart von den beiden Brüdern seines siebenten Weibes ermordet wurde.

Kehren wir zum Rhone, nach Andance zurück. Ueber dem nackten Felsgeklipp, das sich dicht hinter dem Ort erhebt und das Chateletgebirge bildet, stehen drei hölzerne Kreuze, die an den Martyrertod eines schönen, blutjungen Mädchens erinnern. Eine der Banden des Baron des Adrets hatte den Flecken überfallen, die Häuser standen in Flammen, die Einwohner irrten flüchtig in den Gebirgschluchten — das junge Mädchen hatte Schutz unter einem jener Kreuze gesucht. Dort fand sie der Anführer des Trupps. Er wollte sich

ihrer bemächtigen, der Dolch, den sie zur Vertheidigung gegen seine Brust schwang, glitt am Panzerhemde ab — — sein Stahlhandschuh faßte ihren Arm — da schwang sie sich auf den äußersten Felsvorsprung, und als er sie umschlang, stürzte sie sich in die Tiefe — sie hatte sich fest an ihn geklammert und beide fanden den Tod im Rhone. Höher, als die Kreuze, auf der Spitze des Gebirges, sieht man über Andance eine Reihe kleiner Felsenzacken, die einer großen Krone auffallend ähnlich sehen und die seit Jahrhunderten die Krone Chlodwigs genannt werden. Als Chlodwig die Schlacht bei Zülpich schlug, als seine Reihen wichen und er auf die Kniee fiel, um dem Gott Clotildens und der Christen ein feierliches Gelübde zu schwören, da kam eine Taube und nahm diese Krone, die seinen Goldhelm umschlang, von seinem Haupte; dieselbe Taube war es, die ihm dann nach Rheims die himmlische Krone statt der irdischen brachte.

Die Krone des Frankenkönigs oben auf dem Rhonefelsen blieb lange in ihrer ursprünglichen Gestalt. Aber seit dem Unglückstage von Azincourt begann sie, sich zu verändern. Das Gold fing an, jedesmal wenn über Frankreich ein großes Unglück hereinbrach, sich in schlechtern Stoff zu verwandeln. So kam es, daß sie endlich zu Stein wurde. Dies geschah den 21. Januar 1793 — an diesem Tage erschien das Diadem Chlodwigs von Blut geröthet.

Aber, was nicht minder wunderbar — bei jedem Siege, bei jedem Glück, welches Frankreich widerfuhr, vergrößerte sie sich. Lange Zeit war sie für das linke Rhoneufer unsichtbar. Eines Morgens aber erblickten Schiffer sie von dort aus, groß und von einer rothgoldnen Wolke umflattert — es war im Jahre 1805, am 5. Dezember — dem Tage von Austerlitz!

Von Andance kommt man nach St.-Vallier, das freundlich am linken Ufer liegt, am Eingang des Valloire-Thals, dessen ich oben erwähnte, und des Thals der Galaure, die sich hier in den Rhone ergießt. Die ganze Gegend des linken Ufers scheint ein fruchtbares und lachendes Gefilde, mit dem das Chateletgebirge in seiner öden Nacktheit einen schneidenden aber malerischen Contrast bildet. Saint-Vallier hat einen schönen gothischen Adelssitz an dem Schlosse des Grafen von Chabrillan mit prachtvollen, von Le Notre angelegten Gärten, und war der Geburtsort der schönen Herzogin von Valentinois, der Tochter Johanns von Poitiers, Seigneurs von Saint-Vallier, aus einer der edelsten Familien der Dauphinée. Schon mit acht Jahren war Diane von Poitiers ein kleines Wunder von Schönheit und als sie zehn war, überwältigte ihre Erscheinung einen Bettler, dem sie ein Almosen reichte, in solchem Grade, daß er sich auf ein Knie niederließ und zitternd ausrief: „Dank, Dank, mein Kind, du wirst Königin von Frankreich werden!“ Diese Schönheit erhielt sich

so lange, daß alle Frauen überzeugt waren, sie habe einen Talismann — ein Zaubermittel, welches sie so frisch und rosig erhalte. Und doch bestand dieser Zauber in nichts andrem, als der strengst gemessenen Lebensweise; sie erhob sich regelmäßig Morgens um sechs Uhr, wusch sich in recht kaltem Wasser, stieg zu Pferde, tummelte dies über Berg und Thäler zwei Stunden lang, und legte sich dann wieder nieder bis um die Mittagzeit. Sie war nur einen Tag lang krank während ihres Lebens, und das war der Tag, an welchem sie starb, sechs und sechszig Jahre alt. Dann — aber da rollt sich ein andres Bild vor uns auf, welches durch seine lebende Schönheit alle todten Schönheiten vergessen läßt — der Rhone hat einen weiten Bogen geschlagen durch groteske Felsenufer und uns nun dicht an das alterthümliche Tournon mit seiner gothischen Schloßburg rechts und das freundlichere, moderne Tain herangetragen. Tournon lehnt sich an dunkle schwärzliche Felsen ohne Vegetation, um Tain her ist alles Gelände mi Weingärten bedeckt, die den berühmten Vin de l'Ermitage, welchen schon Boileau in einer seiner Satyren verherrlicht, hervorbringen. Der Noah dieser Rebenpflanzungen war ein junger schöner Ritter, welcher 1224 aus dem Kreuzzuge wider die Albingenser kehrend hier eine Hütte baute und in der Kapelle des heiligen Christoph durch Gebet und Büßung das Blut, welches er vergossen, zu sühnen sich entschloß. Seine Gebete

waren so heiß, daß Sanct Christoph's Standbild am Ende derselben Amen rief, und sich neigte, so oft der Ritter den Namen Jesus sprach. Dies Wunder ließ in ihm den Entschluß rege werden, sein ganzes Leben der Ascese und Betrachtung in dieser Einsamkeit zu widmen. Königin Blanca von Castilien gab ihm — er hieß Heinrich Kaspar Graf von Sterimberg — einen Brief an die Abtei von St.-André-le-Bas, geschrieben am 12. Mai 1225, und so erhielt er von dieser die Erlaubniß, eine vollständige Eremitage zu erbauen und um die Kapelle seines Heiligen einen Weinberg anzulegen — der fromme Degen war gewiß ein Deutscher, wenn nicht schon sein Name dafür spräche!

Nachdem der junge Einsiedler den ersten Wein aus seinen Reben gekeltert, steigerte sich sein Ansehn immer mehr; die Gläubigen kamen von weit und breit zu ihm geströmt und je mehr Morgen Landes er für seine Pflanzungen gewann, desto weiter duftete der Geruch seiner Heiligkeit. Endlich kam verschleiert und in tiefer Trauer Blanca von Castilien selber; die hölzernen Heiligen in der kleinen Christophkapelle stiegen von ihren Piedestals und gingen ihr entgegen; — der Einsiedler aber erkannte sie, trotz der Jahre, die dahin gegangen, seit er ihr Hofcavalier gewesen, auf der Stelle wieder. Er führte sie vor den Altar und dort beteten beide für das Wohl des Sohnes Blancas, der nun über Frankreich herrschen sollte, denn ihr Gemahl war eben gestorben. —

Sie beteten lange und brünstig — es ist aber auch wohl kein Gebet vollständiger vom Himmel erhört worden, denn Blanca's Sohn wurde ein ächter und großer König — er wurde Ludwig der Heilige!

Als der deutsche Ritter die Augen schloß, fehlte es nicht an frommen Klosterbrüdern, welche nach ihm mit großer Bereitwilligkeit die Eremitage bezogen und so blieb bis auf diesen Tag der Name des herrlichen Burgunders im Schwunge. Mit ihm wetteifert in der Nachbarschaft nur der Wein von Saint-Péray. Hinter Tain auf dem linken Ufer breitet sich eine weite Ebene aus, berühmt durch den großen Sieg des Consuls Fabius über die Allobroger im Jahre 630 der Stadt Rom, eine Schlacht, in welcher 130,000 Gallier gefallen sein sollen, während das römische Heer nur 30,000 Kämpfer stark war!

Am Roche de Glun, wo früher ein Felsen mitten in dem Rhone sich erhob, mit einem Burgstall überbaut, den Ludwig der Heilige schleifte, weil ein berüchtigter Raubritter, Namens Rogier, die Unverschämtheit hatte, ihm von da aus einen Zoll abzufordern, als er nach Palästina zog — dann, am breitmündenden Bett der Isère vorüber, kommt man endlich nach Valence. Dieser Ort liegt zwar nicht wie das Valencia Spaniens inmitten einer Huerta, aber es kann dennoch mit dem Reize und der Fruchtbarkeit seiner Lage sich bescheiden. Valence war ehemals eine Universitäts-

stadt — seit Ludwig XI. — und Niemand geringeres als der große Cujatius hatte eine Zeitlang den Katheder des bürgerlichen Rechts hier inne; aber seine historischen Erinnerungen an Römergröße, an Sanct Felix Martyrerthum u. s. w. treten in den Hintergrund gegen das Andenken an den berüchtigten Gewaltstreich des französischen Directoriums. Im Jahre 1798 wurde der französische General Duphot in Rom ermordet; die Regierung Frankreichs nahm dafür die Rache, den unschuldigen Papst Pius VI., einen 81jährigen Greis, aufheben und nach Valence bringen zu lassen, wo er im folgenden Jahre starb. Bonaparte ließ seine Leiche nach Rom zurückbringen und nur sein Herz ist in Valence geblieben: eine Büste von der Hand Canova's in der Kathedrale erhebt sich über dem Cenotaph, in welchem es beigesetzt ist. Außerdem knüpft sich der Name Napoleons an Valence: in dem Hause des Anwalts Fieron zeigt man das bescheidene Stübchen, in welchem er von 1785 bis 1791, als Seconde-Lieutenant der Artillerie wohnte, still, eingezogen, oft stundenweit auf einsamen Spaziergängen die Umgegend durchschweifend. Besonders häufig waren sein Ziel die bei Saint-Péray liegenden Burgruinen Crussol auf hohem und steilem Felsen, wo er studirte, zeichnete, oder vielleicht träumend seine Blicke über das schöne Rhonethal fliegen ließ, während seine Gedanken von diesem Adlerneste aus die Welt umschweiften. Auch der General Championnet,

dessen Gedächtniß in den Rheingegenden lebt, war aus Valence; man hat ihm hier auf der Place d'Orleans eine Statue errichtet.

Valence war der erste Ort, wo unser Rhonepapin anlegte. Auf der ganzen Strecke von Lyon bis hierhin war nirgends gelandet worden, kein Boot hatte einen Wanderer vom Ufer hergebracht, oder einen Reisenden aufgenommen. In Valence kamen einige Passagiere zu uns, während andere das Schiff verließen. Unter denen, welche zu uns wollten, eilten zwei Mönche herbei — zwei arme Schelme, welche das auf dem Kai gaffende Volk mit Hohngelächter und dem Spottrufe: Voilà des moines, des moines! aufnahm, während unser Kapitain sie brüsk unter dem Vorwande, sein Schiff sei ohnehin zu schwer beladen, zurückwies. Diese Rohheit frappirte mich — wer hat denn von dem Ansehn des Clerus im südlichen Frankreich so viel erzählt? Es ist sicherlich eine traurige Erscheinung, wenn sich das Volk gegen seine natürlichen Freunde und die, welche die Vermittler zwischen seinem, auf die Materie gerichteten Leben und dem geistigen Elemente sein sollen, erbittert zeigt. Aber wer hat die Schuld? Auf unsrem Schiffe waren mehrere Geistliche, ein Bischof, Monseigneur de Nevers, der nach Algier reiste, um dort zu predigen, und dann ein bejahrter Herr, welcher in Frankreich den Ruf großer Beredtsamkeit genießen muß, denn er erzählte mir, er mache eben auf Einladung der einzelnen

Bischöfe die Rundreise durch Frankreich, um den in den Diöcesen zu geistlichen Exercitien versammelten Geistlichen zu predigen. Er klagte außerordentlich über den Geist der Frivolität, der in Frankreich herrsche, der dem Wirken des Clerus auf's traurigste entgegen arbeite und die socialen Zustände überall untergrabe. Er wünschte mir mit einer wehmüthigen Resignation und auf eine Weise, die mich ergriff, Glück dazu, Deutschland anzugehören — einem Lande, welches noch wahre, unaffektirte Frömmigkeit und Innigkeit des Gefühls kenne — dessen sittliche Zustände noch so viele unausrottbare Wurzeln im Volkscharakter hätten. Es that ihm wehe, aber er gab der Wahrheit die Ehre, indem er den Geist Deutschlands weit über den Frankreichs stellte, welches letztere ihn mit der Ahnung einer traurigen Zukunft erfüllte. Ich fragte ihn nach der Stimmung des französischen Clerus über Pius IX., er antwortete mit großer Wärme, er ergriff freudig die Gelegenheit, den Enthusiasmus zu schildern, welcher den französischen Clerus für den großen Kirchenfürsten erfülle. Er behauptete, daß dieser Enthusiasmus ein allgemeiner unter seinen Amtsbrüdern sei — ich fand es unbescheiden, ihm widersprechen zu wollen, da er besser darüber unterrichtet sein mußte als ich. Aber ich fürchte, daß wenigstens das französische Episcopat theilweise anders denkt, denn es kann sich z. B. nicht verhehlen, das Pius IX. unmöglich seinem Streben nach der Amovibilität des niedern Clerus geneigt sein

dürfte, dieser unheilvollen Maßregel, welche einen hierachischen Despotismus einführen würde, der das Ansehen der Kirche im allgemeinen nicht minder feindlich berühren, als das Institut der Seelsorger in seinen schönsten Lebensäußerungen verkümmern müßte.

Der geistliche Herr begann sein Brevier zu beten, und gesättigt vom Anschauen der wechselnden Scenerien, welche wir durchzogen, sah ich mich nach unsern Reisegefährten um. Der englische Seemann stand noch immer vorn am Bugspriet und studirte den Gang des Schiffes, dessen Radschaufeln alle Augenblicke in eine höchst unsanfte scharrende Berührung mit dem Grundkies des Rhonebetts geriethen, wobei dann jedesmal großes Halloh und Hin- und Herrennen unter der Mannschaft entstand, während das siebenköpfige Steuercollegium am Ruder oben sich den Schweiß von der Stirne rinnen ließ. Im Uebrigen bot unsre Reisegesellschaft keine besonders interessanten Physiognomien dar. Ein langer sauertöpfischer Engländer, der mit aller Hartnäckigkeit seiner Nation den Murray auswendig lernte und sich gewöhnlich in der Mittelgegend einer wackeligen Bank aufhielt, war eine der ergötzlichsten Figuren darunter. Setzte sich Jemand an's eine Ende seiner Bank, so schnellte er auf; setzte ein schwererer sich an's andere, so schnellte er wieder auf; setzten Zwei sich zugleich, so bekam er einen Stoß, der ihn in ein gelindes Hüpfen brachte: ich hatte mich dazu mit einer hübschen schelmhaften Miß

seiner eigenen heimathlichen Insel — la perfide Albion — verschworen und wir trieben unsern Schabernack so lange, bis er endlich seinen Murray zuklappte, die langen Bambusbeine auseinanderschob und nun gesenkten Hauptes die seltsame untere Construction seiner Bank einem genauen Studium unterwarf. Diese Untersuchung mußte nichts Beruhigendes für ihn haben, denn er erhob sich mißtrauisch sammt seinem rothgebundenen Reiseröster. An seine Stelle setzte sich eine junge Französin, welche jedermann erzählte, daß sie neulich vom Herzog von Montpensier durch ihren Mann, der in der Armee diene, eine Schachtel mit Bonbons zum Geschenke erhalten, eine Galanterie, wodurch die Dynastie Orleans sich augenscheinlich ein enthusiastisches Herz mehr gewonnen hatte. Sie reiste mit ihrem Söhnchen, einem sehr hoffnungsvollen Pariser Kräutlein, welches ein ältlicher Herr in der Gesellschaft, dem es ein etwas lästiges Attachement geschenkt, dadurch von sich abzuwehren suchte, daß er ihm mit außerordentlicher Höflichkeit bei jeder Annäherung eine Büchse voll Salmiak unter die Nase hielt. Die Mutter eilte sehnsüchtig einem ihr noch unbekannten Schwiegervater in Avignon entgegen, betheuerte aber, wenn er sie am Ufer erwarte, werde sie sich standhaft und keck vor ihm verleugnen, denn sie müßte durchaus erst bei einem Coiffeur abtreten, um sich ihr Haar ordnen zu lassen. Von meiner Reisegefährtin verlangte sie durchaus Nachrichten über eine

lange und rothwangige Modistin aus Deutschland zu erfahren, deren Namen und Aufenthaltsort sie vergessen — dem Einwurf, man habe nicht das Vergnügen sie zu kennen, setzte sie steif und hartnäckig entgegen: Mais vous devez la connaître, elle vous apporte de Paris chaque année vos modes!

Der Rhone hatte unterdeß unser Fahrzeug den schönen verfallenden Schloßgebäuden von la Voulte, die sich am rechten Ufer aus dem Städtchen gleiches Namens erheben, gegenüber getragen. An dies Schloß knüpfen sich mehrere berühmte Adelsnamen Frankreichs, es waren die de Fay, Anduze, Vermond, de Levis, Ventadour, welche hier hausten. Das Volk der Umgegend bewahrt als eine heilige Tradition das Andenken an Marguerite von Bourgogne, welche 1593 Anne de Levis, Herzog von Ventadour, heirathete. Die außerordentliche Wohlthätigkeit dieser Frau hat eine seltsame Uebertragung einer fremden Sage auf sie veranlaßt; von der Herzogin von Ventadour erzählt man nämlich ganz dasselbe Rosenwunder, welches eine sinnige und poetische Legende von der heiligen Elisabeth von Thüringen berichtet.

Unterhalb la Voulte, links aus der Ebene her, wirft sich die Drome in den Rhone; dann kommt zur rechten ein verfallenes Nest, le Pouzin, welches im Jahre 1628 der Herzog von Montmorency belagerte, um es den Hugenotten abzunehmen. Er erlebte vor

Pouzin jenes seltsame Ereigniß, das sein Biograph Ducros (Vie de Montmorency) aufgezeichnet hat. Die Stelle heißt wörtlich:

„Um die Zeit des Todes des Marquis Desportes, den ein Armbrustschuß niederstreckte, lag der Herzog von Montmorency schlafend in seinem Zelte, als ihn eine Stimme, welche wie die des Marquis lautete, erweckte und mit traurigem Tone ihm Adieu! zurief.

Er schrieb dies seiner Einbildungskraft zu und da er nach seiner Gewohnheit die Nacht in den Trancheen zugebracht, ließ ihn die Ermüdung sogleich wieder einschlafen.

Aber dieselbe traurige Stimme, die schon einmal seinen Schlummer unterbrochen, störte ihn von neuem.

Die Gestalt des Marquis erschien ihm im Traume und erweckte ihn, so daß er wach und deutlich denselben traurigen Abschiedsgruß hörte.

Nun erinnerte er sich, daß der Marquis und er eines Tages, als sie den Philosophen Pitart über die Trennung von Seele und Körper sprechen gehört, sich versprochen: der erste von ihnen, welcher sterbe, solle vom andern Abschied nehmen, wenn es ihm vergönnt werde.

Nicht mächtig, seine bange Ahnung zu beherrschen, sandte er nun rasch einen Domestiken zum Quartier des Marquis, das von dem seinigen ziemlich entfernt lag.

Bevor noch sein Diener zurückkehrte, kamen Leute von Seiten des Königs, die ihn trösten sollten über das Unglück, welches er nur zu richtig geahnt hatte. Der Marquis war todt.

Der letzte Schuß, welcher bei dieser Belagerung und im Vivarais fiel, machte dem Leben dieses seltenen Mannes ein Ende. Die Kugel hatte ihn, mitten unter einem Dutzend seiner Leute stehend, an den Kopf getroffen und augenblicks todt niedergestreckt.

Ich überlasse den Gelehrten, dies Ereigniß zu erörtern, welches ich mehrmals vom Herzog von Montmorency habe erzählen hören und dessen Seltsamkeit und Wahrheit mir gleiche Ansprüche auf einen Platz in meiner Geschichte zu haben schienen."

So weit der alte Ducros. Seine Geschichte wäre, wenn wahr, eine Widerlegung jener so oft vorgebrachten Behauptung, alle Verabredungen der Art, wie die zwischen dem Herzog von Montmorency und dem Marquis Desportes, hätten nie ein Resultat gehabt.

Wenn man le Pouzin eine Strecke hinter sich hat, gleitet man an einer wilden vulcanischen Felsennatur, die sich am rechten Ufer entfaltet, vorüber. Es sind die Basalthöhen von Rochemaure, mit todten Kratern und verhärteten Lavaströmen. Die Ruinen des großen Schlosses von Rochemaure liegen äußerst pittoresk, auch soll von ihnen herab eine entzückende Aussicht sich darbieten. Man läßt ungern die Blicke von dieser eigen-

thümlichen, bizarren, bei aller düstern Nacktheit anziehenden Natur sich abwenden, um das freundlichere Bild von Viviers in's Auge zu fassen, das bald nachher auftaucht. Es liegt ebenfalls rechts auf einem Hügel, der die kleine Kathedrale trägt und den Ort über die Uferweiden und Gebüsche, die ihn umgeben, emporhebt. Niedrige Gebirge füllen den Hintergrund, während am linken Rhoneufer sich kahle schroffe Sandsteinwände wie eine Mauer dicht am Fluß entlang ziehen. Viviers ist die Hauptstadt des Vivarais und, wenn ich nicht irre, der Sitz des Bischofs in Frankreich, der den kleinsten Sprengel hat. Es diente einst dem schrecklichen Cardinalherzog von Richelieu zum Nachtlager, als er mit königlichem Gepränge den Rhone hinaufschiffte, den unglücklichen de Thou hinter sich herführend, der nebst seinem Freunde Cinq-Mars in Lyon das Schaffot besteigen sollte — Scenen, die vortrefflich in Alfred de Vigny's meisterhaftem und nicht genug geschätztem Roman Cinq-Mars beschrieben sind. Vor dem Thore der halb gothischen halb modernen Domkirche feierte die Kirche einst ihren Sieg über den so mächtigen, dann so gebeugten Grafen Raimund von Toulouse — er wurde hier vor allem Volke mit Ruthen gepeitscht. — Mich wundert, daß noch kein französischer Dichter sich dieses empörenden Blattes aus der Geschichte der Kreuzzüge bemächtigt hat, um daraus einen „Stoff" zu machen. Man kann bei Michaud (Histoire des

Croisades) das Detail finden. — Die nackte Steinmauer links, deren ich oben erwähnte, heißt die Felsen von Donzères oder das Affengebirge — es knüpft sich allerlei Aberglaube daran, aber ich fürchte, der geneigte Leser hat im Laufe dieses Tages abergläubische Geschichten genug vernommen und so verschone ich ihn damit. Seltsam ist, daß das linke Ufer hier von den Schiffern l'empire, das Reich, genannt wird — die letzte Genugthuung, die uns vielverkürzten Deutschen übrig geblieben vom einstigen Besitze Arelats!

Die Rhoneufer verlieren jetzt ihre pittoreske Schönheit, die Gegend wird rechts wie links flach und eintönig, nur in größerer Entfernung noch laufen Hügelketten — am rechten Ufer die Vorberge der Sevennen — mit den Gestaden parallel. Nur Saint-Andéol rechts macht noch einigen Anspruch auf malerische Lage. Für Archeologen ist es wichtig wegen einer Felsgrotte, in der ein alter gallischer Tempel des Mithras mit einem Altar voll merkwürdiger Basreliefs sich befinden soll, die, wie mein Guide behauptet, sich auf den Mithrasdienst beziehen, dessen Mysterien in Grotten gefeiert worden seien. Ich überlasse ihm die Verantwortlichkeit dafür! An der Mündung der Ardeche vorüber kommt man nach Pont-Saint-Esprit, einer kleinen Stadt, neben der eine herrliche Steinbrücke über den Rhone geschlagen ist, welche die längste Brücke in der Welt sein soll. Sie ist jedenfalls eines der schönsten Denk-

mäler, welche von dem Wirken religiöser Orden in den frühesten Jahrhunderten des Mittelalters sprechen. Denn wenn man die vielen Sagen, welche sich an diese Brücke knüpfen, bei Seite läßt, so bleibt als Kern die historische Thatsache, daß hier, an einer höchst gefährlichen Stelle des Flusses, durch Mönche des Orts, der früher St. Saturnin du Pont hieß, dieses Riesenwerk gebaut wurde. Die große Heerstraße zwischen der Schweiz und dem Süden Frankreichs und Spanien führte hier über den Rhone. Die Brücke wurde am 12. Sept. 1265 begonnen, Bullen und Privilegien wurden zur Förderung der Arbeit gegeben, und eine besondre Brückenbrüderschaft mit eigenem Habit (weiß, auf der Brust eine Brücke mit einem Kreuz darüber von rothem Tuch) gestiftet; ein Drittel von ihnen baute, ein andres arbeitete in den Steinbrüchen, das letzte wanderte umher, um durch Collecten das Geld zusammenzubringen. Die Brücke ward 1309 nach vier und vierzig Jahren vollendet, wonach die fleißigen Brüder sich dann auch ausruhen konnten bis zum Jahre 1793. Jetzt ist die Durchfahrt für den Schiffer, was auf dem Rhein die Fahrt durch das Bingerloch, die verhängnißvolle Stelle; das Wasser strömt mit reißender Schnelligkeit unter den dreißig ziemlich schmalen Bogenwölbungen her — der Steuermann hat sein Ziel fest in's Auge zu fassen, wenn solch ein breites Dampfboot immer rascher und rascher auf den hohen Quaderbau zufliegt. „Bückt Euch!

bückt Euch!" ruft es plötzlich aus zehn Kehlen — man bückt sich unwillkührlich, obwohl die Wölbung zwanzig Fuß hoch ist — die Frauen schließen die Augen — husch, man ist hindurch, man ist hundert Schritte weit jenseits!

Wir hatten übrigens nicht allein die berühmte Brücke, sondern auch Saint-Esprit du Pont selber schon von weitem scharf in's Auge gefaßt. In Saint-Esprit, so lautete der unerbittliche Spruch des Kapitäns, gegen den weder Murren noch offene Empörung etwas ausrichtete, in diesem kleinen Nest dort, das eine Kirche, drei Häuser und ein paar Ziegenställe zu enthalten schien, sollten wir übernachten — wir, die gesammte mit Frauen, Kindern, Domestiken u. s. w. weit über hundert Köpfe starke Passagierschaft dieses dreifach vermaledeiten Rhonepapins, der uns nach Arles, mindestens nach Avignon hätte bringen sollen! Wir würden scheitern, ehe wir nach Avignon kämen, versicherte der rhonische Palinurus, und in der That, dem Scheitern waren wir heute oft genug nahe gewesen, um eine solche Drohung nicht ganz grundlos zu finden. So ergaben wir uns denn in unser Geschick, bedauerten St.-Esprit, welches wir wie eine hungrige Heuschreckenschaar einnehmen sollten, und bedauerten uns noch mehr, da wir wahrscheinlich nicht viel einzunehmen bekommen würden. Das Schiff legte an, ich sprang ans Land, packte mit einer wüthenden Hast, als ob ich ein

Haus in St.-Esprit hätte, das in Flammen stände, den ersten besten Gaffer am Ufer und schrie: wo ist das Wirthshaus? schnell! Der Mensch hatte Geistesgegenwart — er flog mit mir davon, irgend einem rothen, gelben oder grünen Löwen zu, und nach fünf Minuten stand ich, so gewiß der erste wie je der brave Crillon auf einer eroberten Mauerzinne, unter dem Schilde des besagten Raubthiers. Eine wohlbeleibte Wirthin zeigte mir die besten Zimmer, die sie hatte — es war keine Unmöglichkeit, eine Nacht darin zuzubringen, und Justus Lipsius logirte in Westphalen schlechter. — Ich legte auf zwei derselben Beschlag, steckte Schlüssel und Hände in die Tasche und kehrte dann mit beneidenswerther Seelenruhe zum Schiffe zurück, indem ich allen insolenten Egoismus des Glücks über mich kommen fühlte. Unten auf dem Hausflur schon kamen die Eclaireurs unserer Reisegenossenschaft mir entgegen. Voran schritt, eilenden Laufs, das Bambusbeinepaar des Engländers, die vom Murray beschwerten Rockschöße flatterten hinter ihm her. Dann kam, alle Zeichen der Verzweiflung im Antlitz, athemlos, unter zehn Schachteln und Säcken schwitzend, ein andrer Britte, der für drei Misses zu sorgen hatte, welche durchaus comfortable untergebracht sein wollten, — die übrigen kamen einzeln, in Häuflein, in ganzen Schaaren — bald war ganz Saint-Esprit angefüllt. Was der rothe Löwe — es kann auch eine grüne Gans

sein, ich weiß es nicht mehr — nicht fassen konnte, das pochte an zwanzig andere Thüren, wurde abgewiesen, lief immer hastiger, immer hoffnungsloser, hierhin, dorthin — es war melancholisch anzusehen:

Wohl hat die Taub' ihr Nest, der Fuchs die Kluft,
Der Mensch sein Haus — wir nichts als freie Luft!

hätten sie Lord Byron parodirend nachsingen können; doch St.-Esprit zeigte sich am Ende größer als wir vom Strome aus vermuthet — es fanden sich endlich Unterkommen für alle Gäste und selbst Monseigneur de Nevers fand beim Pfarrer ein anständiges Logis. Unsere freundliche Wirthin hatte eine gewaltige Zahl aufgenommen, für diese wurde nun in der Küche gesotten, gebraten und geröstet, die Gesellschaft sammelte sich umher, und wie ein solches Abenteuer immer die Lebensgeister anregt, so fanden sich auch hier Scherze über hundert komische Dinge, Gelächter und Neckereien. Auch waren wir früh genug angekommen, um noch einen Blick auf die Gegend werfen, über die Boulevards von St.-Esprit — sie haben Boulevards in St.-Esprit! — flaniren und uns an den ersten charakteristischen Merkmalen des Südens freuen zu können. In den Gärten standen Oel- und Maulbeerbäume, aber ein grauweißer Staub bedeckte die ganze Gegend, Weingärten, Aecker, Straßen und Dächer; die Hügel, welche sich hinter dem Orte erhoben, waren öde und baumleer — es machte einen seltsam traurigen Eindruck auf mich, dies Stückchen, „des

schönen Landes von Oc," für das ich einst schwärmte, als noch der wackre Diez in Bonn und Raynouard und der „Parnasse occitanien" meine Propheten waren. Unsere Väter hatten wohl recht, daß sie zu Hause blieben, während wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts naseweis die Welt durchschweifen. Ihnen blieb die Welt ein bunter Wundergarten und jeder klangreiche Name konnte für sie sein, was für ein gläubiges Kind im Theater die Schelle des Souffleurs: der Ton, auf welchen ein Vorhang in die Höhe rollt vor einer farben- und gestaltenreichen Mährchenscenerie! Darin liegt ja auch der ewige Reiz der Geschichte: könnte man wie in die fernen Länder, so auch in die fernen Jahrhunderte auf Locomotiven fahren, ich glaube, Niemand würde sich mehr mit den ungekämmten, pluderhosigen Weinschläuchen und Roßtäuschern abgeben, die wir stolz als unsre vaterländischen Helden verehren. „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben," sagt Goethe — darin liegt mehr Weisheit als in allen Touristenschriften, von Anno eins angefangen und meine eigenen nicht ausgenommen.

Am andern Morgen waren wir zeitig an Bord, erzählten uns die Abenteuer der Nacht, theilten uns unsre Vermuthungen mit, der Kapitän habe in Saint-Esprit nur deshalb angehalten, um unsrer Wirthin zum beliebigen Löwen eine hübsche Anzahl Gäste in's Haus zu liefern, und fuhren weiter, so rasch der Rhone

trug. Bald lag Mornas hinter uns, aus dessen Felsenschloß der blutige Baron des Adrets einst die katholische Besatzung in den Rhone springen ließ, worauf ihre Leichen dann auf alte Barken geworfen wurden, mit einer Schrift zum Hohn des Befehlshabers in Avignon auf der Brust: „Fabrice, laß diese papistischen Krämer passiren, sie haben den Zoll in Mornas bezahlt!“ — An den Ufern zeigten sich eine Menge Burgruinen, unter denen Roquemaure die merkwürdigste ist; Hannibal soll hier über den Rhone gegangen, die Feste aber von den Mohren angelegt sein, als sie von Spanien aus Südfrankreich überschwemmten. In dieser Burg war es, daß Clemens V. starb, in demselben Jahre mit Philipp dem Schönen, nachdem Jakob Molay beide in Jahresfrist vor den Richterstuhl Gottes gefordert. Zur Linken wurde der hohe Mont-Ventoux sichtbar, an welchem aus der Quelle von Vaucluse die Sorgue entspringt — noch eine Stunde weiter und das alte düstre Avignon lag vor uns. Es ist ein malerischer Anblick, der dieser vielbesungnen Stadt, dieses „verlassenen Zeltes des Pabstthums, das sie vergessen abzubrechen,“ wie ein Schriftsteller sich ausdrückt, und der eigenthümlichen am anderen Rhoneufer liegenden Schwesterstadt Villeneuve-es-Avignon. Der Hauptpunkt, der das Auge anzieht, ist die alte massive Burg der Päbste, aber auch auf Villeneuve mit seiner Chartreuse und den phantastischen Thürmen haftet der Blick,

der hier zum ersten Male sich an der südlichen Reinheit der Luft, an der scharfen Klarheit aller Linien labt. Avignon liegt eine Strecke weit vom linken Ufer entfernt, Villeneuve rechts, dicht am Fluß, den eine Holzbrücke überschreitet, während Reste einer alten Steinbrücke die Schifffahrt an dieser Stelle gefährlich machen, wenn der Wasserstand so niedrig ist, wie er während unsrer Fahrt war. Diese Gefahr veranlaßte unsern Capitän, in Avignon die Equipagen und alle Waarenballen auszusetzen, welche unser Verdeck überfüllten; zudem verließen uns fast alle übrigen Passagiere hier, wir blieben mit einer englischen Familie, die aus Lissabon kam, allein zurück. Es mochte zwei bis drei Stunden dauern, bis wir uns der Ladung an's Ufer entledigt und durch die Fährlichkeiten der Untiefen durchgewunden hatten: ein Dampfschiff, welches nach uns den Rhone herauf kam, scheiterte an dieser Stelle. Da ich die Stadt selber nicht besuchen konnte, so mußte ich mich damit begnügen, in meinem literarischen Reiseapparat ihre Merkwürdigkeiten zu studiren. Ich will den geneigten Leser mit dem Resultat dieses Studiums nicht behelligen: Avignon und Vaucluse sind zu oft beschrieben, und wer sich darüber orientiren will, der mag zwei Aufsätze im Morgenblatt nachlesen, welche ein sehr anschauliches Bild, der erste von Vaucluse, der zweite von Avignon geben*). Auch muß ich hier eines Buches

*) Siehe Morgenblatt vom 22. November 1821 und vom 13. August 1838.

erwähnen, welches mir vortreffliche Dienste geleistet hat, obwohl es sehr schlecht, im widerwärtigsten sentimentalen Seifenblasenpathos des französischen Feuilletonstyls geschrieben ist. Es heißt: Les Bords du Rhône par Alphonse B. Paris 1843. Darin sind eine Menge Geschichten aus Avignon enthalten, von denen ich nur einer gedenken will, nämlich der, welche ganz mit der Kölnischen Sage von Richmod von der Aducht gleichlautend ist. Doch fehlt das wunderbare Element, der Hufschlag der Pferde auf dem Speicher, und das Ende ist tragisch. Das Zurückkommen der bestatteten Gattin aus dem Grabe erfüllt den Gemahl, den Marquis von Senas, mit solchem Schrecken, daß er bei ihrem Anblick auf der Stelle todt niederfällt. Nur eine Geschichte hat Herr Alphons B., der ein wüthender Legitimist ist, in seiner Rhonefahrt nicht erzählt, das ist die von dem Ende des unglücklichen Marschalls Brune, der 1815 hier im Wirthshause zum Palais-royal von den wüthenden Avignonesen ermordet wurde, ein Opfer der Reaction gegen den gestürzten Bonapartismus. Unter dem Volke war das Gerücht verbreitet worden, Marschall Brune sei der Mörder der Prinzessin von Lamballe gewesen, derselbe Septembriseur, welcher das blutige Haupt der schönen Freundin Marie Antoinettens auf der Picke umher und in die Tuilerien getragen. Es war das eine Lüge, Brune war während jener schrecklichen Tage gar nicht in Paris gewesen, aber das

Volk von Avignon hatte sich einmal die unheilvolle Idee in den Kopf gesetzt. Unter dem Vorwande, seinen Paß visiren zu wollen, hielt man den Marschall zurück, das Volk strömte zusammen, erhitzte sich immermehr, erstürmte das Wirthshaus zum Palais-royal, in welchem er abgestiegen und endlich erschoß ihn ein Lastträger Namens Guindon mit einem Karabiner. Der Leichnam wurde von dem wüthenden Pöbel zerrissen, und in den Rhone geworfen, die Obrigkeit aber, der Herr Instructionsrichter des Arrondissements, nahm, während draußen Scenen der größten Scheußlichkeit an der Leiche begangen wurden, ein vom Präfecten, vom Procurator des Königs, von Offizieren, Aerzten und vereidigten Zeugen unterschriebenes Protocoll auf, des Inhalts, Brune habe sich selbst erschossen! Dieses wahrhafte Curiosum zur Geschichte parteiischer Justizpflege liegt in einem genauen Abdruck vor mir und ist von nicht weniger als dreizehn Unterschriften bekräftigt! Die Wittwe Brune's konnte lange Jahre hindurch keine Gerechtigkeit erlangen, endlich nahm sich Dupin der Sache an und erlangte durch ein treffliches Plädoyer vor dem Hofe zu Riom, der committirt worden war, die Verurtheilung Guindons zum Tode in contumaciam, denn der Mörder war längst in Sicherheit. — Der Marschall starb mit großem Heldenmuth; die Arme über die Brust gekreuzt, erwartete er seine Mörder. Er mochte an Crillon denken, der ja hier geboren und

gestorben und dessen Muth auch jede Probe aushielt — selbst jene grausame, welche der junge Guise mit ihm anstellte. Es war im Jahre 1596 als der junge Herzog von Guise mit Crillon Marseille besetzt hielt, welches die Feinde des Königs bedrohten. Einst mitten in der Nacht trat der Herzog an Crillons Bett, schüttelte den schlafenden Helden wach und rief: „Der Feind, der Feind — der Hafen und die Stadt sind in den Händen des Feindes!“ Crillon griff schlaftrunken nach seinem Schwerdt und stürzte halbnackt davon, als ihn ein schallendes Gelächter Guise's zurückrief, und er erfuhr, daß man Scherz mit ihm getrieben. Da faßte die eiserne Faust des alten Degenknopfs den Lacher an die Brust und während er ihn fluchend schüttelte, sagte er: „Junger Mensch, versuche das Herz eines Braven nicht, hättest du mich schwach gefunden, so hätte ich dir meinen Dolch in die Kehle gestoßen!“ Das war derselbe Crillon, dem Heinrich IV. den lakonischen Schlachtbericht schrieb; „Pends-toi, brave Crillon, nous avons combattu à Argues et tu n'y étais pas!“

Unser Schiff war endlich an Avignon vorüber und schoß nun mit energischeren Ruderschlägen den Strom hinunter, welchem unter Avignon so eben die Durance ihre Wasser zugeführt hatte. Avignon verschwand hinter dem hohen Schilf und der Mont-Ventour trat in den Hintergrund zurück. Wir sprachen über die tausend Dinge, welche die Scenerie um uns her

aus dem Schooße der Vergangenheit empor in die Vorstellung der Lebenden rief und vor Allem von dem eitlen, glatten, wohlgenährten Archidiakon Petrarcha und der großen Komödie seiner Liebe, welche seit sechshundert Jahren so viel gläubige Gemüther begeistert hat, die ganz den Zusammenhang eines solchen platonischen und innerlich unwahren Frauencultus mit den Troubadoursitten der Zeit aus den Augen verloren. Unterdeß in dem Maße, wie wir weiter in den Süden vordrangen, wurde jetzt die Luft klarer, die Sonne heißer, das Land mit seinen Olivenpflanzungen reicher und fruchtbarer, wenn auch nicht weniger eintönig. Auch die ersten Früchte des Südens, die großen portugisischen Trauben, brachte man uns an's Schiff und verkaufte sie zu ganzen Lasten für wenige Sous.

Wir erreichten Tarascon und Beaucaire. Tarascon liegt am linken Rhoneufer, mit einem prachtvollen von vier massiven Thürmen flankirten Schlosse König René's, am rechten Ufer Beaucaire, ebenfalls von einem Burggebäude überragt; beide sind durch einen gewaltigen und kühnen Brückenbau verbunden. König René's Schloß stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert und soll das besterhaltene Südfrankreichs sein; aber all seine glorreiche Vergangenheit, seine Festzüge und Turniere, seine gekrönten Bewohner, die Tapferkeit seiner Vertheidiger in allen Jahrhunderten haben es nicht vor seiner jetzigen Erniedrigung bewahren können: es ist ein Ge-

fängniß geworden. Von den alten „Hochzeiten“ aus den Tagen des guten Königs haben die Tarasconeser nur einen Ueberrest erhalten, das Fest der Tarasque; es wurde von René am 14. April 1474 eingesetzt und lebt bis auf diese Stunde fort, obwohl die Geistlichkeit mit Recht sich dem oft mit großen Rohheiten verbundenen Unsinn widersetzt und ihn außer Gebrauch zu bringen sucht. Die Tarasque ist ein furchtbares hölzernes Ungeheuer, welches den Drachen vorstellen soll, der einst in der Gegend von Tarascon seine Verwüstungen anrichtete bis die heil. Martha ihn besiegte. Am Tage nach Pfingsten wird das Monstrum, von zwölf Burschen, welche in seinem Innern stecken, bewegt, auf dem Marktplatz umhergetrieben, und aus seinem Rachen gehen Flammen und Schwärmer hervor, welche jedem Gaffer Gefahr drohen, der sich nicht von den Höflichkeiten des Dämons durch einen kleinen Tribut loskaufen will. Die „Ritter der Tarasque,“ in buntem mittelaltrigem Costüme, wie es René vorschrieb, leiten das Fest. Auch am Tage der heiligen Martha spielt die Tarasque eine Rolle, dann aber ist sie still und zahm und zieht, von jungen Mädchen und gewappneten Rittern umringt, an der Hand einer himmelblau gekleideten Jungfrau mit vieler Andacht der Procession zu Ehren der Heiligen vorauf.

Weit vernünftiger weiß sich das Tarascon gegenüber liegende Beaucaire zu beschäftigen, dessen große

Julimesse einst die bedeutendste in Europa war und noch immer viele Millionen umsetzt. Wir landeten hier, eine Menge Träger kamen an Bord und gaben uns Gelegenheit, die feinen Physiognomien, die auffallend edle Schädelbildung dieser Menschen zu bewundern, die alle aussahen, als wären sie aus dem Rahmen jenes idyllischen Bildes gestiegen, welches in Paris in der Sammlung des Hotels de Clugny aufbewahrt wird und das von der Hand König René's selber gemalt sein soll. Es stellt eine Predigt im Freien vor, im Mittelgrund sitzen der gute König und seine Gemahlin Jeanne de Laval, umher gruppiren sich die sanften und fröhlichen Unterthanen des schäferlichen Landesvaters. Die Physiognomien und Costüme, wie man sie auf diesem Bilde aus dem fünfzehnten Jahrhundert sieht, haben sich in der Provence theilweise bis auf diesen Tag erhalten — ich glaube, am auffallendsten wohl bei den reizenden Mädchen und Frauen von Arles.

Beaucaire spielt eine wichtige Rolle in der Geschichte des südlichen Frankreichs. Auch steht sein Name mit großen Buchstaben in der Geschichte menschlicher Thorheiten angeschrieben, denn es war hier, bei Gelegenheit der Anwesenheit König Heinrichs II. von England 1174, daß jener unübertroffene Wetteifer in unnützer Verschwendung entstand, von dem alle Sittenschilderungen des Mittelalters erzählen. Der Graf Raimund V. von Toulouse begann damit, daß er die für jene

Zeit ungeheure Summe von 100,000 Sous unter die Ritter vertheilen ließ; da befahl Guilleaume Gros de Martel, daß man die Speisen für die großen Banquette, welche den Turnieren folgten, an dem Lichte von Wachskerzen kochen und braten solle; die Gräfin von Urgel suchte beides ihrerseits durch die Kostbarkeit einer goldnen Krone zu überbieten, welche sie dem König von England schenkte. Raimond von Venous aber ließ einen ungeheuren Scheiterhaufen errichten und als er in Flammen stand, befahl er seine dreißig schönsten Pferde zu erstechen und hinein zu werfen. Bertram Raimbaud, der nicht wußte, wie solche Heldenthat zu übertreffen, hatte endlich den lumineusen Einfall, eine Strecke Landes umpflügen, und viele Säcke Geldes hineinsäen zu lassen!

An Beaucaire knüpft sich auch die Rittergeschichte von Aucassin und Nicolette, welche der Oldenburger von Halem im ersten Bande seiner vermischten Schriften erzählt. Wir hatten in Beaucaire unsre letzten Waarenballen ausgesetzt und wie der Papin leichter, war der Rhone wasserreicher geworden. So flogen wir denn lustig und ohne Aufenthalt an den Küsten der Provence und Languedocs weiter, blickten rechts und links über angebaute, aber wenig belebte Ebenen fort, die östlich in den Höhenzügen der Libarre, westlich in den Abzweigungen der Sevennen ihre Begränzung fanden und liefen endlich glücklich im Hafen von Arles, dem Ziel

unsrer Tagreise ein. Hier zeigte sich uns zum ersten Male eine Anzahl Schifferbarken — es ist ein auffallender Umstand, daß auf der ganzen langen Stromstrecke von Lyon bis hier sich nicht eine Spur von Handelsverkehr vermittelst Segelschiffe, nicht eine Spur von Nachen u. s. w. zeigte, auf denen die Bewohner der anliegenden Orte mit einander verkehrt oder Fischer die Vortheile, welche ein großer Fluß bietet, ausgebeutet hätten. Welches unendliche Leben entfaltet dagegen der Rhein, während freilich die Donau, so weit ich sie kenne, ein, wenn nicht ganz gleiches, doch ähnliches Phänomen bietet. Und doch hätten sich Avignon oder Arles gewiß zu Seehäfen für Frankreich benutzen lassen, wenn man für Stromcorrectionen, Leinpfade, Hafenbauten etwas hätte aufwenden wollen. Jetzt freilich machen die Eisenbahnpläne nach den Meerhäfen des Südens das Alles mehr oder minder überflüssig.

Nie hat mir ein Ort einen so poetischen, fesselnden Eindruck gemacht, wie das alte Arles, dieses kleine winklige Nest mit den gewundenen Straßen von unglaublicher Enge. Und doch ist Arles ein wahres Bijour von einer kleinen Stadt; es ist die Vorhalle Italiens, die Schwelle zu einem prächtigen Tempel, es ist der erste entzückende Ton, der eine große und volle Harmonie ankündigt. Alles ist vortrefflich in diesem Miniatur-Rom. In ganz Frankreich habe ich nicht ein so gemüthlich-elegantes Wirthshaus gefunden wie das „Hotel du

Forum," nicht so liebenswürdige Wirthe wie hier, und alle Schönheiten von Paris wiegen nicht eine einzige dieser reizenden Schäferinnen des Königs René auf, welche schaarenweise in Arles, auf dem Platze vor unsern Fenstern, umherwandelten. Es war Sonntag als wir ankamen, es war Festtag obendrein, denn zur Dankfeier für die gesegnete Erndte fand eine Prozession statt, welche aus der Sanct Trophimuskathedrale zog, und am Abende war Feuerwerk. Man ließ Raketen und Feuerräder und einen Ballon und alle möglichen merkwürdigen Dinge in den reinen Nachthimmel hinauf steigen, als wolle man dem lieben Gott, der so gut und gnädig gewesen, nun auch eine Freude machen, und als müsse er durchaus an diesen höchst glänzenden Erfindungen Arlesischer Feuerwerkerei ebenso viel Vergnügen finden, wie das lachende Herz jedes der umherstehenden reizenden Kinder der Provence. In der That, ich glaube nicht, daß es einen Ort in der Welt gibt, der so anmuthige Frauengestalten besitzt wie Arles. Die Züge sind fein, als hätten sich die letzten Ueberreste griechischen Bluts und griechischer Schönheit, denen mein verehrter Freund, der „Fragmentist," bekanntlich den hellenischen Boden unter den Füßen fortgezogen hat, nach Arles geflüchtet. Die Augen sind groß, dunkel, aber sie haben den gutmüthigsten und heitersten Ausdruck, bei Vielen liegen sie auffallend nahe zusammen. Die Gestalten sind voll und doch außer-

ordentlich schlank, die Taille ist von vollendeter Grazie, und nur der Teint ist nicht immer frisch. Dazu kommt die wunderbar kleidsame Tracht, zumeist aus schwarzem Tuch oder Halbtuch. Um das geflochtene und aufgesteckte Haar ist ein breites schwarzes oder farbiges Sammtband geschlungen, dessen Schleifenenden bei den Frauen an der rechten, bei den Mädchen an der linken Seite herabhängen. Der Rock ist faltig und kurz, der, immer schwarze, Spenser knapp anschließend, über ihm liegen zwei Busentücher, das untere weiß und gefältelt. Diese Tracht steht den feinen Gestalten so gut, daß, wie dessen bewußt, keine Arleserin sich davon trennt und den Modeschnitt, den Paris angibt, nachahmt. Ich glaube, wenn die lächerliche Geschmacklosigkeit unsrer Zeit, die überall die Nationaltrachten verwischt, in der ganzen Welt gesiegt haben wird, ist Arles der letzte Fleck, wo die alte Sitte unter dem Schatten alter Denkmale, auf dem Boden einer verschütteten Vorwelt fortleben wird. Denn Arles hat nicht allein hübsche Mädchenköpfe aufzuweisen; für diejenigen, welche solche Dinge vorziehen — und ich bin keineswegs gesonnen, ihren Geschmack in Frage zu stellen — gibt es auch römische Wasserleitungen, ein in Trümmern liegendes Theater, und ein prächtiges, wohlerhaltenes Amphitheater in Arles. Wer noch mehr will, der kann Sanct Trophimi Kirche bewundern, kann den ganz wunderbar schönen Kreuzgang am Kloster dieses Heiligen besuchen — er wird Dinge sehen, wie

sie ihm, wenn er Italien nicht sah, in seinem Leben nicht vorgekommen. Ich bin sogar erbötig, ihm meine sämmtlichen literarischen Cicerone's dahin auf den Weg mitzugeben, um die Sachen reiflich zu studiren: da ist mein vortrefflicher Alphonse B., der malerisch-romantisch-novellistische Rhonebeschreiber; da ist die „Description de la ville d'Arles" von Mr. Estrangin, aller möglichen gelehrten Gesellschaften Mitglied; da ist ein Artikel des Herrn Nisard in der Revue de Paris vom 4. November 1832 über Arles, ein merkwürdiges Beispiel von der Kunstfertigkeit, 17 Druckseiten groß Oktav vollzuschreiben und nichts zu sagen! Ich kann ihm auch noch eine Abhandlung aus den Pariser Annales des Arts von 1825 über das alte Theater mitgeben, in welchem längst kein Stück mehr aufgeführt wird und das ihm deshalb natürlich doppelt so interessant ist. Am allerbereitwilligsten drück' ich ihm Adolph Stahr's überlegene Weisheit in die Hand — nur das eine bitt' ich mir aus, auf dem kleinen Forum bleiben zu dürfen und für die Belebung des Traubenhandels jener leichtsinnigen Tochter des Südens zu sorgen, auf welche Jeanne de Laval eifersüchtig geworden wäre, lebten wir im fünfzehnten Jahrhundert; dann von meinem neugewonnenen Freunde, dem weißen zottigen Hundeungeheuer aus der Camargue, das unsrem Wirthe gehört, begleitet umherzuschweifen und die Welt zu vergessen. Denn Arles ist eine Welt für sich, eigenthümlich, harmonisch,

abgerundet — so ein Fleck, wo ein träumerischer Mensch das „Kief“ des Osmanli ausruft und glücklich ist.

Aber sie ist klein diese Stadt und ohne es zu wollen steht man, wenn man einige Schritte macht, vor irgend einer ihrer Merkwürdigkeiten. Von einem der vier massiven Befestigungsthürme herab, welche das Mittelalter auf die starken Grundmauern des Amphitheaters baute, überblickte ich die übrigen Reste der Stadt des großen Constantin, die Spitze des Rhonedeltas, das hier beginnt, die Arme des Stroms, die Abtei Marie-de-la-Major und die Aliscamps (Campus elysaeus), den berühmten Campo Santo von Arles mit seinen zerstörten Capellen und antiken Grabmälern. Dieser Kirchhof war einst so berühmt und so schön, daß der Erzbischof Turpin, als er in Karls des Großen Gefolge in Arles war, sich niederlegte und starb, nur um dort begraben zu werden. Alles was vornehm und angesehen war weit umher, wollte in den Aliscamps bestattet sein; die oberen Anwohner des Rhone übergaben ihre Todten auf Bahren dem Flusse, nachdem sie eine Geldsumme und eine schriftliche Erklärung, welches Grab und Denkmal man für den Verschiedenen wünsche, hinzugefügt hatten. Ein solcher stiller Schiffer, der auf dem Strome dem letzten Hafen Aller zufuhr, war heilig und geschützt: trieb ihn die Welle zu früh an's Ufer, so sorgte der Vorüberwandelnde dafür, daß er wieder in den Strom gelange, und in Arles waren Männer

angestellt, das Ankommen der Leichen zu bewachen. Gervasius von Tilbury erzählt, daß einst, als junge Leute aus Beaucaire eine solche Leiche ihrer Geldsumme beraubt, die Bahre mitten im Strome stillgestanden, sich mehrere Tage und Nächte lang um sich selber drehend, bis dies Wunder auf die Entdeckung des Frevels geführt. Als die entwendete Summe erstattet war, schwamm die Bahre augenblicklich weiter.

Das Amphitheater von Arles wird von Staatswegen restaurirt und geflickt, in einer Weise, die mir über die nothwendige Erhaltung hinauszugehen scheint und den alten Prachtbau durch moderne Lappen entstellt. Aber freilich, Arles mag seine Kunstschätze und Ruinen recht fest gestützt wünschen — „das Volk," sagt Nisard, „schätzt auch die Ruinen nach ihrem Nutzen. Sie bringen der Stadt Geld ein — also sind sie äußerst merkwürdig."

Als ich vom Amphitheater zurückkehrte begannen auf dem Marktplatz die Feuerwerke. Frauen und Männer wandelten unterdeß mit einem Anstande, einer Ruhe auf und ab, — es war als befinde man sich in den Salons einer gewähltesten Gesellschaft. Freilich mochte das Schauspiel für die Bewohner nicht viel Außerordentliches und Aufregendes haben. Als ächte Südländer lieben die Provençalen Volksfeste und Aufzüge, und Arles hat seine Wettrennen, seine Regatten und andre Schifferspiele auf dem Rhone und von

seiner Frohnleichnamsprocession hat alle Welt reden gehört. Aber auch Ferraden werden hier im Amphitheater gehalten. Die Ferraden sind nichts anders als Stiergefechte in der Art der spanischen, zu welchen die Camargue die wilden Stiere und die flinken Rosse der Kämpfer liefert. Nur handelt es sich bei ihnen nicht darum, den Stier zu tödten, sondern ihn so weit zu überwältigen, daß ihm mit heißem Eisen ein Mal aufgebrannt werden kann. Man kann eine Ferrade bei Alexander Dumas ausführlich beschrieben lesen *), denn Dumas sah ein solches Schauspiel in der Arena zu Nismes, worin sich vielleicht 30,000 Personen versammelt hatten, wie er versichert. Es war ein Glück, daß der große Alexander grade an jenem Tage Nismes seine Gegenwart schenkte; denn das Leben eines der Kämpfer wäre rettungslos verloren gewesen, ohne des großen Alexander großen Hund Milord, der im Augenblick als der wilde Stier seinen niedergeschleuderten Gegner zerstampfen wollte, über die Schranken sprang, das Ungethüm an der Nase packte und es überwältigte. Die Geschichte vom Hund des Aubry ist nichts dagegen und daß Dumas die Scene nicht auf die Bühne gebracht hat, ist ein Verbrechen am verdienten Ruhme Milords. Wenn man das betreffende Kapitel der Reiseeindrücke liest, so weiß man nicht, wer größer ist, der große

*) Nouvelles impressions de voyage. Tome II.

Alexander oder der große Milord, der so eclatant die Rolle des Deus ex Machina übernahm, während rings umher 30,000 Menschen saßen, und nicht eine Seele Rath wußte!

Wir mußten endlich scheiden von Arles und zwar am folgenden Morgen lange vor Sonnenaufgang. In vollster Dunkelheit tappten wir uns durch Gassen mit einem infernalischen Pflaster nach dem Rhonekai hin, um eine der unangenehmsten Ueberraschungen zu finden, auf welche ein Reisender beim spärlichen Lichte einer Hornlaterne stoßen kann. Das Dampfboot, welches uns nach Marseille bringen sollte, und unter dem wir ein gebildetes, an gute Gesellschaft gewöhntes Fahrzeug vorausgesetzt hatten, mit guter Kajüte für Damen und Kinder, einem angenehmen Kellner und noch angenehmeren Frühstückmaterial versehen, war die allermiserabelste, allerschmutzigste Treckschuyte, welche je Häringe, Kabeljaus und Thranfässer von einem Häflein in's andere verfahren. Und das hatte man uns als ein sehr comfortables Vehikel gerühmt, um nach Marseille zu kommen! Aber was sollten wir machen — wir hatten einmal unsre Billets, standen einmal mit Kisten und Koffer am Ufer, — wir mußten hinein! Ich reichte meiner Reisegefährtin die Hand, und während sie sich dem Schutze des Himmels empfahl, um glücklich über die lange Latte, welche vom Ufer auf die Spitze eines wackeligen Thurmbaus von Waarenballen im Schiff gelegt war und die

Landungsbrücke vorstellte, hinüberzukommen, sprach ich Juvenals Wort nach:

Durum est conscendere navim!

Eine Kajüte war da, vier Schuh lang und fünf breit, aber sie hatte einen großen Fehler, den nämlich, daß man vor Collis und Kasten nicht hinein konnte. So suchten wir uns denn eine Lagerstätte in der Nähe des Rauchfangs aus, und erwarteten hier die Sonne und das Meer. Das Frühstück bestand aus einer Flasche Rothwein, welche ein mitleidiger Matrose uns verkaufte. Es wurde Tag, und da sich dem Auge rings umher nichts Interessantes darbot, nichts als breite Wassermassen und weite Ebenen, rechts die Camargue, das sumpfige Rhonedelta, welches alle möglichen wilden Thiere, Stiere, Pferde, Wölfe, große Hunde und auch Biber nähren soll, so musterten wir unsre Reisegesellschaft. Es waren zwei närrische Individuen darunter — ein Italiener, welcher enthusiastisch Paris lobte, weil der Mensch dort frei sei und thun und treiben könne was er wolle, die Freiheit aber über alles gehe, die Lebensluft des Mannes sei — einige Zeit nachher kam der Bewunderer der Pariser Freiheit zu mir und bot sich mir in einer Zwiesprache unter vier Augen zum Lakaien an, da ich unmöglich in Italien ohne einen landeskundigen Bedienten reisen könne! Das andere Individuum war ein junger Landsmann, der in Marseille Kaufmannsdiener zu werden sich schmeichelte. Er sah mit sehr unschuldigen

blauen Augen in die Welt und was die Seekrankheit anging, welcher die Gesellschaft mit Ahnungen und Gefühlen verschiedener Art entgegen ging, so war er voll der glücklichsten Zuversicht. „Ich habe von Kindesbeinen an," sagte er im süßesten Pfälzerdialekt, „mich auf den Fluthen meines heimathlichen Stromes, dem Neckar, geschaukelt — ich kenne das Wasser, ich bin daran gewöhnt — der Neckar geht auch oft recht stark mit Wellen und ich will wetten, was Sie wollen, mir thut das Meer nichts — gar nichts!" Dabei rieb er sich voll Vergnügen die Hände und strengte seine ungetrübten jungen Augen an, den Leuchtthurm, „la Tour de Saint Louis," zu entdecken und hinter ihm die blaue Unendlichkeit des mittelländischen Meeres.

Der Rhone wurde breiter und breiter, die Ufer öder und öder — endlich wichen sie ganz zurück — es war, als ob die Flügel eines ungeheuren Thores sich zurückgeschlagen — unser Dampfboot, das bisher sanft dahingeglitten, hob plötzlich sein Bugspriet hoch in die Höhe und schoß dann nieder — das war die Schwelle, die erste Meereswoge. Das Meer lag groß und stolz vor uns und rollte Wellen von fabelhafter Bläue, reiner, schöner als der schönste Saphir.

Wir mochten eine halbe Stunde weiter gekommen sein. Ich sah mich nach meinem Landsmann, dem kühnen Neckarfahrer, um. Er stand vorn im Schiff, und trank mit wüthender Hast eine Flasche Rothwein

hinunter, — sein Antlitz aber wurde länger und länger — bläßer und bläßer — er setzte immer auf's neu den Flaschenhals an den Mund:

Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus —

er war endlich mit seiner Widerstandskraft zu Ende — der furchtbare Meeresgott wollte sein Recht, der Neckartritone mußte die Waffen strecken und sich — übergeben!

Der Anblick dieses Kampfes hatte alles mögliche Erheiternde für mich, aber ich kann nicht sagen, daß er viel Erfrischendes und Magenstärkendes gehabt hätte. Darum zog ich mich klüglicherweise in die leere kleine Kajüte zurück, zu der unterdeß eine Art Zugang hergestellt war, legte mich auf die Bank und schlief ruhig ein. Das ist von allen Mitteln gegen die Seekrankheit das allervortrefflichste. Als ich erwachte, waren wir im Angesicht des Hafens von Marseille, vor uns das Felsenchaos von Schloß Yf und oben in der Höhe drüber des Schiffers Hort und Zuversicht, Notre Dame de la Garde.

III.

Rom.

Im Hafen von Marseille lag ein schönes großes Dampfschiff der sardinischen Gesellschaft, der „Lombardo," vor Anker, welches am Tage nach unsrer Ankunft die Fahrt antreten wollte. Unsre Wartezeit war dadurch auf vier und zwanzig Stunden beschränkt, — Zeit genug, um einen Ueberblick über Stadt und Hafen und die Felsenwelt der Meeresküste zu gewinnen. Im Büreau der Dampfschifffahrtsgesellschaft fand ich eine Horde von Haupt- und Erzspitzbuben und Lügnern, welche für die Ueberfahrt nach Civitavecchia durch allerlei combinirte Prellereien eine furchtbare Summe herauszurechnen wußten. Die Schiffe jedoch, welche dieser sardinischen Gesellschaft gehören, sind vortrefflich. Es war um die Zeit der Abenddämmerung, als wir auf dem Lombardo dem hohen Meere zusteuerten. Ueber dem Horizont thürmten sich dunkle Wetterwolken, die Möven flogen um die Masten und schossen dann davon, der Küste wieder zu, als hätten sie uns mit ihrem warnenden Schreien nur zurückrufen wollen, geflügelte Warnungen vor der nahenden Nacht; der Lombardo aber rauschte mit furchtbar energischen Radschlägen über die Wogen fort und stieg mit stolzem Bäumen über einen Schaum-

kamm nach dem andern. Die Passagiere machte lange Gesichter, wurden blaß und bläßer, der eine kauerte hier, der andere dort, die meisten schlüpften in ihre Betten; von denen, die herzhaft sich zum Diner im Salon niedergesetzt, zog einer nach dem andern sich zurück; zuletzt standen von den fünfzig Gedecken acht und vierzig leer, denn Niemand hatte Stand gehalten, als der Capitano und meine sehr verehrte Gattin, die beide mit unerschütterlichem Gleichmuth dem stillen Geisterbanquet präsidirten. Mit der Dunkelheit wuchs der Sturm. Er hatte einen Theil der Wolken verjagt, eine dämmerige Spur von Sternenlicht leuchtete, man konnte Wogen, Meer und Himmel unterscheiden. Ich stand allein, an den Kessel der Maschine gelehnt und träumerisch den Eindrücken dieser wunderbaren nächtlichen Meerfahrt mich hingebend. Die Dunkelheit hatte alle Schranken des Auges enger und näher um mich gezogen: der Horizont nahe, die Himmelsdecke niedrig — es war ein winziger Raum, in dem wir auf dem ächzenden schwarzen Feuerschiff schwammen. Die Welt schien mir so enge, in die wir Menschen gesetzt! Und in diesen engen Raum sind noch die Stürme, die Schrecken der Tiefe und des Todes, die bösen Genien des Hasses und wechselseitiger Vernichtung uns mitgegeben, die ihre Flügel über unser Leben schlagen, wie die schwarzen Wetterwolken, die über meinem Haupte dahin flutheten! Aber Trotz der Nacht und Trotz dem Sturm! Unser keckes Ich

können diese Schranken und Engen nicht fesseln: das geht weiter als die kleine Kugel Erde, auf welcher wir uns durch das Leben balanciren müssen. Dem Sturm wirft man die Triumphgedanken eines stolzen Bewußtseins entgegen, stolz, weil es durch die Sehnsucht nach Gott und nach dem Schönen ein Stück Unendlichkeit ist. — —

Mein ächt deutsch transcendentaler Stolz sollte nach einer Weile einen empfindlichen Stoß bekommen. Das Verdeck war von Menschen ganz leer geworden. Man hörte außer dem Brüllen des Sturmes nichts als das in seinen Bohlen und Masten knarrende Schiff, das Arbeiten der Maschine und zuweilen Hufgestampf von dem Stande eines schönen Postzugs her, welcher als Eigenthum des französischen Gesandten nach Neapel bestimmt war. Wer hätte damals geahnt, daß diese stattlichen Braunen nie ihren Dienst vor der Staatskarosse eines königlichen Botschafters antreten sollten — daß dieser vom Glück getragene Bresson nach wenigen Tagen ermordet in seinem Blute schwimmen werde! — — Nach einer Weile tauchte eine Gestalt aus der Kajütentreppe auf — es war ein Mann in mittlern Jahren, der sich neben mich stellte und eine französische Conversation begann, bis sich auswies, daß er nur ein in's französische übersetzter Deutscher und zwar ein ehrlicher preußischer Sachse, seines Zeichens ein Sprachlehrer war.

Ich bin aber jetzt weder ein Deutscher, noch ein Franzose, sondern ein Engländer! sagte er.

Und weshalb?

Weil ich unter dem Protectorat der „höchst graziösen" Königin Victoria reise und mich nicht mehr von deutschen Attaché's und Gesandtschaftsschreibern wie einen Lumpen behandeln zu lassen brauche. Ich lebte mehrere Jahre still als harmloser Sprachlehrer in London. Im Begriffe von dort abzureisen, um mein Brod in Italien zu suchen, trage ich meinen alten guten, allen Vorschriften genügenden Paß, mit welchem ich nach London gekommen, zur preußischen Gesandtschaft, und bitte, mir einen andern nach Italien zu ertheilen. Am folgenden Tage, heißt es, soll ich wiederkommen. Ich komme — und erhalte den alten Paß zurück, worin die französischen Worte geschrieben sind: „Bon pour retourner immédiatement et directement dans sa patrie" — ich erkläre, das sei ein Mißverständniß, aber man hört mich nicht an, — ich bitte, ich eifre, man weist mich fort — ich verlange den Gesandten zu sprechen, aber der Geheimerath Bunsen hat wichtigere Dinge zu thun, als sich mit seinen Landsleuten ohne Rang und Stand einzulassen! Wüthend zerreiße ich nun den jammervollen preußischen Wisch und werfe die Stücke dem Legationsschreiber vor die Füße, wende mich dann an einen englischen Beamten und erhalte mit der höflichsten Bereitwilligkeit augenblicklich einen Paß nach Italien

sammt allen möglichen Siegeln und Visa's, und so reise ich jetzt voll Aplomb und Selbstgefühl als Engländer!

Ich suchte die empörende Behandlung durch die Dummheit irgend eines Subalternen zu erklären, aber mein sächsischer Engländer versicherte mich, derartige Fälle seien so häufig, daß eine Menge Deutsche, welche von Paris oder London aus Reisen unternähmen, sich Pässe als Franzosen oder Engländer geben ließen, um die Brutalität oder den beleidigenden Uebermuth ihrer deutschen Diplomaten zu umgehen. So wird für das deutsche Nationalgefühl gesorgt!

Unsre weitere Unterredung drehte sich nun natürlich um die tief demüthigenden Zustände unsrer Heimath; wir sprachen von unsern Höfen und Regenten und so kam es endlich, daß mein Reisegefährte mir eine Mittheilung machte, welche ich hier nicht vorenthalten will, da sie die endliche Lösung eines Räthsels enthält, das einst ganz Deutschland beschäftigte und trotz aller aufgewandten Mühe, trotz des Scharfsinns unsrer besten Criminalistenköpfe bis jetzt in seinem ganzen mystischen Dunkel blieb. Es ist eine Geschichte wenigstens wie man sie nicht besser erfinden kann, um sie sich in dunkler Nacht, auf stürmischem Meere zu erzählen, während man im Schutze der Esse sich vor den Windstößen zusammenkauert und über sich das schwarze Rauchgewirbel

dahinkochen sieht, um den dunklen Wetterwolken nachzujagen.

„Vor mehreren Jahren, begann mein Reisegefährte, wurde im herzoglichen Schlosse zu Gotha eine fremde unbekannte Frau, welche sich Frau Königsheim nannte, als Oberbettmeisterin angestellt. Nachdem sie eine Weile dort gewohnt hatte, machte sie die Bekanntschaft der Gattin des daselbst lebenden, als gewandter Criminalist auch in weiteren Kreisen bekannten Polizeiraths Eberhard und wurde nach und nach mit dieser Dame eng genug befreundet, um ihr vertraute Aufschlüsse über ihre früheren Schicksale zu geben. Sie sei, erzählte sie, in einem Fräuleinstifte in Würzburg erzogen, in welchem vielfach Geistliche am Unterricht sich betheiligt und verkehrt, unter andern ein junger Domherr von G....berg, aus einer in Franken angesessenen, sehr angesehenen und alten Familie. Diesem Domherrn hatte die junge Königsheim gefallen, er näherte sich ihr, sie erwiederte seine Neigung, und so entstand ein vertrautes Verhältniß, welches mit dem Falle des jungen Mädchens endigte und Folgen nach sich zog, die ihre Entfernung nothwendig machten. Sie wurde auf ein entlegenes Landgut des Domherrn gebracht und wurde hier von einem Knaben entbunden. Genesen kehrte sie in das Stift heim, das Kind aber mußte sie zurücklassen. Nachrichten über dasselbe erhielt sie von ihrem Verführer, der für dasselbe zu sorgen versprochen hatte. Nach

geraumer Zeit wurde in einer Hauptstadt einer bairischen Diöcese der bischöfliche Stuhl erledigt und die Wahl des neuen Oberhirten der Diöcese fiel auf Niemand anders als auf den ebengenannten Domherrn. Die Königsheim hatte unterdeß fern von Würzburg die bereits erwähnte Anstellung in Gotha erhalten. Von Zeit zu Zeit brachten ihr Briefe des Bischofs von G....berg Nachrichten über das Wohlergehen ihres Kindes; in diesen Briefen war häufig das ausdrückliche Versprechen enthalten, daß der Knabe Erbe des Bischofs werden solle.

Nach kurzer Verwaltung seines Hirtenamtes starb der Bischof, auffallend rasch, unter verdächtigen Umständen, über welche jedoch nie etwas klar geworden ist. Mit diesem Tode hörte nun für die Königsheim alle und jede Nachricht über ihr Kind auf. Erkundigungen, die sie angestellt hatte, so viel es in der Macht einer unvermögenden, an tägliche Arbeit gefesselten Frau gelegen, welche obendrein das Geheimniß bewahren mußte, waren fruchtlos geblieben. So hatte sie endlich, in dem langjährigen Schmerze ihres Mutterherzens, ihr Leid der neu gewonnenen Freundin in Gotha geklagt.

Damals beschäftigte alle Menschen, besonders alle Polizeimänner in Deutschland die Frage: „wer Kaspar Hauser sei?“ Auch bei Eberhard war dieß fast zu einer quälenden fixen Idee geworden, und als ihm seine Frau die Geschichte der Königsheim mittheilte, stieg

natürlich alsogleich der Gedanke in ihm auf, in ihr könne die Mutter des räthselhaften jungen Mannes gefunden sein. Er bat seine Gattin, mehrere bestimmte Punkte von der Königsheim zu erfragen. Die Antworten bestärkten auf's wunderbarste seine Conjectur. Die Sache ließ ihn nun nicht länger rasten. Er schrieb einen Brief an den Rittmeister, unter dessen Obhut Hauser damals in Anspach lebte, und indem er ihm so viel von seinen Vermuthungen mittheilte, als er hinlänglich glaubte, um seine Bitte zu motiviren, ersuchte er den Rittmeister, mit seinem Schutzbefohlenen einen Ausflug nach Gotha zu machen, so daß eine Confrontation von Hauser und der Königsheim stattfinde. — Zu seiner Verwunderung weigerte sich der Rittmeister, auf die Bitte des Polizeiraths einzugehen. Hauser, schützte er vor, sei als ein Sohn Baierns adoptirt und dürfe die bairische Grenze nicht überschreiten. Eberhard schrieb nun zum zweitenmale, gab alle Daten, welche er vorher noch zurückgehalten, zur Unterstützung seines Gesuchs an, und ließ dem Rittmeister keine Ausflucht mehr. Dieser schwieg einige Tage, dann antwortete er, daß er, da eine Möglichkeit der von Eberhard angedeuteten Identität allerdings vorhanden zu sein scheine, seiner Bitte nachgeben und nach Gotha kommen wolle. Er werde mit Hauser an bestimmtem Tag und Stunde im Grenzort Lichtenfels eintreffen; dort möge ein von Eberhard in's Vertrauen gezogener zuverlässiger Mann

ihrer warten, um sie nach Gotha zu führen. Sie würden unter angenommenem Namen reisen; der wahre müsse streng verschwiegen bleiben.

In der That erschien Hauser mit seinem Mentor am festgesetzten Tage in Lichtenfels. Der Bruder des Polizeiraths, Rath Eberhard aus Koburg, empfing die Reisenden hier, führte sie nach Koburg und bewirthete sie dort in seinem Hause. Er hatte am Abend ein paar Bekannte zu sich geladen, um den Fremden Unterhaltung zu gewähren. Unter ihnen war der katholische Pfarrer des Orts, der zuletzt erschien. Den Fremden vorgestellt, fixirte er den jungen Mann und sagte dann: „Sie haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einem verstorbenen Bekannten von mir.“ — „Wer war das?“ fragte der Rath. — „Ein Herr von G....berg, der in Würzburg mit mir studirte und später Bischof wurde.“

Das Gespräch wandte sich auf andere Gedenstände, der Rath Eberhard aber benutzte eine Gelegenheit, um sich zu entfernen, die frappante Aeußerung des Pfarrers aufzuschreiben und sie durch Estafette noch in der Nacht seinem Bruder nach Gotha mitzutheilen.

Am andern Tage setzten Hauser und sein Begleiter die Reise nach Gotha fort, wo sie am Abend anlangten. Eberhard war ihnen entgegengeeilt und empfing sie in Schwabhausen. Am folgenden Tag besuchte er mit ihnen das Theater in Gotha, wo der Herzog sie

in seine Loge rufen ließ und sich mit ihnen unterhielt. Für den zweiten Abend bat er sie zu einer kleinen Gesellschaft zu sich. Zu dieser ward auch die Frau Königsheim gebeten. Die Letztere ahnte natürlich so wenig als Hauser, welche Absicht mit ihrem Zusammenführen verbunden war. Als die Königsheim den jungen Mann erblickte, brach sie in Thränen aus und konnte erschüttert die Blicke von seinen Zügen nicht abwenden. Hauser wurde neben sie auf das Sopha gesetzt; auch er war seltsam bewegt und fieberhaft aufgeregt, und Beide schienen während des ganzen Abends nur für einander Sinn zu haben.

Ehe man sich trennte, zog der Polizeirath den Rittmeister bei Seite. — „Meine Vermuthungen haben sich auf's Entschiedenste bestärkt," sagte er. „Es fehlt nur noch eines, um zu völliger Gewißheit zu kommen."

„Und das ist?" fragte der Rittmeister kleinlaut und betroffen. — „Die Königsheim hat meiner Frau angegeben, ihr Kind habe an der rechten Seite auf den Rippen ein dunkelbraunes Mal gehabt. Lassen Sie mich mit Ihnen in Ihren Gasthof gehen, um zu untersuchen, ob es sich an Hausers Körper finde."

„Das geht nicht, bei Leibe nicht!" rief der Rittmeister aus. — „Und weshalb nicht?" — „Der junge Mensch ist in Folge seiner langen einsamen Einsperrung von der äußersten Schüchternheit, von einer krankhaft reizbaren Schamhaftigkeit. Wollten wir eine solche

Untersuchung an ihm vornehmen, er könnte Krämpfe bekommen."

Der Polizeimann begriff solche Rücksichten nicht. „Nun, so lassen sie ihn einmal Krämpfe bekommen. Die Sache ist wichtig genug!" — „Nein, nein!" antwortete der Rittmeister, in die Enge getrieben. „Aber ich will Ihnen einen andern Vorschlag machen. Hauser hat einen außerordentlich festen Schlaf. Kommen Sie morgen zwischen vier und fünf Uhr zu uns; wir wollen dann, während er schläft, das beschriebene Mal suchen."

Der Polizeirath war damit einverstanden. Man trennte sich. Eberhard schloß während der Nacht kein Auge und in seiner Unruhe machte er sich schon auf den Weg zu dem Gasthause „im Mohren," als kaum halb vier vorüber. Nachdem er Einlaß gefunden, verlangte er in das Zimmer des Rittmeisters geführt zu werden, allein zu seiner größten Ueberraschung sagte man ihm, der Rittmeister habe am vorigen Abend noch Postpferde bestellt und die beiden fremden Herren seien Punkt zwei Uhr abgefahren. Der Polizeirath begab sich empört über diese Perfidie heim, aber er war jetzt mehr als je entschlossen, die Sache auf irgend eine Weise bis an's Ende zu verfolgen.

Einige Tage vergehen. Der Herzog hatte sich unterdeß von Gotha nach Koburg begeben. Da fährt eines schönen Tages eine vierspännige Postkalesche in

den Schloßhof zu Koburg ein; zwei Herren, der Erzbischof von B.... und ein Graf Roten... steigen heraus und bitten um eine augenblickliche Audienz. Der Herzog empfängt sie und es folgt eine zweistündige geheime Unterredung, nach welcher der Herzog die beiden Herren mit äußerster Höflichkeit entläßt. Kaum aber haben sich diese wieder in ihren Wagen gesetzt und sind abgefahren, als der Herzog eine Estafette nach Gotha sendet, welche ein Cabinetsschreiben an den Polizeirath überbringt.

Am Abende des folgenden Tages war in Gotha in dem dortigen Casino die gewöhnliche Gesellschaft der Honoratioren versammelt. Auch der Polizeirath Eberhard erschien hier; im Laufe der Unterhaltung warf re mit anscheinend großer Gleichgültigkeit die Worte hin: „Es ist merkwürdig, wie sich unsere polizeiliche Spürkraft oft auf Abwege verlocken lassen kann. Ich habe Ihnen vor einigen Tagen erzählt, daß ich dem Kaspar Hauserschen Räthsel auf der Spur sei, meine Herren; heute habe ich zu meiner Beschämung entdecken müssen, daß alle meine Conjecturen auf Sand gebaut sind.“ — Die Anwesenden, welche von der herzoglichen Intervention keine Ahnung hatten, nahmen diese Versicherung auf guten Glauben an. Ob Eberhard im Stillen weiter forschte oder nicht, weiß ich nicht. Aber gewiß ist, daß es kurze Zeit nach all diesen Vorgängen war, als der Mentor Hausers eines Tages in Anspach durch

wirkliches oder fingirtes Unwohlsein sich gehindert erklärte, seinen Schützling, wie er pflegte, zur Tafel im Gasthause zu begleiten. Hauser ging allein; unterwegs trat ein unbekannter Mensch an ihn heran und versprach ihm ohne Zweifel Enthüllungen über seine Herkunft, wenn er ihm ein Rendezvous in den Stadtanlagen gebe. Hauser folgte und wurde an einem einsamen Orte ermordet gefunden. Bei der Leichenschau fand sich das Mal auf der rechten Seite seines Körpers vor. — —

Das Räthsel ist damit nicht ganz gelöst. Aber so viel kann ich andeuten: der Vater Hausers, der Bischof von G....berg, hatte einen Bruder von anerkannt schlechtem Charakter, der des Nachlasses wegen den zum Erben eingesetzten Sohn bei Seite schaffen und zugleich der hohen geistlichen Würde ein Aergerniß ersparen wollte.

Um mehr zu sagen, müßten Personen genannt werden, die noch nicht ganz der Geschichte angehören. So viel mag genügen, daß der Bruder des Bischofs durch seine Verbindungen bei Hofe allmächtig war und daß nach dem Tode Hausers gerade sehr vornehme Personen es waren, welche mit großem Eifer für die rein unsinnige Behauptung stritten, er habe sich selbst ermordet, eine Annahme, die Mittermaier in seinen Briefen über Hausers Tod im Morgenblatt so schlagend in ihr Nichts zurückführte. Auch wissen alle Criminalisten, welche sich für die Aufhellung der Thatsachen interessirten,

die Kaspar Hausers Tod begleiteten, daß man in Folge Befehls von oben die Akten darüber streng verheimlichte und Niemanden zu Gesicht kommen ließ. — Daß Hauser der Sohn eines hochgestellten katholischen Geistlichen sei, wurde übrigens schon bei seinem ersten Auftreten in Baiern vielfach versichert."

Der Morgen brach heran, der Sturm legte sich und die Wolken schwanden, um die dunkle Bläue des südlichen Himmels hervortreten zu lassen. So oft das schwankende Schiff die linke Seite senkte, tauchten über dem Bord entzückende Fernsichten auf; die Ufergebirge der Provence, dann die Seealpen mit den Schneeleuchtenden Gipfeln, unten am Gestade alle die reizenden Orte, wie Cannes, Antibes, Nizza, Monaco, Porto Mauritio, Savona, die ganze herrliche Riviera di Ponente mit ihren grünen Baumhalden, ihren Klöstern und Siedelungen. Der Tag flog so rasch dahin, wie unser mächtiger Lombardo über die azurnen Wogen, die sich allmälich glätteten: endlich schimmerten in der Ferne die weißen Paläste Genua's auf und zugleich zeigten sich Delphine, welche unsrem Kiele folgten — eine mehr glückverheißende Vorbedeutung für meine Römerfahrt konnte es nicht geben!

Es wurde jedoch Abend, ehe wir im Hafen von Genua eingelaufen, und bis das Schiff „Practica" er-

halten, bis wir ausgeschifft, der Reihe nach durch das Paßbüreau getrieben und hier ansehnlich gebrüchtet worden für die Vermessenheit, in Sr. sardinischen Majestät Stadt Genua übernachten zu wollen, war es tiefe Nacht geworden. In einem ehemaligen, zu einem Wirthshaus profanirten Palast einquartirt, viele, viele hundert Stufen hoch und mindestens so weit wie die Spitze des Kölner Domkrahns vom Boden entfernt, schliefen wir vortrefflich die erste Nacht in Italien!

Am andern Morgen beim Erwachen scholl ein furchtbares Durcheinander von Lärm und Geschrei zu unsren Himmelsfenstern empor. Ich glaubte, es müsse mindestens ein Crawall, ein Straßenaufruhr sein, und da ich ja gekommen, die „italienische Bewegung" zu studiren, so sprang ich mit neugieriger Hast aus dem Bette. Aber nie ist die freudige Neugier eines Correspondenzenschreibers ärger getäuscht worden. Gemüseweiber, einkaufende Köchinnen, Bauern mit Eseln und Gassenbuben belebten den kleinen Platz unter mir und dies Häuflein friedlicher Menschen war im Stande, den Höllenlärm hervorzubringen! Ich bekam eine Probe, was italienische Lebhaftigkeit ist!

Bis fünf Uhr Abends war uns Zeit gelassen, um Genua zu sehen, und deshalb eilten wir diese märchenhaft schöne Stadt zu durchstreifen. Frau von Staël nennt Genua wie für einen Congreß von Königen gebaut: das ist sie nicht, sie ist gebaut für ein Volk stolzer und

freier Bürger. Diese Marmorpaläste, diese phantastischen Kirchen und Kuppeln, diese Lage zwischen Meer und schön geschwungenen Alpenhöhen, das alles macht einen unauslöschlichen Eindruck. Das ist Italien! sagt man sich, und sieht den Vorhang fortgezogen vor einer neuen Welt, die doch alles weit übertrifft, was man seit je davon geträumt. Oder haben wir, die wir aus den engen düstren Gassen unsrer Provinzialstädte, den langweiligen Casernenstraßen deutscher Residenzen kommen, je geglaubt, daß diese Welt von marmornen Säulenalleen, von rauschenden Springbrunnen und stillen Bildsäulen, über welchen der dunkle Ast der Myrrthe und des Lorbeers seine Schatten wirft, von goldstrotzenden Sälen, deren Wände die höchsten Kunstschöpfungen bedecken, haben wir geglaubt, daß sie wirklich existirte? Nur auf den Bildern italienischer und niederländischer Maler des siebzehnten Jahrhunderts suchten wir sie. Hier ist sie wirklich, Halle an Halle, Garten an Garten. Und was sie doppelt schön macht — die Staffage, welche jene Maler hineinversetzten, ist fort; coquette Reifröcke rauschen nicht mehr über die bunten Marmorquadern der Böden, gezierte Cavaliere klimpern nicht mehr auf der Cither ihren lächelnden Damen Lieder vor, welche sie mit verliebten Blicken noch ausdrucksvoller, als die süßflötenden Töne sind, begleiteten. Die ganze nichtsthuerische aristokratische Generation, welche in diesen Palästen sich in Ueppigkeit wiegte und die

Schätze unternehmender und kriegerischer Väter verschwelgte, ist fort. Es ist nichts von ihnen übrig geblieben als das allergebrechlichste, das bei ihren musikalischen Stunden unvermeidliche Kelchglas, die kostbare Majolicaschüssel. Die prangen noch seit Jahren unberührt in den Eckschränken! Die Sääle und Säulenhallen aber sind still, es lebt nichts in ihnen als die Seelen der großen Kunstschöpfungen der Titian, Paul Veronese, Guido, Guercino, van Dyck und Dominichino: für die sind es Tempel geworden, für sie und für die Träumereien der Poeten!

Wir sahen eine ganze Reihe dieser Paläste: Durazzo, Balbi-Piovera, Brignole, Serra, Spinola, Doria Panfili u. s. w. Mit Bilderbeschreibungen und Kunsturtheilen will ich den Leser verschonen. Ich will die Seiten, welche sie fortnehmen würden, lieber einer merkwürdigen Geschichte vorbehalten, welche man uns bei drei Bildern im Palazzo Brignole-Sale erzählte, drei Bildern von auffallender Schönheit, die van Dyck geschaffen hat. Sie stellen Porträts von Gliedern des Hauses Brignole vor. Der große Niederländer hatte neun Porträts für die Familie gemalt. Etwa fünfzig Jahre nachdem sie vollendet, waren jene neun Gemälde durch Erbtheilung in verschiedenen Händen, doch alle noch bei den Mitgliedern derselben edlen Familie. Einige von diesen waren sehr begütert, andre minder. Der beklagenswertheste war Pietro Brignole, dem sein Vater, ein be-

rüchtigter Spieler und Verschwender, nichts hinterlassen als einen leeren Palast und eines der von van Dycks Hand gemalten Familienporträts, das einzige bewegliche Gut, das er nicht veräußert, weil ihn die Scham davon abgehalten. Pietro war von Jugend auf ein verschlossener unfreundlicher Mensch gewesen, unschön und von Niemand geliebt. Er liebte nichts als Gemälde, obgleich er selbst nie einen Pinsel zur Hand genommen. Als sein Vater todt war, riethen ihm seine Vettern, ihnen sein werthvolles Bild, das schönste aller neun, zu überlassen und von ihnen dafür eine bedeutende Summe anzunehmen, womit er von neuem den Wohlstand seines Hauses gründen könne. Aber Pietro wies sie höhnisch ab mit den Worten: Mein Bild bekommt Ihr nicht! Im Gegentheile, als bald darauf ein Brignole starb und ebenfalls ein van Dyck'sches Bild hinterließ, überbot er alle seine reichen Vettern und kaufte es, obgleich er für die Summe seinen ganzen Palast verpfänden mußte. Man rieth ihm nun, durch eine reiche Partie sich zu retten, worauf er wieder höhnisch sagte: Das habe ich längst im Sinn. Niemand wußte, was er wollte, man zweifelte aber nicht an dem Gelingen seines Plans, denn, war er auch arm, so war er doch ein Sale-Brignole. —

Er fristete nun sein Leben ungefähr ein Jahr lang, wovon, wußte Niemand, als er sich plötzlich mit einer seiner Cousinen, Faustina, vermählte, einem Mädchen, das

so wie er nichts besaß, als den Namen Brignole und das Porträt eines Brignole von van Dyck; dazu war sie kränklich und verwachsen, eine arme hülflose Waise, aber eigensinnig wie Pietro, verschlossen wie Pietro. Da saßen nun die beiden blassen stillen Menschen in ihrem leeren verschuldeten Palast — aber sie hatten drei Porträts ihrer Familie von van Dycks Hand gemalt, ein Reichthum, dessen sich kein andrer der großen Familie rühmen konnte, denn selbst Antonio, der reichste, besaß nur zwei.

So lebten sie drei Jahre und jedes Jahr genas Faustina eines Kindes und zwar eines schönen gesunden blühenden Kindes, aber sie selbst schwand dahin und ehe das vierte Jahr der Ehe begann, begrub Pietro still in der Nacht sein stilles todtes Weib.

Ein alter Diener mit seiner Frau, der treuen Paula, pflegte nun die armen Waisen, zwei Mädchen und einen Knaben; sie bettelten für dieselben bei den Verwandten und erhielten auch eine reichliche Erndte; freilich durfte Pietro davon nichts wissen — es war aber nicht schwer, ihm etwas zu verhehlen, denn er kümmerte sich um nichts als seine drei Bilder, mit denen saß er Tag und Nacht in einem kleinen Zimmer und nahm wie unbewußt aus Rocca's Händen die karge Speise, um nicht zu verhungern. Noth und Elend und Jammer beim Anblick von Faustinas Elend hatten wohl zuletzt seinen Geist verdüstert. Denn seit ihrem Tode sprach

er nichts mehr. Die Gläubiger, die er früher auf den Tod eines Onkels vertröstet, wollten aber nicht länger mehr warten, sie klagten ihn ein und eines Tages brachen sie in sein Zimmer und schleppten seine Bilder, seinen einzigen Reichthum fort; denn der Palast gehörte ihnen schon längst und van Dycks Meisterwerke sollten die Zinsen der Schuld decken.

Pietro fuhr wie wüthend auf, man hielt ihn fest und erst als die Bilder in Sicherheit waren, ließ man ihn los. Da stürzte er in des alten Dieners Zimmer und schrie mit der Stimme eines Verzweifelnden: Rocca, habe ich nichts, habe ich denn gar nichts mehr? Da wies Rocca auf eine Ecke des Zimmers, wo Pietro's Kinder in banger Angst vor dem fremden Vater kauerten. Er schrie hell auf und mit dem Rufe: Antonio hat keine Kinder, faßte er das jüngste Kind, seinen zweijährigen Sohn, und eilte mit ihm zur Thüre hinaus. Rocca, der ihm nachstürzte, sah ihn Antonios, des reichen Brignole Haus betreten und kehrte beruhigt heim.

Was Pietro bei Antonio wollte, wagt man kaum zu denken, aber dennoch war es so — er bot ihm seinen Sohn für die Rückgabe der Bilder.

Du hast keine Kinder, Antonio, sagte er eindringlich, und dieser Junge hier ist ein Brignole, ein guter ächter Brignole von Vater und Mutter her. Er ist gesund und blühend, ich schenke dir ihn, ich verlange

ihn nie mehr zu sehn, aber, — verschaffe mir meine drei Bilder wieder!

Antonio besann sich einen Augenblick, während er den halbwahnsinnigen Pietro mißtrauischen Blickes musterte, dann sagte er kurz: Gut, mir den Jungen, dir die Bilder! Ich will sogleich einen Unterhändler rufen lassen und sie um jeden Preis wieder für dich erstehn. Pietro schüttelte ihm, ohne ein Wort weiter zu sagen, aber mit Freudestrahlendem Gesicht die Hand, das Kind, das er achtlos niedergeworfen, fing bitterlich zu weinen an, so daß es Antonios Gemahlin Giulia hörte und ihn unter Schmeichelreden in ihr Gemach lockte, um den neugewonnenen Liebling an sich zu fesseln.

Der Unterhändler kam und ging, aber leider war nur ein Bild noch zu bekommen und zwar das unbedeutendste. Carlo, Antonios Bruder, hatte die beiden andern schon um hohen Preis erstanden. Antonio händigte also das eine Bild dem finster murmelnden Pietro nebst einer Summe von tausend Zechinen ein, und beredete ihn, nach Hause zu gehn, oder wenn es ihm gefalle, in seinem Palast einige Zimmer einzunehmen; aber Pietro wies dies Erbieten unhöflich mit den Worten ab: ich brauche nicht die Almosen meiner reichen Verwandten.

Zu Hause angekommen, übergab er Rocca die Summe von tausend Zechinen und befahl ihm, eine kleine bescheidne Wohnung zu miethen und einzurichten,

daß er sie morgen beziehen könne. Dann befahl er Rocca's Weib, Wein zu holen und versprach, bis zu ihrer Rückkehr bei seinen beiden kleinen Töchtern bleiben zu wollen. Als Rocca und sein Weib nach Hause kamen, fanden sie Niemand, aber nach einigen Stunden bangen Harrens kehrte Pietro allein und Freudestrahlend zurück, zwei Träger mit den ihm entrissenen kostbaren Bildern hinter sich.

Wo sind die Kinder? rief ihn Rocca an, aber Pietro entgegnete kurz: Meinen Sohn hat Antonio zu sich genommen und die Mädchen sind bei Carlo.

Die beiden Alten wagten dem schweigsamen Pietro, der mit seinen drei wiedereroberten Bildern sich einschloß, keine Vorwürfe zu machen, aber sie erschraken heftig, nicht um des Jungen, wohl aber der Mädchen willen, denn Carlo's Weib Tibalda behandelte ihre eignen Kinder auf das hartherzigste; wie streng mußte sie erst den armen fremden Waisen gegenüber sein? Zudem war es ihnen ein Räthsel, wie ihr Herr zu dem Besitze der Bilder wieder gelangt.

Das war ihm auch schwer genug geworden. Carlo, der zwar ein gutmüthiger Mann war, wies ihn doch entschieden ab, als ihm Pietro seine beiden schönen Töchter gegen die eben erkauften Bilder anbot. Aber Pietro bat eindringlich und verzweiflungsvoll, die beiden Mädchen weinten und als zuletzt der Halbwahnsinnige den Vorschlag machte, ihm nur auf seine Lebenszeit die Bil-

der zu überlassen, es sei ja offenbar, daß er mit seinem elenden kranken Körper nicht mehr lange leben könne, er wolle Carlo durch ein Document dann auch das dritte Bild nach seinem Tode versichern, da gab dieser endlich nach. In dem Gedanken, nachdem er einige Jahre seine beiden Bilder entbehrt, dafür durch den Besitz aller drei belohnt zu werden und zugleich ein gutes Werk an seinen armen kleinen Nichten zu üben, überließ er Pietro die Bilder und nahm die vierjährige Elma und die dreijährige Leonore auf die Arme und brachte sie zu seinen beiden kleinen Söhnen, welche die armen verweinten Basen aber unfreundlich genug empfingen.

Pietro bezog nun ein kleines einfaches Haus am Hafen. Rocca und seine Frau errichteten einen Fischhandel, er selbst that nichts als seine Bilder anstieren und wahnsinnige Reden murmeln. Jahr um Jahr verging, aber nichts änderte sich in seinem Wesen.

Seine Kinder wuchsen unterdessen heran. Sein Sohn, Pietro nach ihm genannt, entwickelte sich unter Antonios und seiner Gemahlin Aufsicht und liebender Pflege zu einem herrlichen Knaben, er war glücklich und ahnte nichts von der Existenz seines unglücklichen Vaters, der alle Anträge, seinen Sohn einmal zu sehn, hartnäckig und erzürnt von sich wies. Die Mädchen hingegen waren unglücklich. Elma war ohne ihre Zustimmung für das Kloster bestimmt und befand sich

auch schon darin. Leonore aber war allen schlimmen Launen der Pflegemutter ausgesetzt, wofür nur die innige Liebe ihres ältesten Vetters Andrea sie entschädigte, was aber eben Tibaldas Haß vermehrte.

An dem Tage, an welchem die arme Elma den Schleier nahm, hatten Rocca und sein Weib ihr Haus verlassen, um der Cermonie beizuwohnen. Auch Elmas Geschwister mit der ganzen stolzen Familie waren gegenwärtig und nichts wurde versäumt, um das Fest der jungen blassen Himmelsbraut würdig zu begehen. Ehe sie zur Kirche ging, nahm sie feierlichst von Allen Abschied. Als Rocca zuletzt sich zu ihr drängte, um unter Schluchzen ihre Hand zu küssen, flüsterte sie ihm, den sie längst mit den Augen gesucht, in das Ohr: Um Gotteswillen, eile heim zu meinem Vater, ich habe heute Nacht einen furchtbaren Traum gehabt — verlaß ihn nicht!

Mehr konnte sie nicht sagen, die Nonnen umdrängten sie, aber Rocca stürzte aus der Sakristei nach seinem Hause. Als er sich ihm näherte, bemerkte er, daß eine ungewöhnliche starke Rauchsäule aus der Esse stieg. Er wollte die Thüre aufstoßen, aber sie war von innen verriegelt. Da schlug er eins der kleinen Fenster ein und stieg in das Zimmer, das Pietro mit seinen Bildern inne hatte. Hier wurde ihm ein Anblick, der sein altes kaltes Blut ganz und gar zu Eis werden ließ! Auf dem Boden war eine hohe Schichte Stroh, Reisig und

Holzscheite aufgelegt, auf dieser ruhten die Gemälde, van Dycks Meisterwerke, und auf ihnen wiederum der Länge nach Pietro Brignole, ein Messer in der Brust, eine Leiche!

Aus dem Nebenzimmer aber schlugen schon die Flammen herein, denn dort hatte er alles Holzwerk im Hause aufgethürmt und angezündet!

Als Rocca laut um Hülfe schrie, kamen die Nachbarn — man trug zuerst die Bilder weg, denn Rocca hatte durch Pietros Beispiel gelernt, einen übermäßigen Werth auf sie zu setzen — aber weiter wurde nichts gerettet, die Leiche Pietros verbrannte sammt dem Hause, das er dem Untergange geweiht.

Von seinen Kindern wurde nur sein Sohn glücklich. Die beiden Töchter starben früh, Elma zwar als Aebtissin, aber Leonore am gebrochenen Herzen. Denn Tibaldas Sohn vermählte man einer andern! — —

Noch von manchen andern Bildern Genuas ließen sich lange traurige Geschichten erzählen, zum Beispiel von der Madonna Pellegro Piolas, die durch ihre wunderbare Schönheit ihrem drei und zwanzigjährigen Meister solche Neider zuzog, daß sie ihm in der Nacht auflauerten und ihn ermordeten. Oder die Geschichte der schönen Marchesa Sale-Brignole, die auch van Dyck gemalt, der über dem Werke in sie verliebt wurde, worauf er auch ihren Gemahl abconterfeite und zwar in ganzer Figur in Lebensgröße zu Pferde, um nur recht

lange in ihrer Nähe beschäftigt zu sein. Der Gemahl, der ihr jetzt im Palaste ihrer Nachkommen so freundlich und friedlich gegenüber prangt, soll im Leben gar zornig und wild geworden sein, als er des schönen Malers Gefühle entdeckte und ihr plötzlicher Tod würde heutzutage mehr Aufsehn gemacht haben, als er damals that.

Antonio Guilio Brignole wurde, nachdem er seine schöne Gemahlin pomphaft begraben, Geistlicher und zwar Jesuit, ja in der Folge sogar ein berühmter Kanzelredner und Schriftsteller. Davon sieht man noch nichts in dem fröhlichen Gesichte des schönen, jungen Cavaliers, der so übermüthig von seinem Rosse herabblickt.

Draußen in den Straßen fiel mir das außerordentlich schöne Militär auf, welches sich zahlreich dort umhertrieb. Die piemontesische Armee bildet bekanntlich den Stolz der Italiener und den König von Sardinien, den Enkel der kriegerischen Herzoge Savoyens, nennen sie gern den Degen Italiens. Doch betrachtete man in Genua diese Spada noch mit großem Mißtrauen: man wußte nicht, ob sie im Dienste des Absolutismus oder der Freiheit glänzen werde. Noch herrschte das alte System, gestützt auf Jesuiten und Aristokraten, und der Turiner Hof hatte noch vor wenig Tagen Maßregeln der Strenge gegen Demonstrationen und Vivatschreien erlassen. Und doch lebte unter den Genuesen eine gewisse Zuversicht, daß Carlo Alberto dem italienischen

Fortschritt Concessionen machen werde; freilich mußte man sich gestehen, daß er ein räthselhafter Charakter sei, dessen Hintergedanken sich nicht ergründen lassen, und der eine Art Renegat der Freiheit sei. Ich sah ihn später selbst — es war in Alessandria, als er an der Spitze seiner Armee auszog um die Tedeschi aus der Lombardei zu treiben. Er ist ein langer, magrer, todtenblasser Mann, mit einem ächten Savoyarden-Gesicht, lang, schmal, die Nase oben unter der Stirn zurücktretend und platt, erst unten sich stärker entwickelnd. Sein Aussehen ist das eines Leidenden.

Für diesen Kriegszug in die Lombardei hat die östreichische und auch die übrige deutsche Presse den König von Sardinien mit einer Menge Schimpfwörtern geschmäht, ihn der Treulosigkeit, Hinterlist, Tücke und weiß der Himmel wessen sonst noch angeklagt. Unter den vielen Albernheiten der Presse war dies eine der dümmsten. Als ob dieser Kriegeszug mit freier Ueberlegung von dem Könige von Sardinien unternommen worden! Die Lombardei, Italien erhob sich, um eine gerechte Rache zu nehmen an den niederträchtigen Werkzeugen des östreichischen Despotismus, es erhob sich gegen die brutalste Willkür, die je ein Volk unterdrückt hat. Dabei erwartete es, daß Carlo Alberto sich an die Spitze stelle. Man weiß, was das heißen will, wenn heute ein Volk zu einem Fürsten sagt: „Wir erwarten dies von dir!“ Man kann ganz überzeugt sein,

daß die Piemontesen, wenn der König sie nicht über die Grenze geführt, selber gegangen wären. Ihn selbst hat man in Turin mit Vivats aus dem Palast an die Spitze seiner Colonnen getrieben.

Doch glaube ich gern, daß Karl Albert, auch wenn ihn der Volkswillen, der Drang der Umstände nicht getrieben, dennoch den Oestreichern voll Begier den Fehdehandschuh hingeworfen hätte, denn er besitzt große persönliche Tapferkeit und bei der Idee, die Oestreicher zu vertreiben, muß das Herz jedes Italieners hoch schlagen. Karl Albert aber ist Italiener und wenn er auch lange Zeit hindurch sich aus Politik unter das Joch Oestreichs gebeugt hat, so hat er doch auf der andern Seite nie aufgehört, einen tiefen Haß gegen Oestreich zu nähren. Seine Erziehung und seine Lebensschicksale machen dies erklärlich. Karl Albert ist der Sohn einer Mutter, welche ihn in freisinnigen Ideen erzog; sie war die Tochter des letzten Herzogs von Kurland aus dem Kurhause Sachsen, lebte nach dem sehr früh erfolgten Tode ihres Gemahls, des Prinzen von Savoyen-Carignan, in Frankreich und war eine Anhängerin der Revolutionsideen. Ihr Sohn erhielt seine Bildung in einem der kaiserlichen Lyceen, eine Bildung, die nicht darauf berechnet war, einen Thronerben zu erziehen, denn zwischen dem Hause Carignan und der Krone standen nähere Prätendenten; vielleicht hatte das bittere Gefühl dieser Entfernung vom Throne an den liberalen

Gesinnungen seiner Mutter keinen geringen Antheil. Als 1814 der sardinische Hof nach Turin zurückkehrte, war auch Karl Albert in seinem Gefolge — er war der Einzige dieses Hofes, den seiner Gesinnungen wegen das stolze Genua gut aufnahm. Der junge Adel der Dogenstadt kam ihm freundlich entgegen und nahm ihn in seinen Kreis auf, in dem man von der Befreiung Italiens träumte. Im Jahre 1821 trat die bekannte Erhebung der Carbonari in Piemont ein. Ein Theil des Heeres proclamirte am 10. März in Alessandria die spanische Constitution von 1812. Der König Victor Emanuel entfloh nach Nizza, nachdem er den Prinzen Karl Albert zum Reichsverweser ernannt. Dieser stellt sich an die Spitze der Bewegung, bestätigt die Constitution, weiß jedoch nicht durch energische Thätigkeit die Revolution zu sichern. Der flüchtige König entsagt zu Gunsten seines Bruders Karl Felix der Krone. Der neue König protestirt gegen alles Vorgefallene und rückt mit den treugebliebenen Truppen von Novara aus wider die Constitutionellen, welche mit Beihülfe der Oestreicher unter Bubna geschlagen werden. Karl Albert hatte sich schon früher geschlagen gegeben: er hatte den tiefsten Gehorsam unter die Befehle seines Souveräns gelobt und sich flüchtig nach Mailand begeben. Hier war es, wo Bubna ihn höhnisch seinem Offiziercorps mit den Worten vorstellte: Messieurs, voilà le Roi d'Italie! Dieser Spott schnitt sich tief

in seine Seele ein; aber er mußte schweigen, er war in einer beängstigenden Lage, er hatte die Liberalen getäuscht und sich den Absolutisten verdächtig gemacht. Vielleicht um sich bei den Fürsten zu rehabilitiren, nahm er an dem Feldzuge nach Spanien unter dem Herzog von Angoulême Theil, und zwar als Volontär, ohne eine Charge zu bekleiden; hier bewieß er eine glänzende Tapferkeit; bei der Einnahme von Trocadero drang er an der Spitze der Grenadiere der königlichen Garde durch den wassergefüllten Graben und war einer der Ersten in den Verschanzungen des Feindes. Er hatte bei dieser Gelegenheit seine Epaulettes verloren; das sechste Garderegiment bestimmte ihm statt derselben die Epaulettes der französischen Grenadiere. Aus diesem Feldzuge heimkehrend, fand er wieder Aufnahme beim Hofe zu Turin, von welchem er seither verbannt gewesen; das östreichische Cabinet und der König Karl Felix aber sannen darauf, ihn von der Thronfolge auszuschließen, auf welche der Tod des kinderlosen Victor Emanuel ihm Ansprüche gegeben. Glücklicherweise widersetzte sich Frankreich diesen Ränken und der Papst Pius VIII. machte dem König Karl Felix einen Gewissensfall daraus. So bestieg Karl Albert denn 1831 den Thron, und für's erste zu schwach, eine den Oestreichern feindliche Politik einzuschlagen, suchte er die Finanzen zu ordnen und mit allem Fleiß sein Heer auszubilden. Dies Heer ist Gegenstand der Bewunderung aller

Kriegskundigen. Gegen freisinnige Regungen bewies Karl Albert sich hart und wenn er jetzt unter den liberalen Fürsten Italiens steht, so hat ihn der Drang der Nothwendigkeit und die Klugheit, welche sich das „trop tard!“ nicht zurufen lassen will, in diese Stellung gebracht. An seinen Liberalismus glaub ich nicht, wie überhaupt nun und nimmer an den aufrichtigen Liberalismus eines Fürsten, welcher eine Reihe von Jahren hindurch Autokrat war. Der Liberalismus in Italien hatte ja auch nach den Vorfällen von 1821 vollständig mit ihm gebrochen und es an Schmähungen nicht fehlen lassen. Der Bruch und Krieg mit Oestreich aber ist vielleicht sein Augenmerk und Ziel seit langen Jahren gewesen: jenen Hohn Bubna's hat er keinen Augenblick seines Lebens vergessen — und wie ist es anders möglich bei einem stolzen kriegerischen Fürsten, den so manche still zu tragende Demüthigung Rachsucht und Schlauheit lehrte! Daß er tiefer liegende Plane hegte, als den geduldigen Vasallen Oestreichs zu machen, sah man schon früher in den Versuchen, sich an Preußen und England anzuschließen und in der Haltung, die er dem Sonderbundkampfe in der Schweiz gegenüber einnahm. Er sah in der freien Schweiz einen Bundesgenossen wider Oestreich, und als die Zeit gekommen, sprach er stolz das Wort der italienischen Emancipation gegen den Gesandten Oestreichs, Frankreichs und Rußlands aus:

L'Italia farà da se!

Karl Albert steht in dem Augenblick, wo ich diese Reiseerinnerungen aufzeichne, unter Peschiera dem östreichischen Heere gegenüber. Noch ist es ungewiß, ob nicht ein langes und trauriges Blutvergießen bevorsteht, ehe die Befreiung der Lombardei vollendet ist. Oestreichs Staatsmänner hegen noch immer den blindthörichten Gedanken, sie könnten dieses Land ihrem Reichsverbande erhalten. Sie weisen stolz darauf hin, was Oestreich für die Lombardei gethan, sie nennen das Volk treulos und undankbar, daß es die unermeßlichen Wohlthaten der Metternich'schen Regierung vergesse. Wenn man sie hört, so ist es die östreichische Polizei, welche die Sonne hat auf die fruchtbare Po-Ebene scheinen, die Maulbeerbäume grünen lassen, welche die Ueppigkeit dieses gesegneten Bodens decretirt hat. Man sollte glauben, die Lombardei sei durch die östreichische Gesetzgebung ein Eldorado geworden, wo keine Armuth, kein Elend und keine Proletarier existiren! Seit Jahren sind uns in Deutschland diese offiziellen Lügen gepredigt. Ich bin überzeugt, daß die Lombardei ohne den Druck der östreichischen Polizei einen weit höheren Grad des Wohlstandes errungen hätte; der beste Dünger eines Landes sind freie Institutionen! Und wie es in der That in einem Theile des gerühmten östreichischen Eldorado aussieht, darüber gibt am besten die folgende Schilderung Auskunft. Sie rührt aus der Feder einer Frau her, aber einer Frau, welcher ganz Italien die

Eigenschaften eines entschlossenen Mannes nachrühmt, während ihre Verhältnisse als Besitzerin großer Güter in der Lombardei sie befähigen, grade hier ein competentes Urtheil zu fällen. Es ist die Fürstin von Belgiojoso, welche die Lage des Landmanns in ihrer Heimath mit folgenden Worten schildert:

Der Landmann hat vier Dinge nöthig, um eine erträgliche Existenz zu führen: gesunde Nahrungsmittel, reine Luft, eine bequeme Wohnung und Milde in seinem Grundherrn. Um ihn in die Möglichkeit zu versetzen, glücklich zu werden, dazu gehören noch zwei andere Dinge, hinreichende Erziehung und Unterricht, ein Gesetz, welches ihm nicht allein die Erlaubniß gewährt, Besitzer zu werden, sondern auch die Mittel, dahin zu gelangen. Von allen diesen Dingen hat der Landmann in Oberitalien das erste von den beiden letztern, den Unterricht, im geringsten Grade, und nur den ersten Theil des letzten, das heißt, das Gesetz, welches ihm die Erlaubniß des Besitzes gewährt, aber ohne ihm die Mittel dazu zu bieten. Wenn wir von den vier übrigen die Milde des Grundherrn ausnehmen, um kein allgemein verdammendes Urtheil auszusprechen, können wir versichern, daß der Landmann in der Lombardei von ihnen gar nichts besitzt, weder die Nahrung, noch die Wohnung, noch die Luft, die zum Leben nöthig sind.

Die Lombardei ist in zwei Theile getheilt, die untere, die sich von Mailand nach den Apenninen erstreckt, vom Po, Ticino und dem Piacentesischen begränzt ist und die Gebiete von Pavia, Crema und Lodi in sich begreift; die obere, welche sich von Mailand bis zum Fuß der Alpen erstreckt und die Seen und Hügel umschließt, welche die Gebiete von Como, Varese, Lecco u. s. w. bilden. Die erste wird befruchtet von dem reichlichsten Wasservorrath, welchen das Niveau des Erdreichs gleichmäßig nach allen Seiten hin sich vertheilen läßt. Sie dient zum Reisbau und zu Wiesen, die man à Marcito nennt (von marcire, faul werden), weil sie meistentheils unter dem Wasser bleiben. Die zweite, ganz durchschnitten von Seen und Hügeln, bringt Wein, Maulbeeren und Korn hervor. Die eine ist in große Besitzungen getheilt, welche den reichsten Leuten im Lande gehören, weil die Art der Vertheilung der Wässer so complicirt ist, daß sie kleine Besitzertheilung nicht erträgt. Wenn zum Beispiel ein großer Canal einige tausend Felder durchfließt und diese Felder einem einzigen Herrn gehören, so wird jedes Feld seinen gleichen Theil Wasser ohne Streit und Zwistigkeit erhalten; sind jedoch so viel Herren da als Felder, so kann nicht ausbleiben, daß Jeder alles Wasser, das für das Ganze bestimmt ist, für sein Stück in Anspruch nimmt. „Dafür gibt es Gesetze!“ wird man mir antworten — aber das ist es eben, es gibt keine Gesetze.

Die Gesetzgebung über die Bewässerung ist so confus, verwickelt und vieldeutig, daß sie mehr dazu dient, Streitigkeiten hervorzurufen, als beizulegen. Die obere Lombardei ist in sehr kleine Theile getheilt, so daß jeder Landmann, der nur etwas Vermögen besitzt, sein Gütchen hat und daß alle reichen Einwohner dort Paläste und schöne Gartenanlagen, aber von geringer Ackerflur umgeben, besitzen. Die größten Güter in der oberen Lombardei betragen nicht über zwei tausend Pertichen (Ruthen), während in der niederen viele vier bis fünf tausend haben. Dieselbe Ursache, welche die Parcellirung der Güter in der niedern Lombardei verhindert, führt mit sich, daß die Bebauung derselben einem einzigen Pächter (affittajuolo) im Großen anvertraut werden muß. Drei oder vier tausend Pertichen Reis- oder Wiesenlandes werden einem Capitalisten vermiethet, der die zur Bebauung nöthigen Ackergeräthe und Viehstände besitzt. Die Gebäude, die dem Gutsherrn gehören, liegen im Mittelpunkt des Gutes und bestehen aus dem Hause des Pächters, den Ställen für das Vieh, den Scheunen und einer gewissen Anzahl halbverfallner Hütten für die Colonen. Diese Letztern haben keinerlei Antheil an Gewinn oder Verlust des Pächters, da sie nichts anders sind, als Werkzeuge, deren der Pächter sich bedient, wenn er sie nöthig hat, und die er in den Winkel wirft, wenn er ihrer nicht mehr bedarf. Da der Pächter durchaus keinen Grund hat, sich den Bauer geneigt zu erhal-

ten, noch der Bauer, sich die Gunst des Pächters zu erwerben, so zeigt sich weder der erste wohlwollend, noch der letztere thätig. Was verschlägt es dem einen oder dem andern, lange in gutem Vernehmen zu bleiben? Der Pächter ist sicher, in der Arbeitszeit immer Hände so viel er bedarf zu finden, und auch der Bauer zweifelt nicht daran, bei diesem oder jenem Pächter beschäftigt zu werden, wenn ihn der erste entläßt.

Wenn es einen verzweifelten Zustand gibt, so ist es der des Bauern, der so in die Gewalt eines rohen und habsüchtigen Speculanten gegeben wird, ohne irgend Jemanden, der ihn beschützt, ihm Rath gibt oder ihn leitet.

Das Haus des Bauern besteht aus zwei Kammern, die eine ebner Erde, die andere im ersten Stock, verbunden durch eine Treppe im Innern; die untere Kammer, die als Küche dient, hat keine Diele irgend einer Art, und da sie unter dem Niveau der Straße liegt, so strömt das Wasser hinein, und einsickernd oder stehen bleibend, bildet es einen Schlamm, der nie austrocknet und die Luft der Hütte verpestet. Die obere Kammer aber steht dem Wasser, das vom Himmel regnet, offen, so daß der Bauer seine Füße im Koth hat, wenn er unten, den Kopf dem Regen und dem Wetter ausgesetzt hat, wenn er oben ist. Die gewöhnliche Folge dieser elenden Beschaffenheit der Dächer der Bauernhäuser ist die, daß die ganze Hausbewohnerschaft in der unteren

Kammer schläft. Und da diese in unmittelbarer Verbindung mit der Straße steht und allen Hausthieren, als da sind Hühner und Enten, Gänse und Schweine, zum Obdach dient, so ist es leicht einzusehn, wie die Regeln der Sittsamkeit und des Anstandes von der ganzen Familie beobachtet werden können. Ich sage mit Absicht „ganze Familie," weil es sich von selbst versteht, daß auch Familien, die aus mehreren Ehepaaren und erwachsenen Söhnen und Töchtern bestehen, nur dies eine Gemach haben und in diesem einen Gemach die Zahl der Betten sich nach dem Raum und den Mitteln, aber nicht nach der Menge der Personen richtet, die untergebracht werden müssen. Wer übrigens nach diesen Umständen auf die Corruption unserer Landleute schließen wollte, würde sich sehr irren. Wenn es auf Erden jenen Seelenzustand gibt, den man „Reinheit" nennt, so findet er sich sicher in dem Busen der elenden Bevölkerung unserer Landschaft — aber dafür muß man nur Gott und der reinen, frommen Natur der Landleute selbst danken, — wahrhaftig nicht dem weisen und vorsichtigen Schutz der Mächtigen und Reichen.

Die Bande des Blutes sind übrigens ziemlich schwach bei diesen Unglücklichen, denn ihr Leben ist kurz und ihr Tod immer gegenwärtig. Das Bedürfniß der gegenseitigen Unterstützung bewirkt, daß Wittwen und Wittwer sich schleunig wieder verheirathen, und es gibt wenige Kinder, die Vater und Mutter zugleich

besitzen, und nicht einen Stiefvater oder eine Stiefmutter. Es gibt sogar viele, deren Stiefmutter zu zweiter Ehe schreitet, und in deren Adern also ein Blut fließt, welches denen wildfremd ist, die sie Vater und Mutter nennen; diese sind nun in Wirklichkeit ganz verlassen, obgleich sie scheinbar beschützt sind.

Jene höchste Lockerheit der Familienbande, sowie die Unmöglichkeit, für eigene Rechnung ein Stückchen Landes zu bearbeiten, machen den Bauer nicht geeignet, sich in irgend einem stabilen Verhältniß aufrecht zu halten. Da kein Pächter die Anzahl der Bauern bei sich behält, deren er zur Bearbeitung seines Landes bedürfte, und diesem Mangel im Sommer dadurch abhilft, daß er die Burschen auf Taglohn miethet, die deshalb von den Bergen herabkommen, so gibt der Bauer, der gewiß ist, einige Monate verwendet und andre Monate verlassen zu werden, dem Instinkte zu wechseln, der alle Unglücklichen plagt, unwillkührlich nach, und geht immerwährend von einem Pächter zum andern. Dieses wandernde Vagabundenleben ist natürlich wenig geeignet, bei ihm häusliche Eigenschaften zu entwickeln und ihn zu civilisiren.

Der Pächter könnte freilich auf die 365 Tage die große Summe vertheilen, welche er für Tagelohn in drei oder vier Monaten ausgibt, aber dann würden vielleicht die Bauern nicht einwilligen, eine so ermüdende Arbeit zu unternehmen, winkte ihnen nicht ein

außerordentlicher Gewinn. Diese Arbeiten bestehen hauptsächlich darin, die Reispflanze von dem Unkraut zu befreien, das sie umgibt und erstickt. Der Bauer und die Bäuerin stehen deshalb bis über das Knie im Wasser der Reispflanzung, während der Obertheil ihres Körpers dem glühenden Strahl der Sonne ausgesetzt ist. In gebückter Stellung, damit ihr Blick und ihre Hand den Grund des Wassers erreichen, stehen sie so den ganzen Tag; und so groß ist die Nothwendigkeit, die sie zur Arbeit ruft, daß selbst die Kranken aus dem Bette steigen und sich zum Wasser schleppen (woraus sie oft getragen werden), weil sie aus ihm die Nahrung für das ganze Jahr sich holen müssen.

Man muß gestehen, daß die Sklaven in den Colonien eine bessere Existenz haben — doch freilich ist den Bauern die Freiheit geblieben, die Freiheit, sich ihrem unglücklichen Looſe zu entziehen — wenn sie sich entschließen zu sterben! Doch — die Freiheit haben ja die Neger auch!

Es ist natürlich, daß diese Zustände dem armen Lombarden alle Lebenskräfte untergraben. Periodische Fieber und andre Krankheiten zehnten die Bevölkerung und lassen von 500 bis 600 Menschen kaum drei oder vier das Alter von 60 Jahren erreichen. In diesen lachenden Fluren, wo das Klima von der äußersten Milde, wo das Grün der Wiesen und das Laub der Bäume zu jeder Zeit in Folge der künstlichen Bewässe-

rung die ursprüngliche Frische bewahrt, wo die Vegetation so überwuchernd üppig ist — da geht der Mensch allein zu Grunde, als ob er sich aufzulösen strebte in die Materie, in diese glücklichere Mutter Natur, die ihn umgibt. Die Kinder sind in jenen Gegenden von einer wunderbaren Schönheit, obwohl die Physiognomien schon jene Nachdenklichkeit ausdrücken, die sonst dem zarten Alter nicht eigen ist und die erst reife Jahre bringen sollten. Deshalb haben die schönen Gesichter der Kinder etwas schwer zu beschreibendes von Reife oder Altklugheit, das überrascht und mißfällt. Die Schönheit bleibt bis zum fünfzehnten oder achtzehnten Jahre, während deß der ernste Ausdruck sich immer mehr entwickelt und in ein Gepräge von Verdrossenheit übergeht, in demselben Maße, wie die Bürden des Lebens schwerer und fühlbarer werden.

Unter Qual und Kummer schwindet dann auch jede Spur der Schönheit. Das Leben hat alles verloren, was im Gebiete der Einbildungskraft als Hoffnung oder Lockung schwebte, dies Leben tödtet die Gefühle des Gatten für den Gatten und läßt ihnen den Segen an Kindern als Unglück erscheinen. Wenn nicht die Religion noch zuweilen diese jeder Freude verschlossenen Herzen erwärmte, so würde eine Hälfte der Bewohner des flachen Landes sich zum Sterben hinlegen und die andre durch Verbrechen sich ein besseres Loos zu schaffen suchen. — —

Ich will die weiteren Ausführungen der Fürstin Belgiojoso hier nicht verfolgen. Das Obige wird vollständig genug sein, um traditionelle Vorurtheile zu widerlegen: und außerdem sind wir ja auf dem Wege in's sonnige Land des Südens — schütteln wir einmal ganz die dunklen Vorstellungen und Bilder ab, die unsre Qual und den Alp unsrer Träume in der verlassenen mitternächtigen Heimath ausmachen.

Um die Abendstunde des siebten Oktobers verließ der Lombardo den Hafen von Genua. Eine sehr günstige Fahrt brachte uns bei früher Morgenstunde am folgenden Tage nach Livorno. Es war keine geringe Mühe, im Hafen sich durch den Schwarm unverschämter Facchinis zu drängen, die hier schlimmer sind als an irgend einem andern Orte Italiens. Es ist eine langweilige Stadt, dieses Juden- und Schacher-erfüllte Livorno — wir eilten, daraus fort zu kommen, mit der Eisenbahn nach Pisa, die durch eine ebene reizlose Gegend, aber an ein Ziel führt, welches einer der wunderbarsten Erdflecke der Welt ist. Ich meine den stillen grünen Rasenplatz am Ende der Stadt, der ist, als ob ein Zauberer hier den phantastischesten Traum einer Künstlerseele festgehalten und zur Wirklichkeit gemacht hätte. Denn hier stehen umher — wenig Schritte von einander entfernt, — der Dom von Pisa, der hängende Thurm,

das Baptisterium und das Campo santo. Einsam, fern von dem Marktgewühle liegen sie da, diese marmornen Träume, abseits von den Wegen der Menschen, wie die Gedanken eines Dichters. — Im Campo santo wanderten wir lange auf und ab, an den Fresken Orgagna's und Gozzoli's, an den Grabdenkmalen der großen Männer Pisa's vorüber. Ein leichter feiner Regen rieselte vom Himmel und färbte den Rasen des Hofes, der mit Erde von den heiligen Stellen Jerusalems bedeckt ist, mit einem dunkleren Grün. Zwei schlanke Cypressen erheben sich in diesem Hofe, das Einzige, was die kleine Fläche unterbricht; die Denkmale sind an den Wänden der ringsumher laufenden bedeckten Halle gereiht. Wir konnten lange uns nicht losreißen von diesem wunderbaren Erdfleck. Alles andere hatte dagegegen seinen Reiz verloren: der hängende Thurm wurde zu einer leeren Curiosität. Und doch ist auch er nicht ohne architektonische Schönheit. Er sieht dem babylonischen Thurme, wie er in Holzschnittbibeln abgebildet wird, ähnlich, nur daß er eine Cylinder-, keine Kegelform hat. Unbegreiflich ist der Streit der Gelehrten, ob dieses seltsame Stück Bauwerk durch zufälliges Sinken oder nach dem Plane des Architekten seine sonderbare Stellung bekommen. Mir scheint es kindisch, hier das Spiel des Zufalls anzunehmen. Als ob ein solches Gebäude so ruhig gleichmäßig in den Boden sänke, wie der steinerne Comthur im Don Juan

versinkt — als ob da nicht Risse und Spalten dem allmälichen Weichen des Erdreichs folgen müßten! In Pisa erzählt man sich, der Baumeister (als solcher wird ein Deutscher, Wilhelm von Inspruck, genannt) sei selbst schiefrückig gewesen und habe darum den Thurm schief gebaut. (Ich habe eine Bestätigung dieser Annahme, so lächerlich sie klingt, in einem Buche des Wiener Antiquars Gräffer „Humoresken" gefunden, wo eine bestimmte urkundliche Angabe dafür mitgetheilt wird.)

Wir hatten leider wenig Zeit für Pisa; um zu rechter Stunde wieder am Bord unsres Lombardo zu sein, verzichteten wir auf andre Merkwürdigkeiten, auf Ugolinos Thurm, auf Michel Angelos Werk, den Palast Lanfranchi, einst die Wohnung Lord Byrons, in welcher er eine Belagerung von Toscanischen Dragonern aushielt; auf die Karthause und all den übrigen Reichthum solch einer italiänischen Stadt. Zudem war der Regen immer ärger geworden — ich mußte an das Citat meines Valery aus den Versen Alfieri's denken:

Mezzo dormendo ancor domando Piove?
Tutta la intera notte egli è piovuto
Sia maladetta Pisa! ognor ripiove u. s. w.

und so freuten wir uns, als wir unter dem schützenden Verdeck eines Miethwagens — die Abfahrtstunde des Eisenbahnzugs war versäumt, — eine Zuflucht gefunden, die uns auf vortrefflicher Chaussee rasch wieder

nach dem sonnigeren Livorno führte. Im Hafen hatte sich unterdeß die Zahl der Passagiere vermehrt, die mit uns den Lombardo zur letzten — nicht Tagreise, sondern Nachtfahrt — nach Civita-vecchia bestiegen. Ein deutscher Professor aus Berlin mit seiner Frau unter Andern war zu uns gestoßen: es war der rühmlich bekannte Dante-Uebersetzer Kannegießer, der nach so langer Beschäftigung mit dem größten der italienischen Dichter nun endlich am Ziele des Jahrelang genährten Wunsches stand, die Heimath des erhabenen Ghibelinen mit Augen zu schauen. Er kam aus Florenz und rühmte sehr die Liebenswürdigkeit, womit der Großherzog ihn aufgenommen. Wir schlossen uns aneinander und als wir am andern Morgen glücklich Civita-vecchia erreicht — unter dem Donner der Kanonen von den päpstlichen Hafenbatterien, die zwar nicht uns, aber die Ankunft zweier französischer Cardinäle salutirten — bestiegen wir denselben Wagen, der uns an das ersehnte Ziel, nach Rom bringen sollte. Der Weg von Civita-vecchia nach Rom ist vortrefflich geeignet, die Stimmung zu erhöhen, mit welcher man sich der entthronten Königin der Nationen nähert. Es liegt über diesen monotonen Gefilden eine tiefe Melancholie ausgebreitet. Die Bevölkerung ist äußerst dünn gesäet. Der Landstrich ist menschenleer und öde wie eine ungarische Steppe, mit welcher er überhaupt eine auffallende Aehnlichkeit darbietet. Niedrige Hügelwellungen, bedeckt mit

dem tiefdunklen Grün eines verkrüppelten Baumwuchses, zeigen oft meilenweit kein anderes Zeichen menschlicher Thätigkeit, als eine Schafhürde oder die Trümmer einer alten, verwitterten Brücke aus grauem Stein, die sich an einer Stelle erhebt, wo schon seit Jahren keine Spur eines Weges mehr zu entdecken war. Am Meeresufer, welches weithin die Gegend mit einem weißen Schaumkranze umfaßt, ragt von Strecke zu Strecke ein plumper, mittelalterlicher Wachtthurm empor, einst zum Schutze wider Mohren und Sarazenen errichtet, während jetzt davor das Bajonnet einer Schildwache der Dogana in der Sonne blitzt. Das ist beinahe alles, was diese Gegend belebt, mit Ausnahme zahlreicher Schafherden, auf welche man stößt. Ein junger Römer in unsrem Wagen unterhielt uns viel von den Eisenbahnbauten, die man durch diese Gegenden führen wolle. Man sollte glauben, die Expropriationen müßten sich hier mit sehr geringen Kosten bewerkstelligen lassen; das jedoch ist keineswegs der Fall. Das Grundeigenthum steht hier überall in hohem Preise, und so auch in der öden Campagna. Der größte Theil ist in den Händen der Kirchen und Stifter oder des römischen Adels, von dem einzelne Häuser unermeßliche Strecken besitzen. Dann bietet die Vieh-, besonders die Schafzucht bedeutenden Gewinn. Trotz dieses Bedenkens aber ist eine Actien-Gesellschaft rasch ans Werk zu gehen entschlossen.

Die Eisenbahn nach dem nächsten Meerhafen — denn so kann man Civita-vecchia nennen, da Porto d'Anzo durch Vernachlässigung unbrauchbar geworden — ist für Rom von der äußersten Wichtigkeit. Die rasch wachsende Bevölkerung einer großen Stadt wird dadurch ans Meer gerückt, ein neuer Horizont wird ihr erschlossen, ein weites Feld der Thätigkeit und Speculation offen gegeben, und das gerade zu einer Zeit, wo überhaupt neben der politischen Idee die Idee der Arbeit, der Drang zur Thätigkeit sich entwickelt. Trotzdem zeigte sich bisher kein rechter Ernst für das Project. Man fürchtete Mangel an Händen, um die Bahn auszuführen, Mangel an Verkehr, um sie vortheilhaft ausbeuten zu können. Man hatte ausgerechnet, daß täglich 1000 Menschen sie befahren müßten, damit sie 5 Procent abwerfe. Freilich, die Tagelöhner und Arbeiter der Campagna mit ihren pittoresken Lumpen und ihrer eben so pittoresken Arbeitsscheu mögen sich nicht sehr anstellig zeigen, wenn sie an Eisenbahn-Dämmen schanzen sollen. Erst kürzlich habe man neuen Muth gewonnen — erzählte unser Römer — die Gesellschaft sich fest constituirt. Die Arbeiter hofft man hinreichend in den Abruzzen zu finden; denn ganze Schaaren von Abruzzesen finden sich jährlich zur Heu-Ernte hier ein. Was die Expropriationen angeht, so muß ein Gesetz Rath schaffen, und der Verkehr wird ja auch nicht ausbleiben. Sardinien baut eine Eisenbahn von Turin nach Genua.

Wie leicht organisirt sich von Genua nach Civitavecchia eine regelmäßige Dampfschifffahrt, welche den Fremdenzug dieses Weges lenkt! Wie schnell wird sich in diesem gesegneten Lande der Anbau zwischen hier und der Küste heben, und wie erfolgreich wird der erwartete italienische Zollverein auf die Belebung des Verkehrs wirken! So ist man denn entschlossen, Hand an ein Werk zu legen, welches besonders die Fremden segnen werden, die Gelegenheit gehabt haben, die Unannehmlichkeiten einer italienischen Landreise kennen zu lernen. —

Mit diesen Unannehmlichkeiten wurden auch wir nicht verschont. Unser größtes Leid war die Langsamkeit, mit der unser Wagen sich voranbewegte. Immer tiefer sank die Sonne und mit ihr unsre Hoffnung, noch im Abendglanze einen Blick auf die ewige Stadt werfen zu können. Der Abend, die Nacht kam, — Rom war noch immer fern. Es war Mitternacht als unser Wagen durch die Porta Fabrica rollte und endlich die dunklen Umrisse der Colonnaden von Sanct Peter, unter denen wir vorüberfuhren, uns sagten, daß wir innerhalb der Mauern der Hauptstadt der Welt seien.

Tagebuch aus Rom.

Rom, 8. Oktober.

Das ist Rom?! war mein Ausruf, als wir von unsrem Hotel de la grande Bretagne in der Via babuina aus den ersten Ausflug in die Straßen der ewigen Stadt machten. Welcher Unterschied zwischen der Wirklichkeit und dem Bilde der Phantasie! Ein Gewirre enger schmutziger Straßen empfing uns — wir waren auf dem Wege nach St. Peter — in der Mitte der Straße die Gosse, wie es in unsern kleinsten Landstädtchen der Fall ist: wie kann Rom so plebejisch sein, überhaupt nur Gossen zu haben! Und dieser berühmte Corso! wie schmal er ist! Und diese pittoresken Italiener! wie schmutzig ihre zerrissenen Mäntel sind!

Sie fühlen sich enttäuscht — sagte Freund B., unser Begleiter — es wird allen Reisenden so ergehn, die durch den Namen Rom sich haben zu ausschweifenden Vorstellungen verführen lassen. Aber das ist der Eindruck des ersten Tages: mit jedem folgenden erhebt und steigert sich dieser Eindruck und wenn Sie nach Monaten Abschied nehmen, ist Ihnen ein unauslöschliches Bild in die Seele geprägt. Mit jedem Tage entdeckt man neue ungeahnte Schönheiten, immer voller und voller zeigt sich diese Stadt der Wunder an

fabelhaften Reichthümern. Wenn man eine andre Hauptstadt betritt, so ist man vorbereitet auf die Schätze, welche man finden wird. Ruhmredig haben Paris und London die Welt in Kenntniß gesetzt über alles und jedes was sie an merkwürdigen Dingen besitzen. Dazu ist Rom zu stolz. Es bleibt dem Fremden überlassen, zu kommen und zu suchen; jeder Gang, jede Wendung um eine Ecke führt ihn denn auch zu einer Ueberraschung, zu etwas Herrlichem aus alter oder neuer Zeit. In einem abgelegenen Winkel, in einer schmutzigen Gasse finden Sie hier Dinge, über welche man in Deutschland Glyptotheken und Museen mit goldenen Dächern bauen würde!

Unser erster Gang hatte Sanct Peter zum Ziele, die vielgepriesene Riesenbasilike, an der doch jeder Schulmeister und jeder Tourist so entsetzlich viel auszusetzen weiß. Auf mich machte sie einen großen und unauslöschlichen Eindruck. Es wird mir einmal leicht, in jede Natur, in jede Art der Auffassung, in jeden Charakter von Menschen und Epochen mich hineinzuversetzen, und die Dinge nach ihrem eigenen Maßstab zu messen. Das Analysiren und Mäkeln bleibe denen überlassen, welchen sich beim „Ritte in's alte romantische Land" der Hesperiden die Kritik wie die schwarze Sorge des Horaz hintenauf setzt. In Italien, in Rom gilt es zu genießen. Aber Genüsse lassen sich nicht schildern. Ich werde auch Niemanden damit beschwerlich fallen. Das

hundertfach beschriebene will ich dem geneigten Leser überlassen, in den hundert Beschreibungen, welche seit Göthes italienischer Reise bis auf unsre Tage erschienen, nachzusuchen. Weshalb wiederholen, was in den dicken Büchern von Valery, Nibby, Vasi, Platner und Bunsen viel gründlicher geschildert ist? Und was den Eindruck angeht, den Rom in einem klaren Kopfe, einem gesunden Gemüthe hinterläßt, so ist nicht möglich, ihn besser wieder zu geben, wie eben Göthe in seiner italienischen Reise es gethan. Was ich eintragen will in dies Tagebuch, das sind hauptsächlich die Regungen der jungen Freiheit, die an der Hand Pius des Neunten noch schüchtern, überrascht über den eigenen Sieg, in die älteste und geheiligtste Burg der Autorität getreten ist. Wird sie hier sich auf den Glauben stützen? werden beide wie zwei siegreiche Genien, neu geheiligt, gereinigt, von alter Blutschuld freigesprochen und verjüngt durch das Abendland schreiten? und vor allem, werden sie über die Alpen schweben, in das arme deutsche Land, dem der Absolutismus den Fuß auf den Nacken setzt, wo Aberglauben und Unglauben noch die Brüder einer Muttererde in zwei feindliche Heerlager spaltet?

Wer blickt in die Zukunft! Sie ist dunkler und Sturmdrohender als je!

Rom, 11. Oktober.

Der Oktober hat Tage von wunderbarer Schönheit und Milde heraufgeführt über die ewige Stadt, und ein unendlich klarer Himmel spannt sein tiefblaues Gezelt über die Kuppeln und Säulen der sieben Hügel. Wer von den Loggien des Vaticans oder vom Monte Pincio aus seine Blicke über dieses herrliche Rom schweifen läßt, über diesen einzigen Punkt unter der Sonne, wo die Poesie einhergeht in den Gewändern der Wirklichkeit und mit dem melancholischen Lächeln einer gedemüthigten, aber immer noch stolzen Königin das leichtsinnige wirkliche Leben unter den Arm faßt, dem wird sich eine Ueberzeugung aufdrängen, welche darum gewiß nicht weniger gegründet ist, weil sie mehr einem inneren Gefühle als politischen Schlußfolgerungen entspringt. Diese Ueberzeugung ist, daß die entthronte Metropole der Erde, welche noch immer die Metropole einer höheren unsichtbaren Welt ist, keine andere als eine rein friedliche Mission in der Geschichte der Zukunft zu erfüllen habe. Und in der That, die kriegerischen Hoffnungen oder Befürchtungen, welche die modernen Söhne Cola Rienzi's in Pickelhaube und Waffenrock nährten, beginnen allmälich ihnen selber zu schwinden. Obwohl Niemand von ihnen gezweifelt, daß in kürzester Frist ihres großen Pio nono Wort, als er vor einigen

Tagen sich die auf dem Monte Cavallo diensthuende Abtheilung der Guardia civica vorstellen ließ: L'Italia devra risurgere! Wahrheit werde, so glauben sie doch nicht mehr an den Ausbruch eines Krieges, mit welchem die Besetzung Ferraras durch die Truppen Metternichs eine Zeitlang zu drohen schien. Trotz dem mag es sein Gutes haben, daß im Norden der Halbinsel, über den Höhen des Apennins und der Euganeen diese Wetterwolke hängt, der Niemand recht traut. Die „östreichische Intervention", das ist der geheime Zügel, welcher die Stutzer des Corso, die „Paini" der Kaffeehäuser so schön in der Bahn eines gemäßigten Fortschritts zusammenhält. Ich habe zwar wenige Bekanntschaften erst gemacht, aber es scheint mir, daß diese lebhaften Menschen, im Glücke leicht übermüthig, bei ihrer Entwicklung zu einem freien Staatsleben eines mäßigenden und beschwichtigenden Einflusses bedürften. Da mag denn der alte Metternico als Knecht Ruprecht seine Dienste thun. Ich sprach von dem Vertrauen auf Frieden, dem man sich wieder hingibt. Dies hindert jedoch die Römer nicht, sich höchst kriegerischen Beschäftigungen zu widmen. Die Guardia civica, ihre Bewaffnung, ihre Uebungen nehmen alle Gedanken gefangen. Einem ruhigen Nordländer machen diese Recruten des Heldenthums mit ihrem unermüdlichen Eifer, ihrer Hast, ihrem tiefen Durchdrungensein von der äußersten Wichtigkeit des Gegenstandes einen komischen Eindruck;

— die Länge des Bajonnets, die Form der Patrontasche, alles das ist ihnen eine Lebensfrage; die Uebungen werden mit äußerstem Eifer betrieben; sogar kleine Jungen von vier Jahren sieht man auf den Straßen in der vollständigen Uniform der Guardia civica. Diese Uniform selbst ist geschmackvoll, fast ganz wie die der preußischen Infanterie, nur ist der Waffenrock länger und nicht so knapp, der Lederhelm mit rothem Haarschweif auf der Spitze nicht so groß und dadurch die störende Disharmonie zwischen Röcklein und Ritterhelm, welche bei unserer Infanterie auffällt, vermieden. Vor einigen Tagen hielt die Guardia Civica zugleich mit dem Linienmilitär einen Auszug ins Freie, der eine unermeßliche Menge Zuschauer herbeigelockt hatte. Es war ein Fest der Vereinigung, der Verbrüderung und Gleichheit; allen politischen Stichwörtern des Tages wurden donnernde Evviva's gebracht, und neben der Einheit Italiens, neben der Freiheit und brüderlichen Gleichheit ertönte auch ein drohendes: Evviva la Morte! —

Im Laufe des Winters will man auch die Schulbuben von 10 bis 15 Jahren ein kriegerisches Corps bilden lassen. Sie sollen in hübschen grünen Uniformen ein vollständiges wohlorganisirtes und bewehrtes Bataillon, mit Offiziren und Unteroffiziren aus ihrer Mitte, formiren und als „Speranza" die Pflanzschule künftiger Vaterlandsvertheidiger sein.

Rom, 14. Oktober.

Ich war heute Zeuge eines jener schönen und ergreifenden Augenblicke, deren das glückliche Rom seit der Thronbesteigung des neunten Pius so viele erlebt hat — Zeuge, welche unendliche Dankbarkeit, Pietät und Liebe im Herzen eines Volkes wohnen und wie sich der Enthusiasmus für einen Menschen bis zu einer Höhe schwingen kann, wo er so verklärt und heilig wird, wie der Hymnus der Andacht oder die Begeisterung, welche die Schönheit einflößt. Es war draußen an der Porta di San Giovanni. Um den hohen Obelisken des todten Aegypter-Königs Möris, um den Palast des Laterans, um die imposante Basilica Konstantin's — omnium urbis et orbis mater, caput ecclesiarum — hatte sich eine unendliche Menschenflut ergossen, die vom Quirinal an bis hierher Straßen und Plätze füllte. Von den Treppenstufen und der weiten Terrasse vor der hohen Façade des Johannistempels übersah man das dicht gedrängte Volk, diese Welt von Carossen, Reitern, Fußgängern; in ihrer Mitte, ein Spalier bildend, die Civica, d. h. alles, was so glücklich ist in Rom, ein Gewehr und ein Paar weißer Bandeliere zu besitzen. Ueber sie empor, links, stieg die Halle der Scala-

santa, auf welche der Herr einst zum Palaste des Pilatus hinaufschritt. Weiter rechts zeigten sich die Trümmer der Römerwelt, die Bogenwölbungen der Stadtmauer, das Thor, durch welches Totilas in Rom einbrach, und drüben das schöne blaue Albaner-Gebirge mit seinen weißen Villen. Es war unmöglich, sich der tiefsten Erregung zu erwehren auf diesem zauberhaften Fleck Erde. Dort, von der untergehenden Sonne angeglänzt, das Denkmal der urältesten menschlichen Entwickelung aus dunklem Porphyr, geheimnißvolle Hieroglyphen tragend, so unverständlich für uns, wie der ganze Gedanke dieses Todtenlandes Mizraim; hier die Ruinen aus jenen Jahrhunderten, in welchen Rom sagen konnte: „Die Welt, das bin ich!“ — und drei Schritte davon die Monumente des duldenden und kämpfenden, wie die des siegenden Christenthums, voll fäulenstolzer Herrlichkeit! Dazu die Erinnerung an die Flut der Barbaren, welche durch jenen Thorbogen brach und den alten Bau der Jahrhunderte stürzte, um Platz für einen neuen zu schaffen, in welchem die Idee von eben diesem Lateran aus die Welt beherrschen sollte; — und nun endlich diese frohe, erregte Menge umher, diese tausend und aber tausend Herzen, welche voll und hoch schlugen, von dem Gedanken unseres Jahrhunderts, dem der Freiheit und edler Entwickelung, bewegt — wer konnte sich umschauen auf diesem Platze, ohne die Geschichte der Welt an sich heran treten zu fühlen!

Die Abenddämmerung zog herauf, die Gebirge von Albano wurden dunkler und dunkler, der Schein der Abendröthe sank von den eben noch vergoldeten Tempelkuppeln der ewigen Stadt. Die Malaria kündigte sich an, die kalte Abendluft kam — aber die sonst so behutsamen Römer wichen nicht und hielten geduldig Stand und ließen sich kein Warten verdrießen. Und weshalb das alles? Um Pio nono zu empfangen. Kehrte er heute etwa nach längerer Abwesenheit heim? Oder sind die Gelegenheiten so gar selten, ihn zu sehen und ihm zu sagen, wie man ihn liebt? O nein. Keine Woche verfließt, in welcher man ihn nicht sieht, und was seine Abwesenheit betrifft, so hatte sie kaum einen Tag gedauert — er war am Morgen nach Castel Gandolfo auf seinen Landsitz hinausgefahren. Aber die Römer, schien es, wollten ihm zeigen, wie ihre Anhänglichkeit jedem seiner Schritte folge. Darum dieses unermeßliche Gedränge von Personen aus allen Ständen, von den höchsten bis zu den untersten, diese glänzenden Carossen und diese wettergepeitschten Fiaker, diese malerischen bunten Gruppen von Trasteverinern, Mönchen, Soldaten, Schülern in ihren klösterlichen Uniformen u. s. w. u. s. w. Man harrte lange. Ein unglücklicher Bursche in weißem Kittel war vom Schicksal dazu ausersehen, als erheiternde Episode zu dienen. Er war beim Stehlen ertappt, und zwei Männer der Guardia civica verhafteten ihn und führten ihn fort. Dieser Anblick

schwellte das Herz meines Kutschers mit patriotischem Stolze — er mußte ihn ausströmen, es litt ihn nicht oben auf dem hohen Bocke, wo er thronte über den Häuptern der Sterblichen — wie ein Blitz war er herabgeklettert und bewies seinem Foreſtiere, über den Wagenschlag gelehnt, mit höchster Lebhaftigkeit, wie seit der Einführung der Civica in Rom ein Unfug gar nicht mehr möglich sei, wie ihre Wachsamkeit jede Unsitte verhindere — ich glaube, der Mann war geneigt, alle Buß- und Heils-Anstalten der Kirche für unnütz zu erklären seit der Einführung der glorreichen Civica! Endlich verkündeten heransprengende Dragoner das Nahen des Erwarteten. In der Ferne erhob sich unendliches Jubelgeschrei, das näher und näher schwoll. Ein Vierspänner rollte heran — ihm folgten zwei sechsspännige einfache Reisewagen, jeder von einem Detachement Dragoner escortirt. In dem ersten saß der Papst, allein, im weißen Haus-Ornate, unermüdlich mit leiser Handbewegung sein Volk segnend, dessen donnernde, nicht endende Evviva's alle Echo's der hohen Bauten umher weckten und die Luft in einer Weise erfüllten, daß von der wohlbesetzten Militärmusik auch nicht der leiseste Ton zu vernehmen war! Er hatte etwas wunderbar Erschütterndes, dieser Moment. Im Palaste des Quirinals angelangt, erschien der Papst auf dem Balcon, wo er, vom letzten Ausbruche des Enthusiasmus aufgenommen, dem auf dem Monte Cavallo dichtgeschaarten Volke seinen Segen

ertheilte. Die neue durch ein Motu proprio ertheilte Stadt-Verfassung für Rom hat vielleicht zu diesem Empfange beigetragen; doch versichert man mich, daß dieser — ich möchte sagen — Fanatismus der Liebe sich immer gleich kräftig zeige. Zudem wissen die Römer, daß es innere Erlebnisse, tiefe Kämpfe im Herzen ihres Souverains gegeben hat, welche ihn menschlich ihnen nahe treten lassen. Dafür wollen sie ihn mit doppelter Liebe lohnen und Jauchzen und Jubel des Volks soll, eine umgekehrte Penelopearbeit — am Tage zerstören, was die reactionäre Camarilla im Dunkel spinnt und webt.

---

15. Oktober.

Der Papst hat sein Volk mit einer neuen freisinnigen Institution beschenkt oder eigentlich mit der Organisation einer schon früher, aber noch unbestimmt verheißenen. Es ist die Consulta di Stato, ein Staatsrath aus Volksvertretern ernannt, der die Regierung durch Beirath unterstützen soll und den Keim einer ständischen Vertretung bildet. Wenn nun uns ruhigen Nordländern eine solche Institution geschenkt worden, so würden wir sicherlich Paragraphen für Paragraphen reiflich überdacht, wir würden uns im vorliegenden Falle gesagt haben, daß hier doch noch Manches zu wünschen übrig sei, daß der Kreis der Wählbaren eben nicht weit gezogen, daß die Wahl selbst guten Theils in den Händen der Regierung, daß die rein consultative Natur dieser Volksvertretung durchaus keine freisinnige Garantie enthalte, sobald ein Fürst mit anderen Gesinnungen als Pius IX. den Thron besteige, und daß die Zahl der Berufenen eine gar geringe; der Enthusiasmus der Römer jedoch verträgt sich mit solchen Lucubrationen nicht — mit rührendem Vertrauen flammt er jedes Mal wie ein schönes Meteor auf, wenn Pius redet, und leuchtet über diesem Italien wie das Osterfeuer, das auf unseren heimathlichen Höhen den Festtag

geistiger Wiedergeburt verkündet. So auch heute. Auf dem venetianischen Platze, dem düstern Palast-Colosse der östreichischen Ambassade gegenüber, sah ich die Civica-Wache ihre kriegerische Rüstung bei Seite legen und Kränze und Blumenkronen um den neuen Maueranschlag winden. Am Abend war der Corso erleuchtet, an manchen Häusern vermittels Lampen, welche die Besitzer in weiser Voraussicht kommender Dinge ein für alle Mal der Mauer eingeschraubt hatten, um für jeden Tag gerüstet zu sein. Denn jeder Tag hat hier sein Fest. Von der Piazza del Popolo her zog ein ungeheurer Fackelzug heran, gewiß mehre tausend Fackeln, denn der ganze, eine Miglie lange Corso wurde bald von ihnen eingenommen. Ueber dem Zuge schwebten weiße Fahnen mit Inschriften, und die zum Volksliede gewordene rauschende Hymne auf Pius, von nicht endenden Lebehoch-Rufen durchschmettert, füllte die tiefe und enge Corsoschlucht aus. Von dort wälzte sich die Flut den Monte Cavallo empor, und die uralten colossalen Rossebändiger, die Phidias und Prariteles geschaffen haben sollen, glühten dunkelroth im Flammenscheine auf, während eine Wetterwolke die laue Nachtluft und den hochwirbelnden Qualm der Pechbrände, der wie ein Opferrauch aufstieg, über dem Quirinal mit Blitzen durchschnitt — die Blitze des Vaticans waren ein friedliches Wetterleuchten über dem Hause Pius' IX. geworden!

Die Römer sind außerordentlich erfinderisch darin,

der ermüdenden Einförmigkeit solcher Züge stets eine Abwechselung und eine neue Wendung zu geben — so senkten sie dieses Mal alle Fackeln auf den Boden, der weite Platz wurde wieder dunkel, wie er gewesen, aber die dichtgedrängte schwarze Menschenmasse schien auf einem Feuermeere zu schwimmen, auf einem verhüllt glimmenden Lavaspiegel zu wandeln. Unterdeß tönten Musik, Hymnen und Rufe fort, unermüdlich, immer gleich laut, obwohl es lange, lange währte, bis das Nahen des Papstes sich ankündigte und Ecco il Papa! über den Platz erscholl. Es war ein mattes, aufdämmerndes Leuchten in den letzten entferntesten Scheiben einer langen Fensterreihe; das Licht glitt immer näher, blitzte in einem Fenster nach dem andern auf, man sah die weißen Fackeln, die Gestalten langsam wandelnder Bussolanten und Prälaten; endlich flogen die hohen Flügel der Balconthüren über dem Palastthore auf. Das Gefolge des Papstes gruppirte sich rechts und links auf dem Balcon, Pius IX. trat an die sammt- und goldbedeckte Balustrade, und in diesem Augenblicke, wie im Nu, hoben sich alle tausend Fackeln unten und sprühten ihr hellstes, vollstes Licht! Ein wahrhaft magischer Effect! Der Papst hob beide Arme mit wunderbarer Würde und Anmuth zum Nachthimmel auf, der sich wie gesenkt zu haben schien über seinem Haupte. Ein furchtbares Jubelgeschrei begrüßte sein Erscheinen, und eine Todtenstille folgte — leise Töne zitterten über

die Menge hin, schwollen an — der Papst sang mit einer vollen, sonoren Stimme den Segensspruch über sein Volk, und dieses weltlich erregte, zu einer politischen Demonstration zusammengeströmte, eben noch: Freiheit und Unabhängigkeit! schreiende Volk lag auf den Knieen und beugte das Haupt wie ein Mann. Ich habe nie einen ähnlichen Anblick erlebt, nie ist auch wohl eine solche persönliche Huldigung und Ovation mit größerer Würde und erhabener Zurückweisung jedes Ausdruckes von geschmeichelter Eitelkeit, mit edlerem Ablehnen des Persönlichen aufgenommen worden!

Ich schritt tief bewegt durch die vollgedrängten erleuchteten Straßen heim. Das Ideal eines Verhältnisses zwischen Fürsten und Volk war mir vor die Augen getreten: ein sein Volk schrittweise zur Freiheit und Selbstregierung führender Herrscher, und ein von Dankbarkeit glühendes Volk. Hätte ich unsre absoluten Fürsten an meine Stelle zaubern können! Welche Lehre für sie, diese unglücklichen Wesen, diese lebendigen Anachronismen, diese eigensinnigen Alterthümler, welche dem Sansculotten unsrer Zeit durchaus die Allongeperücke Ludwigs XIV. auf dem Kopf festhalten wollen!

20. Oktober.

Ich beginne mich im politischen Leben der großen Stadt zu orientiren und Bekanntschaften zu machen. Italien und besonders Rom hat den unermeßlichen Vorzug, daß man kein Abgeschlossensein, kein zugeknöpftes Wesen, keine Exclusivität kennt: jeder Mann ist zugänglich und voll höflicher Zuvorkommenheit, jede Thüre steht hier offen. So empfängt z. B. der berühmte Sprachen-Cardinal Mezzofanti jeden Fremden ohne Ausnahme, der vermittelst eines Trinkgeldes von einigen Paul dem Kammerdiener die Mühe versüßt, ihn anzumelden. Der Papst empfängt in öffentlichen Audienzen alle Katholiken, welche sich in ein Register des Maggiordomo's eintragen lassen, die Protestanten jedoch nur, wenn sie durch einen Schein ihres Gesandten sich legitimiren. So finden sich denn immer eine Menge Neugieriger im Vorzimmer Pio Nono's zusammen, Menschen aus allen Weltgegenden, aber natürlich vor allem Engländer. Diese kommen in ganzen Familien von langbeinigten Söhnen und blondhaarigen Töchtern und lassen sich in ihrem feierlichen Vorhaben, den Papst durch ihre Gegenwart zu langweilen, durchaus nicht von der naheliegenden Betrachtung stören, daß sie in aller Welt nichts bei ihm zu thun haben. Der Papst spricht einige freund-

liche Worte zu denjenigen der Anwesenden, welche seine Aufmerksamkei erregen, entweder durch ihre Persönlichkeit oder dadurch, daß Orden und Uniform sie als Leute von Bedeutung in ihrer Heimath ankündigen oder aus welchem Grunde es nun sei: an den übrigen geht er freundlich grüßend vorüber. Gewöhnlich finden diese Audienzen statt, wenn der Papst im Begriff ist, seine Wohnung zu verlassen, um seine tägliche Spazierfahrt zu machen. Unter jenen zudringlichen englischen Gästen war unlängst eine steife stattliche Mistriß, welche weder italienisch noch französisch, noch viel minder spanisch verstand, die drei Sprachen, in denen der Papst sich unterhält. Unglücklicherweise zog dies ächt englische Charakterbild die Aufmerksamkeit des Papstes auf sich: er trat an sie heran und sagte ihr mit seiner gewöhnlichen bezaubernden Leutseligkeit einige Worte. Die brittische Signora aber, die keine Silbe verstand, verlor den Kopf und in der schrecklichen Nothwendigkeit, augenblicklich etwas zu antworten, stammelte sie laut:

Si, Pape!

was natürlich ein nicht geringes Maß von Heiterkeit hervorrief, zumeist aber auf dem Antlitz Pio Nono's selber.

Unter der Reihe der Bekannten, welche ich bis jetzt gemacht, muß ich unseren Gesandten Herrn von Usedom voranstellen, einen Mann von seltener Bildung und Freisinnigkeit, dessen Persönlichkeit um so wohl-

thuender und liebenswürdiger ist, als sie durchaus nichts von dem widerwärtigen diplomatischen Vornehmthun und der steifen Arroganz unsrer Vertreter im Auslande hat, die, meist noch ministerieller als das Ministerium, doppelt und dreifach langweilig sind, weil man im Auslande einen albernen Abklatsch des daheim blühenden christlich-germanischen Bürokratenthums nun einmal gar nicht mehr erträgt. Die Brust und Herz erweiternde Atmosphäre Roms scheint überhaupt vom vortrefflichsten Einfluß auf unsre Diplomaten dort: in Käftner, dem hannoverschen, in Platner, dem sächsischen Repräsentanten habe ich Männer von einer solchen Bildung und Gelehrsamkeit kennen gelernt, daß das geistig lebende Deutschland keine besseren Vertreter in der Hauptstadt der Welt sich wünschen könnte. Für meine Zwecke, die politische Erhebung Italiens zu verfolgen, nützen sie mir jedoch nicht, ebenso wenig wie die sämmtlichen übrigen Diplomaten, an die ich empfohlen bin. Sie wissen sammt und sonders nicht, was hier vorgeht, und ich glaube, als Vertreter protestantischer Staaten können sie auch nichts wissen. Dazu bedarf es der Leute, die mitten im Strome stehen. Es fruchtet deshalb auch durchaus nicht, mit den hiesigen deutschen Künstlern anzuknüpfen, die sich von politischer Theilnahme in bedenklicher Weise entfert halten. Treffliche Menschen sind freilich darunter, z. B. der wackere gute Professor Henschel aus Cassel, der Schöpfer des Bonifazius-

denkmals in Fulda, dann der joviale Lotsche aus Baden, ebenfalls Bildhauer und in römisches Sein und in eine freie Künstlerexistenz so eingelebt, daß er eine vortreffliche Figur in einem Künstlerroman bilden würde. Dagegen verdanke ich außerordentlich viel der erneuerten Bekanntschaft mit Dr. Emil Braun, Sekretär der archäologischen Gesellschaft, homöopathischem Arzt, Correspondenten der allgemeinen Zeitung und Besitzer einer galvanoplastischen Anstalt, einem Manne, in welchem eine Fülle von Kenntnissen und ein bewundernswerther Thätigkeitstrieb steckt. Braun ist lange in Rom, aber er hat sich in höchst liebenswürdiger Weise ganz und gar deutsch erhalten und in der Fremde, wo die Deutschen so leicht andern Göttern opfern als dem Gedanken des Vaterlandes, ist Braun noch immer der Mann, der einst den Sängerweisen des deutschen Mittelalters nachforschte und im tiefen Geistesleben der Heimath wurzelt. Aber sein politischer Blick scheint mir mehr als billig durch deutsche diplomatische Brillen hindurch zu gehen und dadurch von Farbe nicht frei zu bleiben. Ganz das Gegentheil ist unser vortrefflicher, unermüdlich dienstfertiger, immer rosenfarbig gelaunter Freund Dr. Fritsche, der alle Brücken, die nach Deutschland zurückführen, hinter sich abgebrochen hat und als ganzer Römer nur noch ein herzliches Lachen gutmüthigen Spottes kennt, wenn von seiner Vaterstadt „Laipz'g" die Rede ist. Er steckt voll der trefflichsten Geschichten,

bringt mir die nagelneuesten Nachrichten vom Corso und aus der Wachtstube seines Civica-Bataillons — einerlei ob wahr oder erfunden — und ist ein jovialer Erzähler, wenn wir zusammen am Kaminfeuer sitzen und einer Flasche süßen Orvietos den Hals brechen, nachdem wir in der Villa Negroni hinter Santa Maria Maggiore kostbare antike Marmorbruchstücke gesucht. Zu jenen Kaminfeuerabenden, um die flammenden Scheite aus Ciceruacchios, des berühmten Holzhändlers Lager, gesellt sich dann bald der eine, bald der andere von neugewonnenen Freunden, unter denen jedenfalls die charakteristischste Figur mein Münsterscher Landsmann Achtermann ist — ein Künstler, der als Knabe die Schafe hütete, mit dreißig Jahren noch als Knecht auf einem Bauerhof den Pflug führte, sich auf wahrhaft wunderbare Weise durchschlug, um seinem Hange zur bildenden Kunst folgen zu können und jetzt große Marmorgruppen haut, deren Composition und Ausführung gleiche Anerkennung finden. Achtermann ist dabei von einer Frömmigkeit, die in's ganz unglaubliche geht; mit jener ächtchristlichen Langmuth, welche an gar nichts verzweifelt, auch am allerärgsten Weltkind nicht, suchte er mich gestern über meine gegründeten Zweifel zu trösten, ob ich je im Geruche der Heiligkeit von dieser schönen Erde Abschied nehmen werde. Ich glaube, dieser westphälische Michel-Angelo — er hat mit dem großen Bildner des Moises eine frappante

Aehnlichkeit der Gesichtszüge — ist stolzer darauf, daß man ihn in den Vorstand einer deutschen Kirchhofconfraternität aufgenommen hat, als auf seine marmorne Pietà für den Dom zu Münster! Leider geht es ihm immer noch schlecht; er klagt, daß die preußische Regierung, die eine Menge andrer Künstler unterstütze, für ihn gar nichts thue — weil er katholisch sei! Chi lo sa!

---

25. Oktober.

Wir waren heute auf dem Corso in Läden von allen Arten, um industrielle Studien zu machen. Der berühmte Nationalöconom List theilt die ganze menschliche Race in zwei Hälften: in Producenten und Consumenten. Die Römer gehören entschieden zu den letztern, nach ihrem Charakter und ihren Neigungen, wenn auch nicht gerade nach ihrem Vermögen, da dieses meist in den Händen des grundbesitzenden Adels sich befindet. Fabriken haben sie nicht, außer für die Bedürfnisse des Volkes, aber auch nur den ächten Kern des Volkes, z. B. die Trasteveriner; die sind ganz in inländische Producte gekleidet, vom baumwollenen Hemde bis zu dem korallengeschmückten schweren Goldkamme der Frauen. Aber weiter gibt es auch keine Fabriken, als für grobe Baumwolle, Kattun, Baumwollsammt uud langhaariges Tuch. In der Stadt Rom selbst trägt jede Magd etwas Ausländisches, von dem Hornkamme auf dem Kopf bis zu dem gewirkten englischen Strumpfe.

Tritt man in einen Laden, so ist die erste Frage: Wünschen Sie englische oder französische Waare? selbst wenn man nur Haarnadeln, Stecknadeln oder Schnüre verlangt. Die erstere ist sehr theuer, die zweite noch viel theurer.

Im Allgemeinen aber beziehen sie ihre Bedürfnisse für Alles, was im weitesten Sinne Luxus ist, aus Frankreich. Wenn man eine Wohnung miethet, so erzählt einem der Hausherr, für wie viel Geld er diese Tapeten aus Frankreich bezogen, was ihn der französische Teppich, der französische Damast auf den Meublen gekostet, und diese Preise sind das Vierfache der unsrigen. Ja sogar Blechgeschirr und das ganz gewöhnliche Steingut lassen sie sich aus Frankreich kommen, da sie nichts als irdenes Geschirr verfertigen, und zerbricht man solch einen ordinären weißen Teller oder eine Tasse, von denen das Stück bei uns ein paar Pfenninge kostet, so hat man je nach der Größe fünf bis zehn Groschen dafür zu entrichten. Nach einer Saison in Rom ist allemal das Budget des durch die eigenen Dienstboten zerschlagenen Geschirrs ein kleines Capital und manche Fremde halten sich deshalb mit Unrecht von den Hauswirthen betrogen; wenn man aber selbst den Schaden ersetzt, findet man, daß Alles wirklich in den Läden so übertriebene Preise hat; èh e francese! sagt der Römer, denn mit èh fängt er jede Phrase an und durch die verschiedene Betonung erhält dieses èh die verschiedensten Bedeutungen.

Viele Handwerker in Rom sind Fremde, Deutsche, Engländer, Franzosen vor Allen, denn dies Volk betrachtet die im Handel und Wandel sehr kindlichen Römer als seine rechtmäßige Beute. Ein charakteristischer Zug

des Volkes in Rom ist, daß es nicht rechnen kann. Will man in einem Laden bezahlen und gibt ihnen nicht von selbst den Betrag, wobei sie denn immer und ohne nachzuzählen das Geld mit einem wahrhaft cavalieren Anstand in den Kasten schieben, so tritt die ganze Bevölkerung des Hauses und Ladens zusammen und rechnet und rechnet, bis — man sich selbst der Sache annimmt.

Die meisten Arbeiter machen meistens gute Geschäfte in Rom, wozu ihnen natürlich die angeborne Faulheit der Römer viel nützt. Faul sind sie, die guten Römer, aber sie brauchen auch weniger, als irgend ein Volk. Ihr Mittagessen genügt ihnen vollkommen, wenn es nur aus einer Apfelsine oder ein paar Kastanien und einem Stückchen Brod besteht, was um wenige Bajocc's zu haben ist. Für ihre Toilette brauchen sie auch nicht viel. Der Mann fährt sich mit den Fingern durch die krausen Schwarzlocken, stülpt einen alten zerknitterten Spitzhut auf, den er mit einer nagelneuen tricoloren Cocarde aufkrempt und aufmuntert. Hosen und Hemd sind freilich durchlöchert, aber was schadet's? er hängt den Mantel darüber, der nicht entzwei geht, weil ein zweites Gewebe — das erste schützt, schlägt den Zipfel über die Schulter und blickt um sich, als habe er und nicht sein Urvater die Welt erobert. Die Frau macht nicht viel mehr Umstände. Ihr Kleid ist freilich in Fetzen, aber wer wird darauf sehen? In ihren Ohren

glänzen ja ein paar Goldgehänge und auf ihrem Kopfe steckt der schwere vergoldete Kamm, Dinge, die sie schon von ihrer Großmutter ererbt und natürlich nie verkauft, da es ihr einziger Staat ist. Die sind zum Ansehen, die Schmucksachen, und ihre schwarzen Augen und weißen Zähne, und Niemand, davon ist sie fest überzeugt, wird das zerrissene Gewand, die ungekämmten Haare, die niedergetretenen Schuhe vor diesen Herrlichkeiten gewahren. Glückliche Menschen in der That, viel zu glücklich, um fleißig und was noch mehr ist, um industriell zu sein!

Nur in einer Weise sind sie gern beschäftigt, nämlich mit Allem, was Kunstgegenstände betrifft. Die halbe bürgerliche Jugend Roms hat Mosaik oder Cameen schneiden gelernt, die andere Hälfte sind Bildhauer und Modelirer. Daran sind zwei Dinge schuld: erstens der unmäßige Stolz eines Römers, der lieber artista als artegiano sein will und dann die ihnen angeborene Liebe zur Kunst und zur Schönheit, die sich in dem ganzen Wesen des Italieners offenbart; von ihren Gebärden, ihrer Kleidung, ihren Geräthen an, bis zu ihren Häusern.

Ihr Stolz hat etwas Komisches und doch auch etwas Rührendes. Nie bin ich mit einem Arbeiter oder einem in niederen Dienstleistungen beschäftigten Manne in ein Gespräch gekommen, ohne daß er mir versichert, daß seine Eltern nobili gewesen und er nur durch

einen ganz besondern unangenehmen Umstand zu seinem niederen Stande verdammt sei. Ehemals mögen auch die „vornehmen“ Leute in Rom sehr häufig gewesen sein, denn die vielen reich dotirten Kirchenfürsten und Prälaten, die so oft aus dem Volke stammten, machten natürlich ihre ganze Sippschaft zu großen Leuten. Daß diese nachher wieder in Armuth zurückfielen, ist eben so natürlich.

Die Kunst in Mosaik zu arbeiten, ist, wie man weiß, in Rom auf die höchste Stufe gebracht und wird im Verhältniß zur Mühseligkeit der Arbeit nicht hoch bezahlt. Eben so das Cameenschneiden. Nur einige Begünstigte lassen sich da tüchtig honoriren, besonders die Porträtschneider, und zwar meist von den Engländern. Wie oft mußte ich lächeln, wann ich so ein modernes englisches Gesicht mit dem charakteristischen langen Zwischenraum zwischen Mund und Nase und der zurückfliehenden Stirne, den Hals nach antiker Weise entblöst, in pietra dura geschnitten sah, als wäre es ein römischer Imperator; und dann die Lady mit ihren pretiösen Lippen und ihrer spitzen Nase und dazu der griechische Haarschmuck, ohne den sie nicht erscheinen wollte, wenn auch der Steinschneider noch so dringend abrieth — dazu die sieben Masters und Misses, um das Armband voll zu machen, alle, alle mit demselben langweiligen Gesicht!

In dem Dienste dieser schrecklichen Insulaner wurde

denn auf diese Weise auch die schönste Kunstarbeit eine ganz gewöhnliche Handelsindustrie.

Maler gibt es natürlich auch in Unzahl, besonders solche, die für Engländer die berühmtesten Gemälde in den Gallerien copiren. Ich habe da Bilder von ganz vornehmen Engländern kaufen sehen, die bei uns ein Handwerker als Sudelei verachten würde.

Ueberhaupt kann man nicht umhin, die Engländer zu hassen, wenn man die Römer liebt, etwas, das Jedem widerfahren wird, der mit wohlwollendem Herzen unter dies kindliche Volk tritt. Alles, was am römischen Charakter verdorben ist, daran sind die Engländer schuld, für deren unleugbar gute Eigenschaften es in Rom gar keinen Spielraum gibt.

Eine Menge Römer leben davon, zu enormen Preisen meublirte Zimmer, Carossen u. s. w. zu vermiethen. Für einen Wagen z. B., den man täglich gebraucht, sind 105 Thaler per Monat der gewöhnliche Preis und ein anständiges Quartier von drei bis vier Zimmern kostet monatlich 75 Thaler zum mindesten. Dann die Unzahl der Köche, die für die Fremden kochten, die Facchini's, welche den Fremden die Speisen ins Haus bringen und dann die Schaar der Bettler, die mit unvergleichlicher Liebenswürdigkeit die Fremden anlächeln, anreden und anwinken!

Das sind die Industrien Roms. Die Kunstindustrie, die Vermiethungsindustrie und die Bettelindustrie.

Für wirkliche Handels- und Gewerbsindustrie aber sind die Römer nun und nimmer zu gebrauchen, dazu fehlen ihnen die beiden Haupteigenschaften: der Fleiß und die Lust an der Speculation. Es ist schade, daß man in unseren communistisch gesinnten Zeiten, wo es sogar dem Einzelnen versagt ist, zu genießen ohne zu arbeiten, es ganzen Völkern um so viel weniger statuiren kann; sonst müßte man gestehen, daß der liebenswürdige, gutmüthige, aber aristokratische Charakter der Römer sie besonders dazu eignet, Gebieter und große Herren abzugeben. Schade nur, daß nicht mehr, wie ehemals, andere fremde Völker ihnen die Sklaven für die Arbeit liefern, vor der ihre eigene aristokratische Natur so entschieden zurückbebt.

30. Oktober.

Vom entschiedensten Einflusse auf die Erhebung Italiens ist die Freiheit, welche Pius IX. der Presse gewährt hat.

Die Regierung hat jetzt eine Commission niedergesetzt, um ein neues Censurreglement zu entwerfen. Sie besteht aus einem Prälaten, aus zwei angesehenen und gebildeten römischen Bürgern und einem Redacteur der „Bilancia", eines römischen Blattes. — Die Commission aber hat den richtigen Sinn gehabt, sofort diejenigen herbeizuziehen, welche die Angelegenheit am nächsten berührt und die mithin am ersten darüber mitzureden berufen sind — Leute, welche man sicherlich in Deutschland zu allerletzt gefragt hätte —, nämlich die Redacteure der hiesigen Blätter, des „Contemporaneo", der „Bilancia", der „Speranza" und des „Italico". Diese haben nun für sich ein Comite gebildet, um für die Commission die verlangten Instructionen und Mittheilungen auszuarbeiten. Man wird mich fragen: In wie fern verdient die Presse ein solches Zutrauen, und ist sie einem solchen Acte des selfgovernment gewachsen, diese frische, reiche Blätter-Vegetation, die plötzlich um das Haupt des mächtig wandelnden Pius aufgesproßt ist,— eine üppige Blüthenwelt, aus dem starren Winter her-

vorgerufen wie durch den Wink jenes großen Kölner Magiers, der den beschneiten Klosterhof in einem Augenblicke des Frühlings duftige Blumendecke über sich ziehen ließ. Denn in der That, diese Entwickelung der italienischen Presse hat etwas Zauberhaftes. Es ist nicht anderthalb Jahr her, und Rom hatte nur Ein Blatt, das „Diario“ — ein Organ der guten Presse von so unendlicher „Güte“, daß es jeden Augenblick unbedingt die Beatification und den goldenen Stuhl verdient, der ihm einst zwischen den anderen Gerechten, z. B. dem rheinischen, östreichischen und ähnlichen Männern speculativer Beobachtung, nicht entgehen kann, wo sie ihrem Herzen eine Genüge thun und ihren Herrn loben können in alle Ewigkeit! Außer dem „Diario“ las man zwei französische Blätter, das „Echo“ und das „Journal des villes et campagnes“, obscure Wesen, welche Niemand in ganz Frankreich kennt und die dort compilirt wurden, um sie in dem aller guten Journalistik verschlossenen Italien abzusetzen. Von deutschen Blättern las man nur die Augsburger „Allg. Zeitung“, d. h. diejenigen Exemplare, welche die Censur nicht unterschlug. Und jetzt, welche Fülle von Erscheinungen, von dem trefflichen Bologneser „Felsineo“ bis zu dem kleinen römischen Streithahn „La Pallade“! welcher Eifer, welche Eintracht, welche Rührigkeit und welcher mächtige Einfluß! Sie tragen freilich noch oft einen jugendlichen Charakter, diese Blätter, der sich besonders in ihrer Leichtgläubig-

keit zeigt; aber sie haben dafür auch noch die Unschuld der Jugend, die einfache unverkünstelte Anschauung, die ganze naive Aufrichtigkeit; das Beste aber ist, sie sind einig, sie gehören im großen Ganzen einer Partei an, nämlich der einer gemäßigten, gesetzmäßigen Entwickelung Italiens; sie wollen alle freisinnige Institutionen und nationale Verkittung der einzelnen Staaten in ein Ganzes, das Italien in die Reihe unabhängiger und geachteter Staaten stellen. Dieses Ziel verfolgen sie alle, und wenn sie dabei Nuancen der öffentlichen Meinung oder der Privatüberzeugungen vertreten, so thun sie es mit vollkommen würdiger Haltung, ohne schmutzige Polemik, ohne die widrigen Verketzerungen der deutschen Presse, wo der, welcher ein Ziel morgen erreichen will, demjenigen, der an demselben Ziele erst übermorgen anzukommen gedenkt, Scheiterhaufen errichtet und ihm beweist, er sei werth, gehängt oder gelyncht zu werden. Bis zu solcher Höhe der Ekstase in ihrer politischen Andacht haben es die Italiener noch nicht gebracht, und die verzückten Schwertheiligen à la Barebone, die unser gutes Deutschland vom Gräuel seiner verjährten Rechts- und Sittlichkeits-Begriffe reinigen wollen, fehlen ihnen noch. Freilich hat sich bei ihnen auch noch das Blut nicht erhitzt im Kampfe mit einer entgegenstehenden politischen Confession. Blätter, wie wir sie in Deutschland haben, die Tag für Tag der „Gottesstimme in der Volksstimme“ widersprechen und

die auch die Lippen eines Demokrit durch ihre Perfidieen sich zornig schwellen machen könnten; oder jene noch widerwärtigeren, welche die ganze Schöpfung durch die schmutzige Brille ihrer eigenen Bestialität sehen, und an der Welt nichts erblicken als ihr Ungeziefer, die sind hier eine Unmöglichkeit. Die junge unentweihte Freiheit ist hier wie jener Edelstein, der kein Gift duldet: eine heilige Schale, jener smaragdne „Sacro Catino" Genua's in der Hand des großen Hohenpriesters Pius wirft er jeden Stoff aus, der unrein und verderblich ist. —

Nachdem Pius IX. den Thron bestiegen hatte und der versandete, eingedämmte Strom der öffentlichen Meinung nun plötzlich in stolzem, majestätischem Gange befruchtend und segenbringend durch die Lande Mittel-Italiens rauschen durfte, da war es zuerst die Flagge des „Contemporaneo", welche auf diesem Strome die Farben der Hoffnung und die Embleme des Fortschrittes entfaltete. Der „Contemporaneo" erscheint seit Anfang dieses Jahres, und sein Programm und die Namen seiner Mitarbeiter gaben die besten Verheißungen. Diese sind nicht ganz erfüllt worden. Der „Contemporaneo" ist immer ein sehr achtungswerthes Organ, aber er hat an seinem Gewichte und Ansehen durch zu große Schwerfälligkeit und Gedehntheit der Artikel verloren. Der Marchese Dragonetti, der Anfangs für denselben thätig war, hat längst aufgehört,

ihm Mittheilungen zu machen, und der talentvolle D. Masi, ein feuriger Improvisator, der kürzlich mehrfach als Begleiter und Secretär des Prinzen von Canino genannt wurde, hat, obwohl seine Mitwirkung zugesichert war, vielleicht heute noch den ersten Artikel zu liefern. Die besten Aufsätze des „Contemporaneo", sind die des gewandten Publicisten Sterbini, der durch seine begeisterte und doch klare Darstellungsweise in hohem Grade zu fesseln versteht. Die anderen Aufsätze, welche sich oft sehr ausführlich mit Fragen der politischen Oeconomie beschäftigen, findet man zu lang und nicht pikant genug in der jetzigen aufgeregten Stimmung. Sterbini ist in hohem Grade radical, er ist Socialist und exaltirt, er sieht aus, als ob er der Robespierre Italiens werden könnte. Ich habe nie ein Gesicht gesehen, welches dem einer Katze ähnlicher wäre. Sterbini hütet sich übrigens, den ganzen Rückhalt seiner Gedanken im „Contemporaneo" auszusprechen. Er wirkt desto mehr in den Clubs. Die auswärtige Politik wird vom „Contemporaneo" nur in so weit in den Kreis der Besprechung gezogen, als sie Italien betrifft. — Kurz nach dem „Contemporaneo" trat die „Bilancia" ins Leben, und zwar mit großer Ruhe und Mäßigung in ihren Wünschen und in ihrem Auffassen der politischen Aufgaben Italiens. Paolo Mazio und Professor Francesco Orioli sind die bedeutendsten Mitarbeiter der „Bilancia". Orioli, ehemals Professor in Bologna, dann

als politischer Flüchtling lange in Paris und in der letzten Zeit vor Pius des Neunten Thronbesteigung Professor in Korfu, ist einer der gelehrtesten und sinnigsten Italiener, die ich habe kennen lernen. Sein journalistisches Wirken aber ist kein glückliches: er möchte das Haupt einer Partei von Moderados werden, hat statt dessen aber eine Art Cassandrastellung in der Journalistik, wird verlacht oder geschmäht, und so überläßt er sich denn den düstersten Vorahnungen. Die Persönlichkeit Orioli's ist eine höchst liebenswürdige, sein Wissen ist von einer Ausbreitung, daß er sogar manchen deutschen Professor beschämen könnte: unter andrem hat er tiefe und umfassende Studien über den thierischen Magnetismus gemacht: er hat die Geschichte des Magnetismus bis in das graue Alterthum hinauf verfolgt und aus einem vorsündfluthlichen Schriftsteller sogar die denkwürdige Thatsache an's Licht gezogen, daß im alten Karthago bereits der Magnetismus bekannt gewesen. Ein Mann — so erzählt jener alte Autor — war als Zauberer in Karthago vor Gericht gestellt, weil er durch Geheimmittel und Manipulationen ein junges Mädchen in einen Zustand versetzt, der nach der Beschreibung offenbar ein somnambüler gewesen sein muß, wie denn jene Geheimmittel sich auch ganz unzweifelhaft als die gewöhnlichen Proceduren beim Magnetisiren herausstellen, wie sie noch heute vorgenommen werden. Noch interessanter waren mir Orioli's Mit-

theilungen und Beobachtungen über ein Gebiet, in Beziehung auf welches ich nicht erwartet hätte, aus Italien Thatsachen und Wahrnehmungen heimzubringen. Man sagt nämlich oft, daß das ganze Gebiet der Ahnungen, der Gespenster-Erscheinungen und Gesichte ein Ausfluß des vom Monde beherrschten Nervenlebens der nordischen Völker sei, daß das Sonnenleben der südlichen Nationen solche Phänomene ausschließe. Ganz im Widerspruche damit erzählte Orioli mir eine große Menge solcher Geschichten, deren Schauplatz Italien war; er gab mir Thatsachen aus seiner eigenen Erfahrung an, welche in auffallendstem Maße mit den Beobachtungen Kerner's übereinstimmten. Justinus Kerner's Name war übrigens nicht bis zu ihm gedrungen und so hatte ich die Freude, ihn mit dem Systeme und dem Wirken meines lieben schwäbischen Freundes bekannt machen zu können.

Aber ich bin von der römischen Presse ausgegangen und es wird Zeit zu ihr zurückzukehren. Es ist freilich nicht viel mehr zu sagen übrig: all die andern Blätter sind unbedeutend, ohne Talent redigirt und auch das kleine, täglich erscheinende Blatt „La Pallade" würde ich ganz übergehen können, wenn es nicht trotz seines Leichtsinnes in allen Händen wäre. Für zwei Bajocchi auf dem Corso ausgeboten, an die Mauer geklebt, wo sich beständig Gruppen von Lesern davor sammeln, und tagtäglich wieder da, gehört „La Pallade" zum römi-

schen Leben, mag es noch so sehr Minervens Namen invita Minerva tragen. — Von den nicht-politischen Blättern muß „L'Artigianello" erwähnt werden, dessen Tendenz die Verbreitung gemeinnützer Kenntnisse in den unteren Ständen ist. Dem Herausgeber, Ottavio Gigli, ist es durch Opfer und Anstrengungen gelungen, seinem Blatte eine außerordentliche Verbreitung zu geben und sich somit um die Aufklärung und Belehrung des Volkes ein bedeutendes Verdienst zu erwerben, das der Papst neulich durch Verleihung einer Pension belohnt hat. —

Das beste Blatt des Kirchenstaates kommt in Bologna heraus und führt nach dem ältesten Namen der Stadt Bologna den Titel: „Il Felsineo." Wie Bologna überhaupt der Ort des Landes, dessen Bewohner durch vielfachen Verkehr mit dem Auslande sich die meiste Bildung und die größte Reife zur Beurtheilung politischer Verhältnisse haben erwerben können, wie es ferner der Ort ist, dessen besonnene Haltung neuerlich von dem größten Einflusse auf die Erhaltung der Ruhe in Mittel-Italien war, so besitzt es auch das gebildetste, durchweg gehaltenste, in strenger Mäßigung consequent voranschreitende Organ der Oeffentlichkeit, das freilich mehr darauf ausgeht, durch leitende Artikel die Fülle der sich heute in Italien aufdrängenden Fragen zu erledigen, als ein reichhaltiges Repertorium der Tagesneuigkeiten zu bilden. Seine beiden Haupt-Redacteure

Silvani und Minghetti sind als Abgeordnete in die Consulta gewählt worden. — Neben dem genannten Bologneser Blatte verdient wohl zunächst die Florentiner „Alba“ genannt zu werden. Toscana ist auf der Bahn der Reformen mindestens eben so weit vorgeschritten wie der Kirchenstaat, und sein Preßgesetz ist in noch freisinnigerem Geiste gegeben. Diesem Geiste entsprechen die Journale, welche das Edict vom 5. Mai ins Leben gerufen hat. Sie haben das vor den römischen Journalen voraus, daß sie nicht jede noch so dringende Reform als einen Gnadenact ansehen, sondern reifer und ernster die Natur bürgerlicher Rechte auffassen, und daß ihre Sprache einen weniger jugendlich enthusiastischen Schwung hat. Auch halten sie in ihrer männlicheren Besonnenheit sich mehr von Utopien fern und fordern nichts Unerreichbares, sondern nur das, was wirklich von der Regierung gewährt werden kann. Noch keines hat z. B. eine Constitution verlangt, die in diesem Augenblicke für Toscana noch eine Unmöglichkeit ist. Sie haben den Austritt Corsini's, der wegen seiner constitutionellen Absichten aus dem Ministerium zurücktrat, bedauert, aber dabei kein Wort der Anklage wider die Regierung erhoben, daß sie die Vorschläge Corsini's verworfen. Zwischen Presse und Regierung herrscht deshalb das beste Verhältniß, indem Beide einträchtig dasselbe Ziel, das wahre Wohl des gebildeten und edlen Toscaner-Volkes, verfolgen. Das erste Blatt der tos-

canischen Presse ist wohl die „Morgenröthe," die „Alba." Das Erscheinen ihres Programmes, ihrer ersten Nummer, war ein wahres Ereigniß. Man lief hier in Rom von einem Café zum andern, um seiner habhaft zu werden, und wartete mit wahrhaft deutscher Geduld auf den Augenblick, wo man das Programm erhaschen konnte, in welchem die Pflichten der Presse in Beziehung auf Volk und Fürst und die gegenwärtige Lage Italiens in glänzendem Stile dargelegt waren. Die „Alba" hat sich seit jenem Augenblicke auf dieser Höhe der Popularität erhalten. Die Seele des Blattes ist de la Farina, ein Sicilianer, welcher, politisch compromittirt, in Florenz eine neue Heimath suchte und fand. Er machte sich zuerst durch seine „Studj del medio evo" und gelegentliche Festreden bekannt und arbeitet gegenwärtig an einer „Storia d'Italia," wovon 3 oder 4 Bände erschienen sind. Obwohl seine Artikel nicht gezeichnet sind, wie überhaupt keiner der „Alba," so erkennt man sie doch leicht an der warmen Beredsamkeit, der Gedrängtheit des Ausdruckes und der Gedankenfülle des Schriftstellers, dessen Geist und Gemüth gleiche Achtung einflößen. Leider ist, was die mitgetheilten Neuigkeiten und Nachrichten angeht, die „Alba" nicht besser redigirt, als diese leichtgläubigen italienischen Blätter alle. Sie alle bringen auch die Nachrichten außerordentlich spät — die mechanische Herstellung einer Nummer scheint noch sehr viele Zeit zu kosten und die Typographie nicht

besser entwickelt zu sein, als das Fabrikwesen und die Industrie überhaupt. — Neben der „Alba“ steht die „Patria,“ ein beinahe gleich bedeutendes Blatt. Vincenzo Salvagnoli und Raffaello Lambruschini redigiren sie und verleihen ihr die Vorzüge klarer Darstellung und straffer Logik, wie denn die italienische Schreibart, nach dem Vorgange des überaus kräftigen Gioberti, von dem Schwulste und metaphorischen Pathos früherer Tage immer mehr zurückkommt. Das dritte in dem Kleeblatte gediegener Journale Toscana's ist die Pisaner „Italia,“ von Professoren der Universität, an ihrer Spitze der berühmte Centofanti und Montanelli, geschrieben. Auffallend ist, daß alle italienischen Blätter fast gar keine Inserate haben. Der Ballast unserer Zeitungen, der freilich zum frischen und nachdrücklichen Gange dieser Weltumsegler so nützlich und nöthig ist, findet sich hier nicht. Kein betrübter Gatte verbindet mit der Anzeige des beweinenswerthen Heimganges seiner besseren Hälfte das Fortbestehen ihres Putzgeschäftes; keine Reihe disponibler Individuen gibt hier dem Herzen des Menschenfreundes täglich die erfreuliche Wahrnehmung, wie viel Fleiß, Treue, Solidität und Rechtschaffenheit noch auf Erden ist und sich vorzugsweise mit Geschicklichkeit im „Nähen, Bügeln und Waschen“ oder dem Lebensberufe einer „perfecten Köchin“ verbindet. Nicht einmal die Befriedigung findet der fleißige Journalleser, der am Tage vorher durch Staub

und Schweiß gelitten, aus den meteorologischen Nachrichten zu ersehen, daß es gestern heiß gewesen. Börsencourse, Stand der Wechsel und Actien, junge Damen, welche ihren Freundinnen zum Namensfest mit weiblicher Anmuth ein „donnerndes Lebehoch" bringen, alles das fehlt. Die Journalistik ist eben hier noch in den Kinderjahren; sie wird schon reifer werden — ganz reif aber vielleicht nie. Die Italiener sind kein kritisches Volk, sondern ein schaffendes, wie sie seit je in den Künsten bewiesen haben. Sie konnten den Michel Angelo, den Raffael, den Bramante hervorbringen — aber Deutschland mußte ihnen den Winckelmann senden. Zum Redigiren gehört Kritik, Mißtrauen statt des Enthusiasmus, die Kunst des Analysirens statt der des Schaffens.

16. November.

Welcher Wandlungen ist diese Zeit Zeugin! Römische Volksvertreter tagen im Vatican! Gestern fand die feierliche Inauguration der von Pius IX. in's Leben gerufenen Consulta statt und in diesem Augenblicke werden die Eröffnungsreden in den Stanzen gehalten, in welchen ein Sixtus V., ein Alexander VI., ein Julius II. wohnten, diese großen Incarnationen der Autorität und unumschränkter, unfehlbarer Herrschergewalt. Ein junger Schriftsteller, politische Flüchtlinge, Advocaten sind feierlich, mit Acclamationen und Ehrenbezeugungen überschüttet, von den heißesten Wünschen des Volkes begleitet, in die vornehmste und colossalste Fürstenwohnung der Erde eingezogen, um als ein neues, mächtiges Rad in die Staatsmaschine einzugreifen. Und diese Männer sind nicht etwa Vertreter großer und längst anerkannter, durch Alter und treue Verbrüderung mit den bestehenden Gewalten empfohlener Corporationen, es handelt sich nicht um ständische Vertretung: nein, der Sieg des modernen Gedankens ist vollständig, die Repräsentanten, die Pius IX. als Organe der National-Ueberzeugungen und Wünsche um sich berufen, sind eigentliche Volksvertreter! Das ist bei dieser Consulta am meisten hervorzuheben. — Gestern um neun Uhr

Morgens hatten die Consultoren die Weisung, sich bei dem Papste zur Audienz einzufinden. Nachdem sie zum Fußkusse zugelassen, sprach der heilige Vater ihnen von der Aufgabe, welche ihnen geworden; er warnte sie vor dem hastigen Drängen und der Unbescheidenheit, welche die charakteristische Eigenschaft eines einmal politisch erregten Volkes ist. Er verlangte für sich selbst Ruhe und Muße, die Saat, welche er ausgestreut, zu pflegen und zu der vollen Reife zu bringen, welche nicht über Nacht erreicht werden könne. Er legte feierlich und mit auffallender Heftigkeit Protest ein gegen diejenigen, welche in der Consulta den Keim von Institutionen erblickten, die mit der vollen Souveränetät des Papstthums unverträglich seien. Aber während er zu klagen schien, daß die Ungeduld stürmisch bewegter Gemüther ihm mit Undank lohne, zeigte er bald wieder die unerschütterliche Ruhe und erhabene Heiterkeit, welche ihm die Höhe seiner Stellung und seines Genius und die Freudigkeit seines Bewußtseins geben. Nach der Audienz entwickelte sich dann vom Hofe des Quirinals aus der Zug; Truppenzüge verschiedener Waffengattungen eröffneten ihn. Die Caroſſen des Cardinal-Präsidenten und des Vice-Präsidenten der Consulta, so wie der Abgeordneten von Rom waren umgeben von den vierzehn Bannern der vierzehn Quartiere (Rionen) der heiligen Stadt und dem der Universität. Ein Zug Römer folgte ihnen. Dann kamen in einzelnen Galawagen

die einzelnen Consultoren, vor jedem ein Panoplion, in dessen Mitte das Wappen seiner Provinz oder Stadt, rechts und links die alten Feldzeichen römischer Heere, wie sie einst auch durch die deutschen Wälder schwebten, jetzt aber mit der friedlichen Bestimmung, den Römern durch Namens-Inschrift den vertretenen Bezirk und seinen Abgeordneten kenntlich zu machen. Hinter jedem Wagen zog eine Schaar der Bürger der Provinz des Consultors, und eine Musikbande schritt ihm vor. Linientruppen und ein starkes Corps der Guardia Civica schloß. Die Häuser-Fronten der Straßen bis zum Vatican strotzten von Schmuck, Teppichen, Gobelins, großen Fahnen, Medaillons mit den Köpfen der großen Männer Italiens, Statuen, Trophäen, zu denen alte Harnische und Waffen aus den Rüstkammern hervorgezogen waren, Tafeln mit Inschriften u. s. w. u. s. w. Das alles eingefaßt von den üppigen Guirlanden-Verschlingungen und der Laub- und Blumenfülle, welche nur die Vegetation einer südlichen Natur herreichen kann. Blüthenregen schauerte auf Einzelne im Zuge nieder, welchen das Volk durch Zujauchzen seine besondere Gunst zu erkennen gab, während Inschriften in Vers und Prosa ihnen ankündigten, zu welchen hohen Dingen sie berufen, welche Wunder des Volkes viel verlangende Phantasie von ihnen erwarte. „Ihr seid die Brücke über der tiefen Kluft zwischen Regierung und Volk," hieß es da, „Ihr seid der Spiegel, in wel-

chem die Wünsche unseres Herzens sich bespiegeln," „Ihr seid die Träger unserer Zukunft," „Ihr seid die Retter in unserer tiefen Noth, gesandt von Gott und von Pius IX.," und hundert ähnliche Dinge, eingewickelt in den Prunk italienischer Rede- und Dichtkunst, so daß, wenn diese Consulta nur den tausendsten Theil von dem ausrichtet, was hier als ihre dringendste, unerläßlichste Aufgabe an die Mauer geschrieben stand, die Versammlung im weißen Saale in Berlin sich vor Schaam in die Erde verkriechen wird und die häkelige Provinzial-Landtags-Periodizitäts-Frage-Befugniß-Controverse ganz von selber aufs einfachste sich erledigt! Unter allen jenen Inschriften war übrigens keine einzige, welche Schwindelei, politische Albernheiten oder überhaupt ungehörige Dinge enthalten hätte; ich hätte die Radicalismus-Riecher durch alle diese Straßen führen und sie fragen mögen: Nun, wo ist der Radicalismus? wo ein Wort, in welchem Aufruhr, Ungehorsam gegen die gesetzliche Ordnung der Dinge oder alle die revolutionären Tücken stecken, welche gewisse Leute jenseit des Po von der Höhe höchst diplomatischer Noten herunter hier so genau und sicher wahrnehmen? Nicht einmal der Oestreicher war mit freundlicher Theilnahme gedacht, nicht einmal das Wort „Unabhängigkeit" ist mir zu Gesicht gekommen! — Der Zug bewegte sich nach der Peters-Kirche; im schönsten Sonnenlichte strahlte der ungeheure Platz, die hohen Springbrunnen warfen ihre

klaren Wassersäulen mit rauschenden Güssen in die Höhe, und der bunteste Farbenglanz prangte und wogte um Häuserreihen und Colonnaden; aber alle die Tausende von Menschen, alle diese Carossenreihen, alle diese Regimenter zu Roß und zu Fuß füllten den Platz nicht aus. Ja, in Sanct Peter selbst war kein Gedränge, und als die Consulta in die Kirche zog, da hatten die Musikbanden Mühe, mit ihren Tönen den ungeheuren Raum zu füllen, und die schmetternden Accorde des Pio-Nono-Hymnus, die an diesen Gewölben emporstiegen und ihr donnerndes Echo zu Hülfe riefen, schienen zu verzagen vor dem Wagnisse, bis in die höchste Kuppelwölbung dieses Domes aufzuklimmen. Mit der Messe in Sanct Peter war die Feierlichkeit zu Ende. Als die Deputirten durch die Kirche schritten, hatte ich Gelegenheit, ihre persönliche Erscheinung zu beobachten. Es waren ohne Ausnahme Männer von der edelsten Haltung und mit den intelligentesten Köpfen. Am meisten fiel mir ein steinalter Mann mit langem weißem Haare auf, ein Gesicht, das frappant Mirabeau ähnlich sah, und bei der Kleidung dieses Alten — er war in hellblau-sammtnem Fracke — schien es, als ob wirklich nichts weniger als ein echtes Echantillon der National-Versammlung vom Jahre 1790 wieder erwacht wäre. Es war der reiche Marchese Ludovico Gualterio aus Orvieto und Vertreter dieser kleinen Provinz. Unter den Anderen wurde der Neffe des Papstes, Graf Luigi Mastai, der

von Urbino und Pesaro abgeordnet war, und der Vertreter Ferrara's, Gaetano Recchi, früher politischer Flüchtling, mit den lautesten Acclamationen aufgenommen; fast eben so günstig die Redactoren des „Felsineo," Silvani und Minghetti.

Ich muß ein paar Worte hinzufügen über eine Episode des gestrigen Festes. Es war bekannt geworden, daß Toscaner und Piemonteser, dann auch, daß die Engländer und mehrere andere Nationen die Absicht hatten, mit ihren Fahnen sich dem Zuge anzuschließen. Die deutsche Ehre erforderte eine Betheiligung an solcher Demonstration der einzelnen Nationen. Braun, Fritsche und ein paar andere Freunde begeisterten sich für die Idee und warben unter den Künstlern dafür, nicht ohne auf mancherlei Bedenklichkeiten zu stoßen. Mir gelang es, das verpönte schwarz-roth-gold als deutsche Farben gegen das vorgeschlagene preußische schwarz-weiß durchzusetzen. Endlich wurde der Entschluß gefaßt und rasch noch am Vorabende des 15. Nov. ins Werk gesetzt! die schönen Hände einer deutschen Dichterin bemächtigten sich des nöthigen Seiden- und Goldstoffes, und durch rastlosen Fleiß bis in die tiefe Nacht gelang es, ein prachtvolles schwarz-roth-goldenes Banner herzustellen, so groß und stattlich, wie je eins von den Alpen niederstieg. Aber, wir Armen! versenkt in unseren schönen Traum mit der blondesten teutonischen Jünglings-Innigkeit, ahnten wir nicht, welche Ganelons-Tücke Di-

plomatie und Schicksal hinter unserem Rücken spannen, nichts von den Verhandlungen beim Staats-Secretär, nichts von den schwitzenden Rappen der hin- und herrollenden Gesandten von Frankreich, Sardinien und Toscana — alles um unserer armen Fahne willen. Man scheint nämlich dem Papste angedeutet zu haben, es würden unpassende, seine Regierung möglicher Weise compromittirende, wenigstens Aufsehen erregende Fahnen kommen, so eine lombardische, eine sicilianische mit einem Trauerflore und Aehnliches. Der Staats-Secretär ließ nun das Tragen fremder Fahnen untersagen; man behauptet, der französische Gesandte habe dies unterstützt, auch der östreichische, jener, weil das hiesige Fest-Comite aus besonderer Sympathie für die französische Nation die Franzosen im Zuge zuletzt stellen wollte, während wir Deutschen die Ehre haben sollten, die Ersten zu sein. Gegen das Verbot aber erhoben sich nun die Gesandten von Sardinien und Toscana, welche für ihre Unterthanen die Erlaubniß der Theilnahme reclamirten. Unterdeß war von den Deutschen in Folge der Aufforderung des römischen Fest-Comite's ein Ausschuß an dieses abgesandt; ich hatte die Ehre, unter den Erwählten zu sein, und bekam so Gelegenheit, im Saale des Theaters Aliberti, wo die Versammlung war, das ganze junge Rom mustern und Ciceruacchio's Rednergabe, Knebelbärtlein und ganz reputirliche Körperbeschaffenheit bewundern zu

können. Es wurden von hier aus die Fahnenträger der verschiedenen Nationen, von zwei Römern begleitet, an den Cardinal Ferretti abgesandt, und das Schluß-Resultat war endlich die Weisung, uns am anderen Morgen auf dem Quirinal einzufinden, wo alle Fahnen erst gemustert werden sollten. So zogen wir denn in aller Frühe zur päpstlichen Residenz, getrosten Muthes, „geschmückt mit grünen Reisern" — aber unsere Zuversicht war von kurzer Dauer. Fürst Rospigliosi, der Chef der Civica, sagte uns, der heilige Vater lasse uns mit aller seiner „Gentilezza" bitten, da das Fest ein rein nationales sei, alle fremden Fahnen fort zu lassen. Da war denn nichts mehr zu machen! Die Söhne Albion's, die für vier Fahnen baare 100 Scudi ausgegeben, ärgerten sich am meisten; wir aber zogen mit deutscher Geduld ab und ergaben uns darein, daß das italienische Land nun einmal ein tückischer Boden für Deutschlands alte glorreiche Farben sei, und dachten schwermüthig an Konradin's Banner, — mancher vielleicht auch an das eben so unglückliche Trauerspiel, so er über den Stoff in Versen und fünf Acten geschrieben. Aber flattern ließen wir unsere schwarz-roth-goldene Fahne, als wir die hohe Treppe des Capitols hinaufschritten, und „Was ist des Deutschen Vaterland" singend legten wir sie zur Ruhe in einem staubigen Gewölbe auf dem tarpejischen Felsen.

Am Abende aber versammelten wir uns in dem-

selben Raume — es war ein stilles Fest der Resignation deutscher Jünglinge, die am Tage, wo das frohe Italien ein Freiheitsfest beging, sich in humoristischer Stimmung um den alten deutschen Tröster — die Flasche süßen Weines — versammelten. Wir hatten Pius IX. lorbeerumschlungene Büste mit den schwarz-roth-goldenen Falten des unglücklichen deutschen Fahnenriesen eingerahmt und überhangen, und sparten Toaste in Prosa und Versen nicht. — Das Eine — soll übrigens Pius zu seinem Maggiordomo gesagt haben — freue ihn bei dem Wirrniß, welches ihn am Tage vor dem Feste und am Morgen desselben umgeben, daß die Deutschen mit ihrem Banner da gewesen seien, oben vor seinem Quirinal!

20. November.

Ich sprach früher schon von den Augenblicken, in welchen Pius IX. seinem Volke menschlich näher tritt und die Begeisterung desselben für den großen Regenten und politischen Reformator, der von der Höhe des höchsten Thrones voll Sorge auf seine Bedürfnisse niederblickt, schöner und inniger macht, indem das Gefühl echt menschlicher Theilnahme, ja, des Mitleids und der Rührung sich jener Begeisterung zugesellt. Solch ein Augenblick war es in den vielbesprochenen Juli-Tagen dieses Jahres, als die reactionäre Partei unter sich einen Sturm auf das weiche und so äußerst empfängliche Gemüth des heiligen Vaters verabredet zu haben schien. Indem man Pius IX. von allen Seiten das Gefährliche und Mißliche seiner Reform-Maßregeln vorstellte und dabei zugleich auf die wirre Auflösung der Ordnung hinweisen konnte, welche sich in Folge der Wühlereien der austro-jesuitischen Partei der Stadt Rom bemächtigt hatte, brachte man ihn in einen Zustand der Aufregung, des innern Kampfes, der, einer wahren psychischen Folter gleich, sein ganzes Wesen krampfhaft erschütterte. Eben so deutet jetzt alles, was man von der ersten Audienz der Consulta am 15. d. M. vernimmt, auf einen solchen

Augenblick tiefen Schmerzes, mit dem Pius IX. für das den Sterblichen nie ohne Auferlegung einer schweren Opfersühne vergönnte Schicksal büßt, groß uns bewundernswerth zu sein. Die Consulta war im Audienzsaale versammelt, jeden der Deputirten umstanden ein paar Freunde, nach alter italienischer, an die Clientel mahnender Sitte, die will, daß ein Rathsherr oder Volkstribun nicht ohne Begleitung erscheine. Als der Papst nahte, ordneten sich Alle rechts und links vom Throne, und der Präsident, Cardinal Antonelli, richtete kurze Worte des Dankes für das Vertrauen, welches er in die Versammelten gesetzt, des Gelöbnisses, ihm gewissenhaft zu entsprechen u. s. w. an den heiligen Vater. Unterdeß fixirte das helle wunderbar schöne Auge Pius' die vor ihm Stehenden, und, sei es nun, daß die tausenderlei Einflüsterungen, Vorstellungen, Bitten und Unglücks-Weissagungen, die am Tage vorher auf ihn eingestürmt und über welche er an anderm Orte sich bitter beschwert haben soll, ihn erschüttert; sei es, daß er, wie Andere behaupten, Persönlichkeiten (Sterbini) unter den Anwesenden wahrgenommen, von denen er glaubte, daß sie als Schwindelköpfe seinen Namen mißbrauchten — genug, er nahm das Wort mit allen Zeichen der schmerzlichsten Erschütterung. Seine Rede war Eingebung des Augenblickes, wie er denn die Gabe der rhetorischen Improvisation in hohem Grade besitzt. Deshalb hat sie auch nicht aufgeschrieben werden können.

So viel ist übrigens gewiß, diese Rede hat hier einen Eindruck gemacht, der Aehnlichkeit mit dem Eindruck hat, welchen die merkwürdige Thronrede Friedrich Wilhelms IV. in ganz Deutschland hervorbrachte. Die verschärfte Strenge der Censur thut das Ihrige, eine große Verstimmung hervorzurufen — aber diese Verstimmung richtet sich nur gegen die Umgebung des Papstes, nicht gegen ihn selber — das Volk liebt ihn nur um so mehr, weil er für die Wohlthaten, die er ihm erweist, sich quälen lassen und dulden muß. Die Radicalen halten ihn für zu unbedeutend, als daß sie ihm seine Politik zurechneten; c'est un imbécile auquel nous avons fait une renommée de grand homme — sagte mir ein römischer Schriftsteller, der nicht einmal für besonders liberal gilt! —

Kaum ist der Festzug vom 15. vorüber, und schon bereitet sich ein neuer, ähnlicher vor: ein großer Mauer-Anschlag verkündet, daß die Wahl der hundert Stadtverordneten vollzogen und daß nun zur Wahl des neuen Magistrates der Stadt Rom aus ihrer Mitte geschritten werden solle, nach dem organisirenden Statute vom 2. October d. J., welches den alten, nach und nach aller seiner Rechte und Functionen beraubten Magistrat, bestehend aus einem Senator und drei Conservatoren, aufhebt und ein neues Municipium unter einem Vorstande, den ein Senator und acht Conservatoren bilden, einführt. Zugleich wird, um die wichtige Institution

des „Unsterblichen" — l'immortale ist Pius' stehendes Epitheton geworden — nicht ohne gebührende Feier zu lassen, das Programm eines Festzuges veröffentlicht. Der 24. November ist als Tag der Feier festgesetzt. —

Wenn sich diese Römer mit Fleiß und Anstrengung ihren Lebensunterhalt verdienen müßten — ich glaube, sie verhungerten lieber, denn jene beiden Dinge sind ihnen fremd, bis auf den Begriff. Ich brauche, um mich davon zu überzeugen, nur einen Blick in das Schneideratelier mir gegenüber zu werfen. Zwei Männer und eine Frau sind darin beschäftigt, oder wollen es doch wenigstens sein. Der eine Mann, der jüngere, thut zuweilen einen Strich mit dem Bügeleisen auf der vor ihm ausgebreiteten Weste, während der andere manchmal, wie aus Barmherzigkeit und besonderer Gefälligkeit, in den Rock sticht, der ihm leicht im Arme ruht.

Die Frau mit ihrem klugen, aufmerksamen Gesichte würde an ihrer Jacke am fleißigsten sein, aber ihre Pflichten als Hausfrau lassen das nicht zu, denn sie muß die Honneurs und die Unterhaltung den Besuchern machen, und deren gibt es beständig, da beide Thüren des Gemaches weit offen stehen und unmittelbar auf die Straße führen. Bald ist es ein alter, bald ein junger Geistlicher, die hier natürlich einen Haupttheil der Bevölkerung bilden, bald ein Nachbar oder eine Nachbarin im tiefen Negligee, wenn nicht im höchsten Staat

— ein Mittelding scheinen die Römerinnen nicht zu kennen, entweder sie sind — — sehr vernachlässigt, oder sehr geputzt. Bei letzterem Zustand ist ein Umstand höchst beleidigend für unser empfindliches Auge — ihr gänzlicher Mangel an Farbensinn, an Begriff dessen, was sich zusammen verträgt! Beim letzten Feste in der Villa Borghese ging ein Mann vor mir her, der, mit dem sichtbarsten Vaterstolze, eine Tochter an der Hand führte, auf deren kleiner Person sich die Farben Blau, Rosa, Lila, Feuerroth und Grün in schauerlicher Harmonie vertrugen — wie viele Kleidungsstücke, so viele Farben, das ist hier ein Haupttoilettengeheimniß der Mittelklasse. Von den höheren Ständen kann ich nichts sagen, denn ich habe noch keine Besuche gemacht, und begnüge mich einstweilen, das römische Volk zu betrachten; die römische Gesellschaft kommt dann im Winter dran, obgleich ich mir gar nicht denken kann, daß es hier eine gibt. Was die Körperschönheit der Römerinnen betrifft, so wird sie erstens sehr durch die schlechtgewählten französischen Moden gestört, zweitens ist sie nicht von der Art, grade auf mich sehr begeisternd einzuwirken. Augen und Profil sind oft sehr schön, das ist wahr, auch der viel gerühmte schwarz gebrannte Nacken, aber Hände und Füße, Gang und Haltung furchtbar, denn sie sind durchaus die des männlichen Geschlechts. Dann ist in meinen Augen der Oberkörper unverhältnißmäßig stark, so daß sie oft die Gestalt

einer Rübe annehmen, während unsre Damen freilich oft die umgekehrte Gestalt annehmen und besonders in Gesellschaft oft genug einem Zuckerhut ähnlicher sehen, als einer menschlichen Gestalt. Es mag sein, daß ich ungerecht gegen die Römerinnen bin, weil ich pro domo rede und meine deutschen Landsmänninnen nicht verkürzt sehen will; man entgegne mir aber nicht, was mir kürzlich hier ein Künstler sagte: Augen haben doch die römischen Frauen alle. Ja freilich, sagte ich lachend, die armen deutschen Frauen haben zuweilen keine Augen. Nein, sagte er heiter, aber wir sehen oft welche bei uns, die diesen Namen nicht verdienen. — Freilich — aber — den Eulen wird auch Niemand absprechen, daß sie Augen haben. Die Augen der Römerinnen haben gewöhnlich das Schöne des Thierauges. Glauben Sie aber deshalb ja nicht, daß mir die Römerinnen nicht gefallen, im Gegentheil, ich finde sie liebenswürdig, freundlich, unbefangen und gutmüthig — ja sogar malerisch, malerischer als die deutschen Frauen, denn ihre philiströse Reinlichkeit und Nettigkeit nimmt sich auf der Leinwand nicht gut aus; da es aber viele unter ihnen gibt, die nie dazu gelangen, gemalt zu werden, so laßt ungestört jedem seine Weise.

Gestern Abend war ich Zuschauer in einem Liebhabertheater; Freund O. hatte uns Billete gebracht. Ich muß mit Beschämung gestehen, daß unsre deutschen Liebhabertheater, selbst die ausgewähltesten, in jeder Beziehung da

zurückstehen müssen. Erstens, was die Anordnung und zweitens, was die Leistung der Dilettanten betrifft; ja manchem unserer Theatervorstände hätte ich solche Mitglieder gewünscht, wie sie hier ohne allen Anspruch sich zeigten. Man gab ein Stück, betitelt: Di chi e la colpa, und ich erkannte bald darin einen alten Bekannten, nämlich das Lustspiel: Zwei Jahre verheirathet, worin ich in Wien Caroline Müller und Korn auf dem Burgtheater excelliren gesehn. Eine Caroline Müller war hier nicht, aber der junge Mann, der Korns Rolle, den Ehemann, gab, würde von diesem selbst applaudirt worden sein, so gewandt, lebhaft und fein spielte er. Das Spiel der Frau ermangelte der letztern Eigenschaft, aber Grazie und Feinheit sind für die Italienerinnen eine schwere Aufgabe, während Natürlichkeit, Lebhaftigkeit und wirkliches Feuer ihnen angeboren sind.

Die Zuschauer waren so, wie man sie nur wünschen kann, aufmerksam, stille und dankbar. Die Männer alle im schwarzen Frack, die Frauen in voller Toilette. Man sagt mir, daß hier mehrere solcher Liebhaberbühnen bestehen, und zwar alle von gleicher Tüchtigkeit, was doppelt zu bewundern ist, da die eigentliche Gesellschaft, die haute volée, keinen Antheil daran nimmt, und sehr viele Mitglieder der dritten und vierten Schichte der Gesellschaft angehören sollen; an ihrem Benehmen aber war dies nicht zu sehn, wie überhaupt die Italiener sich durch ihren guten Tact überall aus-

zeichnen. Den höchsten Contrast gegen dies feurige, gewandte Volk bieten deshalb auch die steifen, in ungeheurer Anzahl zwischen ihnen herumwandelnden Engländer. Sie kommen einem grade wie Automaten in einem Kreise Lebendiger vor — sie können sich nirgends unvortheilhafter ausnehmen, als hier mit ihren einäugigen Lorgnetten, ihren unbeweglichen Gesichtszügen und ihren eben so unbeweglichen Gliedmaßen.

Was den Haß betrifft, womit die Deutschen verfolgt werden sollen, so haben wir keine Spur davon bemerkt. Haben sie doch mit einer deutschen Schweizergarde ihren geliebten Papst umgeben, den ich kürzlich zweimal ganz in der Nähe sah. Das erstemal auf der Straße, das zweitemal bei einem Feste in der Quirinalkapelle.

Er hatte die Museen und die Gefangnen im Capitol besucht. Eine große Menschenmenge umstand seine harrenden Wagen, und freundlich blickten die acht jungen Leute von der Nobelgarde, welche auf ihren schwarzen, großen Pferden den Wagen umgaben, auf die wartenden Massen. Vor mir stand eine Mutter mit einer kleinen „creatura“, die fortwährend mit den Beinchen stampfte und schrie: voglio veder Pio nono, voglio veder Pio nono. Vergebens versicherte ihr die Mutter, sie werde sogleich Pio nono sehen, das Kind war nicht zu beruhigen. Endlich erschien der Heißersehnte oben auf der Treppe des Capitols, da stürzt die Frau mit dem Kinde unten nach dem Fuße

der Treppe, aber leider war die Steinbrüstung höher, als sie selbst! Doch, das that nichts, rasch entschlossen setzt sie ihr Kind auf ihren Kopf und steckt sein kleines Gesicht durch die Steinsäulchen der Treppe, so daß es, als der Papst herab schritt, aus der unmittelbaren Nähe seiner Füße zu ihm aufsah, und er lachend zu ihm hinabblickt. Ehe er in den Wagen stieg, ertheilte er der Menge wie immer seinen Segen, und wie immer schrie diese wieder: Viva, viva Pio nono! und schon, als lange der Wagen, die Reiter und das Gefolge aus unsern Augen verschwunden, schrieen sie noch immer, und die Kinder sprangen hoch und konnten sich gar nicht beruhigen. — Neulich in der Kapelle des Quirinals sah ich den großen Mann als Oberhaupt der Kirche, wie ich ihn am Tage vorher als Vater seines Volkes gesehn. In der Mitte einiger dreißig Cardinäle saß er in wunderbarer Würde und Verklärung. Es ist unter diesen Kirchenfürsten allen auch nicht ein einziges Gesicht, das dem seinigen an Regelmäßigkeit, Intelligenz und leuchtender Milde und Güte, also der einzigen wirklichen Schönheit, auch nur entfernt gleich käme — es kommt einem so natürlich vor, daß sie nur ihn zu ihrem Oberhaupte wählen konnten — und doch wundern sich die Leute hier immer noch darüber!

Nach dem Handkusse der Cardinäle und mehreren kirchlichen Ceremonien wurde eine lateinische Predigt von einem jungen Zögling des deutsch-ungarischen Colle-

giums mit viel Feuer vorgetragen. Nachdem die Messe vorüber, so wie eine sehr unbedeutende Musik — unbedeutend, was die Ausführung betraf, denn die Composition war Palestrina's — entfernte sich der Papst wieder nach mehrmalig ertheiltem Segen.

Zu meinem Erstaunen war die Kapelle bei weitem nicht gefüllt, was man mir aber damit erklärte, daß die Quirinalskapelle für nicht geeignet gelte, um den Papst und seinen Hof vortheilhaft zu sehen, und das ist wirklich der Fall. Die Damen sind besonders nicht gut placirt. Vor mir befand sich Gräfin Ida Hahn. Obgleich ich sie schon mehrmals gesehen, so hatte sie mir doch nie einen so angenehmen Eindruck wie heute gemacht. Die der alten Venetianischen ähnliche Tracht mochte auch viel dazu beitragen. Ein am Halse schließendes schwarz seidenes Kleid und ein schwarzer Schleier, der den Kopf umhüllt, sind nämlich unumgängliche Bedingungen des Eintrittes in die Kapelle für jede Dame, so wie schwarze Kleidung für die Männer.

Den Frauen ist diese päpstliche Hoftracht unendlich vortheilhaft, und obgleich keine einzige Schönheit unter ihnen war, boten sie doch einen anziehenden Anblick. Die Gräfin Hahn besonders, ich wiederhole es, trotz ihren tief eingegrabnen Leidenszügen, ihren schon stark mit grau gemischten Haaren, war mit ihrem edlen reinen Profil auf dem Grunde des schwarzen Schleiers eine edle milde Erscheinung. Ihre erbittersten Feinde,

deren die arme Frau so viele hat, würden beschämt gewesen sein beim Anblick ihres freundlichen sanften schmalen Gesichtes!

Beim Hinaustreten auf den Hof gewahrte ich erst die ganze Pracht des päpstlichen Hofes, die in dem kleinen Raume sich nicht hatte entfalten können. Diese vergoldeten Carossen der Cardinäle, ihre reich geschirrten Pferde, von Tressen und Stickereien strotzende Dienerschaft, ihre schwarzen Edelleute und vor Allem die Hofchargen und Pagen des Papstes in ächter alter spanischer Tracht, dazwischen die Schweizer in ihrem herrlichen von Raphael d'Urbino gezeichneten Costüme — ich glaube, kein Hof der Welt, — von größeren habe ich freilich nur den östreichischen und den französischen im Glanze gesehen — macht diesen imponirenden Eindruck. Modern ist hier freilich nichts, aber Alles massiv, kostbar, geschmackvoll im höchsten Grade, man ist nicht umsonst im Vaterlande des künstlerischen Geschmacks.

25. November.

Trotz aller Befürchtungen, daß Ermüdung oder die Verstimmung der letzten Tage den 24. November ziemlich still vorübergehen lassen würde, war die Stadt gestern und heute noch in größter Bewegung. Der schönste und sonnigste Himmel begünstigte den Festzug vom Quirinal, wo die hundert neuen Gemeinderäthe zuerst zum Fußkusse zugelassen wurden, nach dem alten und ehrwürdigen Capitol. Die Straßen hatten sich wieder bekleidet mit dem für solche Gelegenheiten immer bereiten Schmucke von Teppichen, Geweben, Draperieen, Bildern u. s. w. Große Tafeln mit Inschriften, von Blumen umkränzt, drückten die Hoffnungen aus, welche das Volk an die neue Schöpfung knüpft. Hier hieß es:

Voi,
Che il potere aveste da Pio,
Fate che Roma torni ad essere
La Regina del Mondo.

und dort prangte nicht weniger stolz der patriotische Zuruf:

Municipio,
Sii Sole che sorgi su Roma
Ad illuminare co' tuoi raggi
Le Città tutte sorelle
Dello Stato-d'Italia!

und so hundert Anderes. Die „patres conscripti“ begaben sich in die Kirche Ara Celi, die alte Basilica auf der Höhe des Capitols, wo einst der Tempel des capitolinischen Jupiter stand. Im Senatoren-Palaste, in dessen Aula, nachdem die Heilige-Geist-Messe zu Ende, der neue Rath zur Wahl des Senators und der acht Conservatoren schritt, las der Präsident, Cardinal Altieri, eine von den Fahnenträgern der vierzehn Rionen überreichte Adresse, worin das römische Volk seinem neuen Senate erklärte: es habe seine alten Fahnen, welche nur an die „Erbärmlichkeit eines ganz heruntergekommenen und jämmerlichen Senates“ und die „verderbliche Rivalität zwieträchtiger Rionen“ erinnern würden, vernichtet, und die neuen, welche es sich geschaffen, übergebe es zur Aufbewahrung und zum Schmucke des Capitol-Saales dem neuen Municipium, ein Zeichen seines Vertrauens. Sodann wurde eine Adresse der Ferraresen verlesen, mit welcher diese dem römischen Volke und Senate eine neue sehr schöne Fahne übersandt hatten. Der Cardinal-Präsident dankte, und dann wurden die Fahnen der Rionen in den Saal gebracht. Einer der Fahnenträger hielt nun eine glänzende Rede, worin Pius IX. mit Numa verglichen wurde, der ja auch einen Senat von 100 Männern geschaffen, und worin die alte Gloria der Weltstadt ihre verdiente Würdigung fand. „Zerstört das Monopol, gebt Glanz und Leben der Kunst, die hier ihren Sitz hat, erneuert die Thea-

ter, vertilgt die Mißbräuche, gebt unserer Jugend, der theuersten Hoffnung des Vaterlandes, eine männliche und aufgeklärte Erziehung; eröffnet Lyceen und Erziehungs-Anstalten, daß Keinem mehr die Milch der Wissenschaft entzogen werde, kurz, handelt, daß diese herrliche und ewige Stadt wieder zu ihrem alten Glanze gelange, damit die Welt sagen könne: Rom war und ist! Seht auf diese Fahnen, die Euch nicht umsonst die Bilder der alten Wölfin und des triumphreichen Adlers zeigen: sie werden zu Euch reden von der Größe und dem Ruhme und dem heldenmüthigen Beispiele unserer Ahnen. Von ihnen lernt antike Weisheit — von Pius IX. aber die Klugheit des Jahrhunderts (moderna prudenza)!" Es ist wunderbar, welche rhetorische Anlage, welches Talent für ein stattliches öffentliches Auftreten in diesen Römern steckt! Der Cardinal-Präsident übernahm wieder die Antwort; dann vertheilte er im Namen des Papstes 42 Medaillen an die Fahnenträger und ihre Gehülfen: endlich begann das Scrutinium. — Am Abende fehlte natürlich eine glänzende Illumination nicht; vor dem Capitol, wo Musikchöre spielten, warteten große Volkshaufen das erste Resultat der Wahl ab. Corsini, Borghese, Doria, hieß es endlich, seien die drei Namen, welche dem Papste vorgelegt werden sollten als Candidaten zur Senatorwürde. Der Name Corsini's erweckte unendlichen Jubel; Fürst Corsini ist ein alter Herr in den Achtzigen, aber sehr rüstig; er marschirt

noch meilenweit zu Fuß an der Spitze seines Civica-Bataillons, und thut überhaupt alles, um Mann des Volks zu sein. Ich sah ihn nie anders als von einem prachtvoll costümirten Mohren begleitet; Haare und Bart so dicht mit schwarzer Farbe bekleistert, daß auch keine Spur des Alters durchschimmern konnte. Man wollte ihm durchaus die Pferde ausspannen und ihn nach seinem Palazzo jenseits der Tiber ziehen; nur mit Mühe entkam er dieser unangenehmen Huldigung, doch wurde er mit tausend Evvivas heimbegleitet. Heute erklärte der Papst, in diesem Volksjubel liege die Stimme Gottes, und ernannte Corsini zum Senator. An demselben Tage wurden dann auch die acht Conservatoren gewählt. Nachdem diese Wahlen Statt gefunden, wurde heute Abend ein Fackelzug improvisirt. Er bewegte sich den Corso hinab. Am Café de' bell' Arti war eine Menge junger Leute versammelt, welche beabsichtigten, nach der Wohnung des schweizerischen General-Consuls zu ziehen, um dort eine Demonstration zu machen und ihre Freude über die Einnahme von Freiburg auszudrücken. Als jedoch der Fackelzug kam, schlossen sie sich mit den jüngst verschmähten Fahnen an, und nachdem das Capitol erstiegen, zogen alle auf das Forum. Heller Mondschein und nächtliche Stille lagen zauberisch auf den einsamen Marmorsäulen und den Tempeltrümmern, welche die letzten Zeugen der alten römischen Größe sind; nur von fern tönte das Geräusch der Stadt hinein und verklang

und schwoll mit dem Rauschen des Nachtwindes in den alten Ulmen, welche ihre Wurzeln zwischen die Quadern der Via sacra und in den Mosaikboden zerstörter Tempel, schuttbegrabener Paläste treiben. Plötzlich warf sich in dieses schlummernde Campo santo todter Zeiten und begrabener Ideen die erregte italische Jugend von heute. Die rothen Fackellichter glühten an den hohen Säulen, den marmornen Architraven empor, hundert Rufe erschollen, alle Stichworte der Gegenwart wurden donnernd ausgeschrieen — und fanden ein Echo an den zerfallenden Römerbauten. Welcher Umschwung der Zeiten! Wie viele Jahre mußten verfließen, ehe auf diesem republikanischen Fleck Erde wieder der Ruf: „Freiheit" sich erheben durfte! Aber man rief nicht „Freiheit!" allein; man rief: „Freiheit und Fortschritt, Hand in Hand mit der Religion!" Man ließ den Staub der Väter leben, man jubelte der Geschichte zu, die hier begraben ist — es war ein feierliches Zeugniß, als wolle man die beschämen, welche in all dieser Bewegung nur Radicalismus und wurzellose, gottlose Schwindelei sehen. Nachdem sich die Begeisterung für die unerreichte Größe der Vaterstadt ausgetobt und alle heißen sanguinischen Wünsche der Fackelträger ihre Sprache gefunden, zog man nach Trastevere, vor den Palast des Fürsten Corsini, der prachtvoll erleuchtet war und vor dem sich das 1040 Mann starke Bataillon der Civica, welches Trastevere angehört, — ein verwegenes, tolles Corps!

— aufgestellt hatte. Der Fürst redete dort, oft von Thränen unterbrochen. Tief in der Nacht zog man heim. —

So feiert Rom die einzelnen Schritte zu seiner politischen Erhebung. Amnestie, Bürgerwehr, Municipium, Consulta — alles hat den ausschweifendsten Jubel erweckt. Was wird jetzt kommen? Hoffentlich eine Pause, um den gelegten Keimen Muße zur Entwicklung zu lassen.

5. Dezember.

Die Arena für die Tagespolitik in Rom ist der Corso. Da ist das Café de' belle Arti, wo Rauchfreiheit die meisten Deutschen zusammenlockt, da ist das Café nuovo im Palaste Ruspoli, der Sitz der unbestrittensten „Gesinnungs-Tüchtigkeit", da sind zehn andere dieser politischen Badestuben, jede mit einer Nomaden-Bevölkerung von anderer Farbe. Da sind ferner die geschlossenen Gesellschaften, unter denen der Circolo Romano mit seinen großen glänzenden Sälen, seinem sehr mäßig ausgestatteten Lese-Cabinette und der großen Anzahl fürstlicher oder berühmter Mitglieder den ersten Rang einnimmt. Graf Pietro Ferretti, der Bruder des Staatssecretärs, ist Mitglied dieses fortschritteifrigen Clubs und durch seine Stellung zum Hofe natürlich unschätzbare Quelle für Befriedigung löblicher Wißbegier und Theilnahme an den Dingen, über welche für andere Sterbliche der Isisschleier des Ministerial- und Amts-Geheimnisses ruhen bleibt. Auf dem Corso sind endlich die Tabaccharo's, die kleinen Cigarren-Läden, wo „Unione", „Pallade" und Flugblätter für diejenigen verkauft werden, welche nicht vorziehen, das an die Mauer des Palastes Chigi geklebte, Abends mit Wachsstümpfchen beleuchtete, Exemplar zu lesen und so ihre zwei

Bajocchi zu sparen. Auf dem Corso endlich laufen drei Austräger auf und ab und bieten, Abends mit qualmenden Fackeln versehen, die wunderbarsten Ereignisse, Sieg und Frieden, Bündnisse und Eroberungen, Revolten und Parlamentsreden, Alles zum selben Preise von fünf Pfenningen feil.

Heute führe ich den Leser von diesem Corso ab. Es gilt, sich in das Gewirre enger und schmutziger, doch darum nicht minder römischer, d. h. aus hohen Palast-Façaden, Kirchen und Klöstern zusammengesetzter Straßen zu wagen, trotz Geschiebe und Gedränge und Wagenrollen, durch eine dichte Bevölkerung von Pferden, Menschen, Maulthieren und Eseln — die deutschen Geographen nennen das eine „todte und menschenleere Stadt"! Wir schreiten über die Piazza Colonna, an der schönen Säule Antonin's vorüber, dem Pantheon zu, und dann herzhaft in das Gassengewirre, unter feuchten Baldachinen ausgehängter Wäsche, durch den Staub und Schmutz; denn hier ist Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit des Straßenkehrens offenbar noch lange nicht ins Volksbewußtsein übergegangen. Wir stehen nach zehn Minuten auf einem kleinen Platze vor einer hohen Kirchen-Façade: es ist Andrea della Valle, eine der Missionskirchen, in welchen um die Weihnachtszeit Priester aus allen Theilen der katholischen Welt nach dem Ritus ihrer Nation den Cultus üben. In der hohen Kuppel hat Domenichino seine schönsten Fresken gemalt,

das Chor hat Lanfranco mit vortrefflichen Darstellungen des Martyrerthumes des Apostels Andreas bedeckt, und jene Kapelle dort, welche Michel Angelo baute, ist geschmückt mit einer Bronze-Nachbildung seiner berühmten Pietà. Einer der elegantesten Schriftsteller Italiens und des sechszehnten Jahrhunderts, Johann della Casa, ist an jenem Pfeiler begraben; an einer andern Stelle ruht Gozzadino, der Neffe Gregor's XV., dem ein Astrolog weissagte, er werde im Gefängnisse sterben, was freilich bei der Fülle seiner Schulden durchaus nicht unwahrscheinlich war. Jedoch Gozzadino athmete frei auf, als sein Oheim Papst wurde; er war nun geborgen, wurde Cardinal und Nepote und starb — im nächsten Conclave, das noch zwei anderen Cardinälen das Leben kostete. Aber die Menschen sind mehr werth, als Steine, Gemälde und Bronzen, die Lebenden mehr werth, als die Todten, die Gedanken der Gegenwart mehr als alte Geschichten. Verlassen wir die Kirche und eilen zum Ziele, in das Kloster, welches sich der Kirche anschließt, in diese eigenthümliche stille Welt eines römischen Conventes. Da sind hohe, breite, gewölbte Corridore, groß, wie in Deutschland kein Königspalast sie hat, schwarz umrahmte Bilder gelehrter Cardinäle und großer Päpste an den Wänden, stolze, sanft geneigte Treppen mit Marmorstufen, hohe, offene Bogenwölbungen, durch welche man in den Klosterhof blickt, wo die plätschernden Brunnen wie um die Wette mit den

schlanken Lorbeerstämmen steigen und weiße Marmor-Statuen durch die von goldenen Früchten gebeugten Zweige der Orangenbäume glänzen.

Im Theatiner-Kloster Andrea della Valle haben wir nun eine jener breiten Treppen zu ersteigen, nur wenige Schritte an einigen Zellenthüren vorüber zu machen und wir stehen im sonnigen Studir- und Empfangzimmer eines Mönches. Es ist wie das Stübchen eines armen Gelehrten; vor uns ein Fenster nach dem Hofe hinaus, links Bücher-Repositorien in großer Ordnung, rechts an der grün gefärbten Kalkwand einige Heiligenbilder, welche — wir müssen es gestehen — von dem Kunsturtheile des Bewohners durchaus keine große Meinung einflößen. Der Boden ist mit Ziegelsteinen gefließt, der Luxus eines Teppichs nicht zugelassen; nicht einmal an Raum ist Luxus da, denn der Pater Don Joachim Ventura sitzt zwischen Sopha und Fensterwand knapp eingeengt hinter seinem Studirtische. Er selbst ist ein Mann in den Fünfzigen; eine festgebaute, nicht hohe Gestalt, mit prächtigem, großem Kopfe, breiter und gewölbter Stirn, schönen, schwarzbraunen Augen und einem kleinen Munde mit elegant geschnittenen schwellenden Lippen — vielleicht den beredtesten Lippen des Jahrhunderts! In seinem Wesen ist nichts, was den Mönch verräth, es ist ungezwungen, frei, offen, voll wohlthuender Höflichkeit, aber gebietend, wie an Herrschen gewöhnt.

Warum ich diese Zelle, diese Stirn, diese Lippen so genau beschreibe? Ich glaube, daß aus dieser Zelle eines der wichtigsten Documente zur Geschichte unserer Zeit hervorgegangen ist, daß unter dieser Stirn der Gedanke sich ausgeprägt hat, welcher vielleicht für Jahrhunderte das Programm der Politik der Kirche bilden wird. Dieses Actenstück heißt: „De l'attitude politique du Clergé dans les circonstances actuelles." Ventura hat es in Form eines Briefes an den Bischof von Digne *) in Frankreich gerichtet, mit dem Wunsche, daß dieser es sofort in Frankreich veröffentliche. Der Bischof aber muß Bedenken dabei gefunden haben. Die Veröffentlichung ist unterblieben. **) In der That, es wird großen Widerspruch finden. Die Einen werden den Verfasser einen Savonarola, die Anderen ihn einen „Metaphysiker" nennen, welcher politischen Radicalismus und kirchliche Orthodoxie verbinden wolle; der Jesuitismus aber, durch das in seine dunklen Gänge blitzende Licht erbittert, wird es an Intriguen wider den genialen Politiker der Kirche nicht fehlen lassen. Ventura sagt selbst in seinem Schreiben:

„Diese Sprache wird mich vielleicht für einen Revolutionär, für einen Feind der Könige gelten lassen.

*) Monseigneur Sibour, von Cavaignac unlängst zum Erzbischof von Paris ernannt.

**) Erst nach der Februarrevolution ist sie in einem südfranzösischen Blatte erfolgt.

Es beunruhigt mich nicht. Der Sohn Gottes hat, weil er das Volk liebte, Gleiches erduldet. (Est passé par là.) „„Seducit turbas.““ „„Hunc invenimus subvertentem populum.““ Wenn man das Volk liebt, muß man sich darauf gefaßt machen. Die Wahrheit ist: ich hasse die Könige nicht mehr, als die Völker; ich wünsche die Sicherheit der Einen, die Freiheit der Anderen, das Glück Aller durch die Religion.“

Trotz allem dem sind wir überzeugt, daß Ventura's Ansichten mit der Zeit einen immer größeren Anhang finden, daß endlich der fortdrängende Gang der Ereignisse den Clerus zwingen wird, dieses politische Glaubensbekenntniß als Norm und Canon seiner Stellung zum Staate anzunehmen. Es kann freilich lange dauern, bis der Jesuitismus so weit besiegt ist, aber besiegt werden wird er doch einmal, oder alle Zeichen der Zeit müßten trügen!

Ich gebe hier einen Auszug aus dem Briefe Ventura's, der mir eine Copie davon mittheilt; leider versagt er mir, einen wichtigen Theil desselben, welcher von der Unabsetzbarkeit des niederen Clerus handelt und gerade die geistreichsten und schlagendsten Stellen enthält, zu veröffentlichen.

Der Verfasser beginnt mit einem Danke für das Wohlwollen des Bischofes, der nie, wie manche seiner Collegen, Ventura's Absichten verkannt. Doch wolle er sich über die Verkennung nicht beklagen; habe doch

ein gleiches Geschick selbst der neue Moises, der große Papst, der gegenwärtig die Kirche regiere und das Entzücken und die Bewunderung der Welt bilde. „Ist es nicht wahr," fährt er fort, „daß ein französischer Bischof bei Erwähnung der Reformen Pius' des Neunten gesagt hat: „„Das ist alles sehr gut für einen Souverain; aber was macht er als Papst? Auf diesem Gebiete erwarten wir, daß er sich an's Werk macht!"" Als ob die politischen und administrativen Reformen Pius' IX. ihm nicht eben so gut, wie als Souverain, auch als Papst eine größere Freiheit und vollständigere Unabhängigkeit gewährten; als ob alles, was er in politischer Beziehung gethan, nicht auch in religiöser den allersegensreichsten Umschwung hervorgebracht hätte! Sie denken anders, Monseigneur, aber es ist durchaus nothwendig, daß Ihre Mitbrüder gleicher Ansicht werden. Erlauben Sie mir, in aller Demuth — denn ich weiß sehr wohl, daß ich ein Nichts bin in der Kirche — Ihnen meine Gedanken zur Prüfung vorzulegen.

„Der Haupt- und Grund-Irrthum, welcher in unseren Tagen so viele Geister auf die traurigsten Abwege gebracht hat, ist der, daß die katholische Kirche todt sei, oder wenigstens, daß sie sich nicht vertrage mit dem ersten und dringendsten Bedürfnisse des Jahrhunderts, dem Fortschritte und der Freiheit!

„Der Protestantismus stellte sich mit seinem Principe des liberum examen im Anfange als ein der Freiheit und der unendlichen Entwickelung des menschlichen Geistes günstiges System dar. Aber durch einen unbegreiflichen Widerspruch fordert der Protestantismus in seinem positiven Theile trotz der freien Prüfung nicht minder den Glauben an eine göttliche Offenbarung, an inspirirte göttliche Bücher, Symbole und Bekenntnisse, das alles im Namen von Consistorien, von Synoden ohne göttliche Mission und selbst im Namen der zeitlichen Gewalt, d. h. im Namen von Autoritäten ohne Autorität. So emancipirte man sich denn nach dem Principe der freien Prüfung vom Protestantismus bald wie vom Katholicismus, und wollte vom Könige so wenig wie vom Papste; man suchte außerhalb des Christenthumes, in der Philosophie, die Lösung der großen socialen Probleme, welche der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft uns aufbürdet.“

Nachdem Ventura nun die falschen Doctrinen erörtert, in welche die Philosophie sich verirrt, fährt er fort:

„Welches Mittel gibt es nun, jene Systeme, wie den Fourierismus, Communismus, Socialismus ꝛc., welche die Grundlage jeder Religion und jeder Gesellschaft untergraben, zu bekämpfen? Die Widerlegung durch die Presse ist im Allgemeinen ein mächtiges Mittel, den Irrthum zu bekämpfen, die Wahrheit zu rächen und auszubreiten. Aber da es sich hier um Irrthümer

in den Thatsachen (erreurs de faits) handelt, so kann man sie mit Glück nicht anders widerlegen, als durch Thatsachen. Man muß an jenen Philosophen denken, der, als ein anderer Philosoph die Bewegung läugnete, zu gehen anfing. So ist denn auch das sicherste Mittel, um den Irrthum: die Kirche sei todt oder Feindin des Fortschrittes und der Freiheit, zu widerlegen, die kürzeste Methode, die falschen philosophischen Systeme, welche aus diesem Ur-Irrthume fließen, in ihr Nichts aufzulösen, die: daß die Kirche gehe, voranschreite — denn die Todten rühren sich nicht —, daß die Kirche sich rund heraus für die Freiheit und den Fortschritt erkläre.

„Ja, ich gehe noch weiter, ich behaupte, daß jedes andere Mittel, jede andere Methode nicht das Mindeste tauge; daß Argumente aus Worten überhaupt nie etwas beweisen werden, so lange man mit einigem Anscheine von Wahrheit als Factum das Festsitzen des Clerus in veralteten Ideen, seine Feindseligkeit gegen die Bewegung des Jahrhunderts anführen kann.

„Hr. Mazzini hat in Paris zu Anfange dieses Jahres ein Buch unter dem Titel: „„De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne““, herausgegeben. In diesem Buche strengt er sich an, zu beweisen, daß Italien nie frei werden könne, und zwar wegen des Papstes: erstens, weil der Papst den Schutz Oestreichs nicht entbehren könne,

und zweitens, weil der Papst als Vertreter des absoluten Princips in der Religion nie liberale Principien in der Politik annehmen könne. Jemand schlug mir vor, dieses Buch zu widerlegen; ich weigerte mich dessen; so etwas zu widerlegen, entgegnete ich, vermag nicht ein Mönch und ein Buch, sondern nur ein Papst und eine That. Und das ist geschehen.

„Pius IX. hat den Blindesten bei Gelegenheit der Occupation von Ferrara bewiesen, daß er, gerade weil er Papst ist, von allen italienischen Fürsten allein mit Erfolg Oestreich widerstehen kann, daß Oestreich sich nie Italiens bemächtigen kann, so lange es einen Papst in Rom gibt mit seiner Macht und Hoheit. So ist die erste Behauptung Mazzini's widerlegt, und die zweite ist es durch die liberalen Reformen Pius' des Neunten. Mit ihm ist das „„junge Italien"" beseitigt. Pius IX. und die weisen Fürsten, welche in seine Fußstapfen traten, haben an die Möglichkeit glauben lassen, daß man politische Reformen erlangen könne, ohne den Blutpfad einer Revolution betreten zu müssen. Ich bin im Innersten meiner Seele überzeugt, daß, so lange Pius IX. und seine hochherzigen Alliirten die Bahn, auf der sie wandeln, verfolgen, eine irreligiöse und anti-monarchische Revolution, eine voltaire'sche Revolution in Italien unmöglich ist. — — —

„Man muß nicht glauben, daß in all den politischen und socialen Secten, all den neuen Doctrinen des

Tages nur Irrthum enthalten, daß sie nur verächtlich seien. Unter all der Spreu ist auch Weizen, in dem Miste sind Perlen, in dem Schmutze ist Gold. Mitten unter den verlorenen Seelen, die den Irrthum und das Verbrechen lieben, sind hochherzige Gemüther, schöne Charaktere, vortreffliche Naturen, welche nur die der Freiheit und dem Glücke der Völker feindliche Haltung der Kirche zur Kirche hinausgeworfen hat. All jenes Gold, all jene Perlen würden der Kirche wiedergewonnen sein, wenn diese eine christlich-freisinnige Haltung, einen progressiven Charakter annähme. Der Schmutz würde allein zurückbleiben, aber er würde die Völker nicht mehr verführen können. — — Glauben Sie mir, Monseigneur, die Völker wissen sehr wohl, was das sagen will: eine Revolution! Sie nehmen gewiß die Freiheit lieber von ihren Fürsten, aus den reinen Händen der Kirche, als aus den blutigen Händen der Empörung und der Anarchie!

„Die Sache der Freiheit ist übrigens Sache der Regierung selbst. Bei christlichen Völkern ist der Despotismus eine Unmöglichkeit geworden. Jede Macht, welche sich erhalten will, muß sich deshalb der unrechtmäßigen Attribute entledigen, mit welchen die Schmeichelei sie bekleidet hat. Jede Macht, welche dieses nicht will, setzt sich der Gefahr aus, dazu gezwungen und bei dieser Gelegenheit gebrochen zu werden.

„Eine Regierung, welche sich in Alles mischt, taugt

zu nichts. Eine Regierung, die Alles thun will, wird nur Uebles thun. Die stärkste Regierung ist die, welche am wenigsten zu thun hat. Die Centralisation ist der größte Feind der Macht. Man kann die ganze sociale Thätigkeit (action sociale) nicht in Einer Hand concentriren, ohne diese Hand zu schwächen. Dieser Satz ist nicht minder auf dem religiösen, als auf dem politischen Gebiete wahr.

„Deshalb, wenn man dem Despotismus schmeichelt unter dem Vorwande, die Autorität zu stützen; wenn man die Unterdrückung billigt unter dem Vorwande, die Ordnung zu vertheidigen; wenn man die Ungerechtigkeiten der Gewalt gut heißt unter dem Vorwande, die letztere geachtet zu machen; wenn man so handelt, sage ich, kräftigt man die Regierungen nicht, sichert sie nicht vor Revolutionen. Und der Clerus, der sich zu einer solchen gottesschänderischen Kriecherei im Namen der Religion hergibt, compromittirt aufs heillosesteste die Religion im Gemüthe des Volkes, ohne die Gewalt zu retten.

„Die Sache der Freiheit ist auch die Sache der Gerechtigkeit. Die Fürsten sind nicht die Einzigen, welche Rechte haben. Die Völker haben ihrer auch. Man muß die Rechte der Anderen achten, wenn man die eigenen geachtet sehen will. Die Gesellschaften gehen nicht anders zu Grunde, als durch die Fehler der Gewalt.

„Die Revolutionen fangen immer von oben an. Das Volk ist niemals der erste gewesen, der eine Empörung begonnen. Bevor die Völker sich gegen die Gewalt empört haben, hatte sich stets die Gewalt vorher gegen das Volk empört. Es gibt kein Beispiel, daß eine gerechte Regierung gestürzt worden wäre. Das Volk vergißt den Gehorsam nur, wenn die Gewalt die Gerechtigkeit vergessen hat. — Das Volk — die Classen, welche arbeiten und dulden, sind immer weniger verdorben, als die, welche genießen. Das Verderbniß des socialen Körpers geht immer von den höhern Classen aus: es sinkt nach unten, es steigt nicht von unten nach oben. Im Volke liegt immer der letzte Zufluchtsort der Tugend, wenn sie in den höhern Classen verfolgt und vertrieben wird.

„Die Kirche muß deshalb, wenn sie auch die Rebellion bekämpfen will, vor Allem die Sache des Volkes zu Herzen nehmen. Das ist ihre Mission in zeitlichen Dingen, ihre Kraft. Alle Päpste, alle Kirchenfürsten, welche die Vertheidiger des Volkes waren, sind stark und gewaltig gewesen und haben dadurch die Gewalten selbst, deren ungerechte Anmaßungen sie bekämpften, vor großen Erschütterungen bewahrt.

„Dieses Beispiel des Clerus würde auf die Gläubigen zurückwirken. Sie würden dadurch zum Eifer, ihre Bürgerrechte auszuüben, gespornt werden; sie würden sich bestreben, wie die Katholiken in England, Ir-

land, Holland, den vereinigten Staaten, nicht allein Christen, sondern auch Bürger zu sein, dem Staate sowohl wie der Kirche zu gehören! Das scandalöse Schauspiel, sie so unbekümmert zu sehen um die Ausübung ihrer bürgerlichen Rechte, von denen ihre religiösen abhangen, würde aufhören. — — —

„Die Sache der Freiheit ist selbst die Sache der wahren Christuslehre.

„Die Autorität ist nicht die Herrschaft. Christus hat das scharf unterschieden, indem er bei Matthäus XX. 25. sagt: „„„Principes gentium dominantur eorum. Non ita erit inter vos.... qui voluerit inter vos major fieri, sit vester minister....““ In diesen Worten liegt das Princip des christlichen öffentlichen Rechtes. Danach ist es die heidnische Gewalt, welche herrscht; die christliche Gewalt dient. Die „heidnische Gewalt sagt: „„Der Staat gehört mir““, die christliche: „„Ich gehöre dem Staate““. Man gehorcht der Autorität; man zittert unter der Herrschaft. Mit der Autorität hat man die Freiheit; die Herrschaft bringt nichts als Sclaverei hervor. Die Autorität ist das Band der Männer; die Herrschaft ist die Kette wilder Thiere. Die Autorität befiehlt; die Herrschaft knechtet; die Autorität rettet, die Herrschaft erniedrigt den Menschen und ruinirt die Gesellschaft.“ — —

Ventura geht nun zum Gallicanismus über, den er beschuldigt, diese Wahrheiten verfälscht und zur Bil-

dung einer politischen Herrschaft ohne Zügel und Controle, eines abscheulichen Absolutismus geholfen zu haben. Der große Name Bossuet's habe glauben machen, diese Doctrin einiger Hof-Bischöfe sei die Lehre der Kirche. Von da an habe man die Kirche als die Alliirte einer solchen scheußlichen Herrschaft betrachtet. Das sei eine der Ursachen, weshalb die Philosophie des 18. Jahrhunderts der Kirche so feindselig gewesen; sie habe die Kirche zu stürzen versucht, um leichter jener Herrschaft los zu werden, welche von der menschlichen Vernunft eben so wohl, wie von dem christlichen Bewußtsein verworfen werde. „Die französische Revolution", heißt es dann, „war nach meiner Ueberzeugung in ihrer allgemeinen und nationalen Ursache nur die blinde und verzweifelte Anstrengung eines im Grunde seines Herzens christlichen Volkes, die Gewalt in die Schranken zurückzudrängen, welche das Christenthum ihr gesetzt, sie wieder christlich zu machen statt heidnisch-gallicanisch. — — Was man der Revolution auch vorwerfen kann, man muß nicht vergessen, daß sich keine Gerechtigkeit von der Verblendung, keine Frömmigkeit von der Verzweiflung fordern läßt. Mitten in all dem Schlechten, ja, Dämonischen der Revolution war auch Gutes; das Gute in den Theorieen der Revolution aber war christlich...."

Ventura geht dazu über, die Doctrin von der „Allmacht des Staates" zu bekämpfen, welche mit dem

Satze, daß alle Bürger dem Staate gehören, aus der französischen Revolution stamme und durchaus heidnisch sei, da der Mensch Niemanden gehören dürfe, als Gott und sich selber; in den alten heidnischen Staaten Athen, Sparta, Rom habe man durch den Satz: die Frau gehört dem Manne, den scheußlichsten häuslichen Despotismus geschaffen, in modernen Staaten durch den Grundsatz: der Bürger gehört dem Staate, einen eben so abscheulichen öffentlichen Despotismus. Der Clerus habe den Beruf, mitzuwirken, um den Staat von dieser heidnischen Doctrin zu befreien. Dann wird nachgewiesen, wie die Sache der Freiheit auch die Sache der Religion sei, wie die Religion nur in England und den amerikanischen Staaten Tag für Tag die gewaltigsten Fortschritte mache, wie sie überhaupt nur blühen könne durch die Freiheit. Das sei so klar, daß die Voltaireaner auch nicht mehr sagten: wir wollen die Freiheit, sondern: wir wollen die Vernunft. Aengstliche Gemüther fürchten die Freiheit, z. B. die des Unterrichts; sie besorgten, es würden neben den christlichen sich auch atheistische Schulen bilden. Aber wahrhaft christliche Schulen würden nie die Concurrenz atheistischer zu fürchten haben. „Die freie Wahrheit hat nichts zu fürchten von der Freiheit des Irrthumes!“

Ventura bekämpft sodann die Behauptung, der Priester habe sich gar nicht um Politik zu kümmern;

denn die eigentliche Politik sei die Wissenschaft der socialen Pflichten, die Pflichten aber gehörten in das Gebiet des Priesters. Wenn der Priester dem politischen Kampfe, dem politischen Leiden seiner Gemeinde theilnahmlos zusehe, so werde er allen Einfluß auf dieselbe verlieren. Die Religion müsse alle politischen Bewegungen leiten, damit sie nicht in Unordnung und in Blutvergießen ausarteten.

Hier wäre nun die Stelle, inhaltschwere Fragen aufzuwerfen, z. B. ob Ventura die Priester als Individuen mit individueller Ueberzeugung oder den Clerus als Corporation mit von oben her anbefohlenem Glaubensbekenntniß an der Politik Theil nehmend wissen will. Aber wir beabsichtigen nicht, mit ihm Debatten anzuknüpfen, wir wollen von ihm das politische Programm hören, welches er dem Clerus entwirft. Er tritt diesem Vorsatze näher, indem er fortfährt: „Wenn der Clerus unmittelbar nach der Juli-Revolution, statt sich zur Seite zu drücken und außerhalb jeder socialen Bewegung zu stellen, statt sich hinter gewisse Vorurtheile zu verschanzen und in eine Art von politischem Quietismus zu versinken, sich unter das Volk gemischt, sich mit der Nation identificirt hätte, um die Erfüllung der Verheißungen der neuen Charte, die Aufrechthaltung und Entwickelung aller öffentlichen Freiheiten zu verlangen, wenn er, außerhalb jeder politischen Partei, neben den religiösen auch die nationalen Interessen frank

und frei zu den seinigen gemacht und laut vertheidigt hätte; wenn er sich nicht allein für die Religion, sondern auch für die Ehre, die Macht, das materielle Gedeihen Frankreichs eifersüchtig besorgt gezeigt hätte: dann hätte er das Mißtrauen der neuen Regierung vertilgt, das Vertrauen und die Zustimmung aller nationalen Männer gewonnen, die Freiheit des Unterrichtes erlangt, manche Erschütterung, manchen Scandal der neuen Ordnung der Dinge erspart — dann würde er endlich ganz anders groß und geachtet sein. Sie sehen, Monseigneur, ich genire mich nicht. Meine Politik ist rund heraus, und diese Politik sollten alle Männer der Kirche haben!

Aber was der Clerus nicht gethan hat, das kann, das muß er in Zukunft thun. Jetzt freilich wird man sagen: Diese späte Bekehrung des Clerus zur Freiheit ist nicht aufrichtig; jetzt will er die Freiheit zu seinen Gunsten ausbeuten, wie er einst zu seinen Gunsten den Despotismus ausgebeutet hat. Solches Vorurtheil wird er besiegen müssen und er wird es leicht können, wenn er kein einziges Privilegium für sich in Anspruch nimmt; wenn er aufrichtig die Emancipation der Intelligenz und des Gewissens von der zeitlichen Gewalt fordert, wenn er mit ganzer Seele der Sache der Freiheit für Alle und in Allem sich hingibt; denn alle Freiheiten hangen zusammen, wie aller Despotismus, und der, welcher sie nicht alle will, wird nie glauben machen, daß er aufrichtig eine einzelne wolle.

„Zuerst, man darf nicht sagen können, daß der Despotismus, aus dem Palaste und vom Markte vertrieben, sich in die Sakristei und die Kathedrale geflüchtet habe. Man muß den Priestern die Freiheiten lassen, welche ihnen die Canones und die Charte gewähren, z. B. die Freiheit der Presse. Es ist absurd, daß, wie es in Frankreich der Fall ist, ein Priester von irgend einem Generalvicar sich verbieten lassen soll, etwas drucken zu lassen, oder sein Manuscript unter Strafe der Interdiction einer Episcopal-Censur vorzulegen! Mag ein solches Manuscript immerhin nichts enthalten, was die Sitten, die Religion, die Disciplin verletzt, es reicht hin, daß es nicht nach dem Geschmacke, nach den politischen Ansichten des Herrn Bischofes ist, und es wird unerbittlich verworfen! Soll denn der Priester allein von allen Bürgern außerhalb des Gesetzes stehen und vom Rechte Aller ausgeschlossen werden? Die Arbeiten des Geistes sind für den Menschen, was die Bewegungen für das Wasser — sie bewahren es vor Fäulniß. Ohne die freie Presse würde Frankreich in den Abgrund einer furchtbaren Verderbniß fallen und trotz seiner äußeren Bildung auf den letzten Grad der Barbarei versinken. Das Christenthum aber will zum Geiste erheben. Deshalb ist es die Pflicht der Kirche, die Freiheit der Presse unter ihren Schutz zu nehmen. — — — —

„In unserer Zeit vor Allem, nachdem die Völker so viel vom Despotismus zu leiden gehabt haben, neh-

men sie die Religion nur noch von den Händen der Freiheit. Das beste Mittel, die Ungläubigen zum Christenthume zu bekehren, ist, indem man die Freiheit predigt, Freiheit im Bunde mit der Ordnung. Man blicke auf Pius IX. Durch die Freiheit, welche er gegeben, hat er in seinen Staaten die Antipathie und Erbitterung aufhören machen, welche gegen die kirchliche Gewalt und dadurch auch gegen die Kirche herrschte. Wie oft habe ich nicht Leute aus dem Volke rufen hören: Wir waren alle Juden; Pius IX. hat uns wieder zu Christen gemacht! So hat Pius IX. in einem einzigen Jahre mehr gethan für die Bekehrung der Völker, als alle Missionäre, alle Prediger, alle Apologisten zusammen genommen!

„Diesen Triumph aber, den der Papst in der ganzen Welt feiert, wird der Bischof in seiner Diözese, der Pfarrer in seiner Gemeinde erringen, wenn er denselben Weg wandelt. Wie die göttliche Gnade zum Menschen, muß die Kirche sich zum Jahrhunderte niederlassen. Sie muß alle seine Ideen, seine Instincte, alle seine Neigungen, die nicht unchristlich sind, theilen. Sie muß voranschreiten mit dem Jahrhunderte, wenn sie nicht will, daß das Jahrhundert ohne sie schreite, wider sie schreite. Wehe dem Clerus, von dem man sagen kann: Er ist ein Anachronismus in unserer Zeit! Der Priester soll der Mann Gottes bleiben, aber auch der Mann des Jahrhunderts werden! — —

Ich höre hier auf, um meine Mittheilung nicht über alles Maaß auszudehnen. Gewiß, eine solche Sprache, die an die glorreiche Zeit der Kirche erinnert, in welcher jener beredte Mönch von Clairvaux an Papst Eugen III. mit gleicher Unumwundenheit Vorstellungen richten durfte, ist eines der schönsten Resultate der Bewegung der Geister, welche Pius der IX. hochherziges Auftreten zu Tage gerufen hat.

(Ob Ventura noch jetzt, nach der Februarrevolution, seinen Brief von Anfang bis zu Ende unterschreibt? Ich weiß es nicht. Uebrigens hat er die Befriedigung gehabt, jüngst den Clerus Frankreichs nach seinem Sinne handeln zu sehen. Derselbe Clerus, der sich den Bourbonen der älteren Linie so anhänglich, der Julidynastie und der neuen Ordnung der Dinge nach 1830 so abgeneigt zeigte, hat sich 1848 auf der Stelle der Republik angeschlossen. Vielleicht war der Geist Pius IX. und seines Freundes Ventura nicht ohne Einfluß darauf. Jedenfalls aber darf man die Grundsätze, welche der geniale Theatiner ausspricht, der seitdem Pair von Sicilien und Archimandrit von Messina geworden ist, nur auffassen, als sich auf die Haltung des Clerus gegenüber den politischen Verhältnissen beziehend. Wie sieht es aber mit der Anwendung seiner demokratischen Grundsätze auf die Kirche selber, auf ihre Entwickelung, auf ihre eigene Politik im Inneren aus? Sollte da der orthodoxe Mönch nicht in Widerspruch mit sich selbst gerathen?

Kann die Kirche sich mit demokratischen Grundsätzen tränken, sie, die aristokratisch-monarchisch gegliederte mit dem lebendigen „von Gottes Gnaden" an der Spitze? Kann ihre Aristokratie der Frömmigkeit Hand in Hand gehen mit der demokratischen Gleichmacherei? Wird sie nicht viel eher suchen müssen, sich mit der Aristokratie der Intelligenz zu verbünden, da sie ja das geistige Element auf Erden vertreten und wahren soll?

In der That, in der Versöhnung und Verbindung mit der Intelligenz der Zeit, glaube ich, hat die Kirche die Aufgabe ihrer Zukunft zu sehen. Sie war einst groß durch diese Verbindung; als sie dieselbe fahren ließ, wurde auf ihre Kosten der Protestantismus durch eine solche Verbindung groß.

Der Protestantismus leidet an einer tödtlichen Krankheit; er löst sich auf, nicht durch Ketzereien, nicht durch siegreiche ihn befehdende Gegner — nein, durch die Consequenzen seines eigenen Princips: darin liegt seine Unheilbarkeit. Den Augenblick der Auflösung aber beschleunigen die neuesten Weltereignisse. Kirche und Staat haben, wie ein streitsüchtiges Ehepaar, so lange in Hader und Befeinden zusammen gelebt, daß man, an der innigen Versöhnung verzweifelnd, zu dem traurigen und verkehrten Auskunftsmittel greift, sie völlig zu trennen. Das wird dem Katholizismus eine ungeahnte, neue Kraft, dem Protestantismus einen furchtbaren Schlag geben.

Wie hätte die Kirche diese Lage der Dinge zu benutzen? Wenn sie von ihrem Rom aus, wo man so erhaben die Welt unter sich erblickt, die religiösen Verhältnisse des Jahrhunderts prüfend überschaut, so muß sie sich gestehen, daß es sich nicht mehr wie einst um den Streit großer Confessionen handelt, daß sich die Gläubigen des einen Lagers und die Gläubigen des andern Lagers, der Autorität und des liberum arbitrium, nicht mehr voll Haß und kämpfend gegenüberstehen. Was sie beide trennt, das kann jetzt nicht mehr eine tödtliche Feindschaft sein, es sind Mißverständnisse geworden im Vergleich zu dem schlimmeren Gegner, den beide Parteien zu bekämpfen haben, und der in sie ein Schutz- und Trutzbündniß zusammenzwingt.

Oder ist es nicht wahr, daß sich im neunzehnten Jahrhundert eigentlich nur noch die Gläubigen, die, welche einer bestimmten Confession mit positivem Inhalt, mit äußerlich sichtbaren Cultusformen, anhängen, auf einer Seite, — auf der andern aber die Ungläubigen, die Materialisten, die Pantheisten u. s. w. in zwei großen Gruppen gegenüberstehen?

Ich glaube, dies Verhältniß in's Auge zu fassen und es zu benutzen, das wäre die Politik der Kirche, nicht aber sich unbedingt der Demokratie in die Arme zu werfen, mit welcher ihr innerer wesentlich exclusiver Geist in Widerspruch ist, und welche ihr nie ganz trauen wird.

Die Aufgabe der Kirche wäre, sich unbedingt an

die Spitze der einen jener beiden Gruppen zu stellen und was innerhalb dieser Gruppe ihr noch abhold ist, aber immer rathloser auseinander irrt, sich zu versöhnen und an sich zu ziehen. Das, glaube ich, könnte sie, wenn sie ihren Dogmatismus von so vielen Schlacken reinigte, welche, ohne wesentlich zu sein, die Christuslehre entstellen; wenn sie so manche noch dem Geiste des Jahrhunderts hohnsprechende Möncherei auskehrte — wenn sie der Intelligenz unsrer Aera näher träte.

Zur Erreichung dieses Zieles ist freilich auch ihre Haltung dem Staate gegenüber vom wesentlichsten Einflusse; und hier ist Ventura's Programm sicherlich das einzig richtige — das Programm, welches in zwei Worten zusammengefaßt heißt: sich auf das Volk stützen. Ein anderes aber ist es, sich auf das Volk stützen, ein andres sich an die Spitze des Volkes in seinen Kämpfen stellen. Ein solcher Kampf, — und darin scheint Ventura den Clerus als Fahnenträger sehen zu wollen — kann nicht dessen Aufgabe sein. Ventura möchte den Clerus populär in Europa machen — er möchte ihn deshalb, in die Vorhut der politischen Bewegungen einschieben — aber unmöglich ist da seine Stelle, weil seine politische Wirksamkeit doch immer nur eine secundäre sein darf. Er mag folgen, schützen, verfechten — aber nicht angreifen; er darf nicht aus den Augen verlieren, daß seine innerste Natur eine conservative ist.)

7. Dezember.

Ich war gestern bei Ventura, um mit ihm über seinen Brief zu reden. Leider waren eine Menge von Besuchern da, unter andern der Fürst Gaetani Teano, der geistreichste Mensch, den ich je habe sprechen hören — seine Reden sind, als seien die glänzendsten Seiten aus den Schriften Jean Paul's in Conversation aufgelöst, so voll Humor, Belesenheit, schlagender Vergleiche und frappanter Bilder sind sie. Ich wollte Ventura fragen, wie er denn den Clerus zur Demokratie sich gestellt denke, wenn im Laufe der politischen Entwickelung Italiens die Demokratie den Nachfolger Pius des Neunten hindere, mit der Besitznahme des Laterans den Thron des Kirchenstaats einzunehmen? Der Liberalismus Italiens droht trotz Gioberti der weltlichen Herrschaft des obersten Pontifex ein Ende zu machen. Wir könnten ja den Bruder des Papstes, den Grafen Mastai, kommen lassen, und ihm die weltliche Herrschaft Roms übergeben, sagte mir neulich ein Verehrer Pius des Neunten. Ich glaube, Ventura ist der letzte, der eine solche Wendung der Dinge geduldig ertrüge.

Würde bei einer solchen Eventualität das liberale Frankreich den Papst gegen seine Unterthanen schützen? würde es nicht wenigstens, wenn es einwilligte, sich diese Intervention theuer bezahlen lassen? würde das protestan-

tische England helfen, das sich um die Gunst der Italiener bewirbt, weil es fühlt, daß die Geschichte es von der westlichen Hemisphäre fortdrängt und es im Osten Eroberungen suchen muß, die seinen Verlust im Westen ersetzen? Beiden kann der römische Stuhl nicht trauen, beide werden den Fürsten Italiens feindlich werden, sobald die Völker die Ueberhand bekommen: Rossi betheuert schon jetzt ängstlich seine und seines Meisters Guizot Sympathien für die Volkssache in Italien und Lord Minto ruft vom Balcon des Circolo Romano herunter: „viva l'independenza italiana!“ Da bleibt also nur Oestreich zum Schutze übrig. Aber Oestreich sucht Ihr ja Alle mit unsäglicher Wuth aus Italien zu vertreiben! Wer bleibt dann als Stütze des päpstlichen Thrones?

Mich wundert, daß die römische Curie bei der jetzigen Lage Italiens nicht an die Schöpfung einer neuen Macht, mit der sie ein stützendes Bündniß eingehen könnte, gedacht hat. Es heißt, in die Hände des Cardinals Franzoni, des Präfecten der Propaganda, flössen aus allen Ländern, wo Katholiken mit andern Confessionen gemischt leben, Berichte über den öffentlichen Geist, über Verhältnisse, über hervorragende Persönlichkeiten zusammen. Was enthalten die Berichte, die aus Deutschland kommen? Steht nichts darin von der tiefgehenden Unzufriedenheit des deutschen Volkes über seine Zerrissenheit, über die klägliche Rolle, die es im

Auslande spielt, über den Mangel an einheitlicher Handelspolitik u. s. w. u. s. w.? Vielleicht keine fünf Jahre mehr und das deutsche Volk erinnert sich, daß es ein einziges Volk ist und sehnt sich wieder nach seinem alten Kaiser*) zurück. Das zu ahnen, die Idee auszusprechen, sie zu fördern, einem Volke seinen schlummernden Wunsch zum Bewußtsein und zur Verwirklichung bringen zu helfen — das würde den Clerus an die Spitze einer Bewegung stellen, die ihn so populär machte, wie Ventura ihn sehen will, ohne ihn zu compromittiren. Und dann in Papstthum und Kaiserthum, den alten Säulen der Weltordnung, zwei conservative Angelpunkte inmitten der europäischen Bewegung hinstellen, die stürmisch genug werden kann, wenn Metternich und Louis Philipp sterben — das wäre eine Idee, eine Politik, zu befolgen für die römische Curie!

Ich sprach heute von dieser Idee mit Orioli.

Da haben Sie nichts zu fürchten und nichts zu hoffen, sagte der berühmte Professor — Pius IX. haßt es, wenn man ihm sagt, seine lediglich für seine Lande berechnete Hauspolitik übe Einfluß nur auf die Nachbarstaaten, nur auf Italien aus. Er will nichts sein als Vater seiner Unterthanen und priesterlicher Hirt seiner Heerde — Niemand kann weiter davon entfernt sein, politische Pläne zu verfolgen, als er.

*) Das wurde geschrieben im Dezember 1847: ich glaubte Wunders, wie kühn zu sein, als ich fünf Jahre schrieb!

Dies wird in der That durch Alles, was man über Pius IX. vernimmt, bestätigt. Seine Politik ist der Wunsch, wohlzuthun; er hat gar keine Politik, nur Liebe, und vielleicht ist das für einen Papst die beste. Je mehr er sich gestehen muß, daß die Völker bedrückt und despotisirt wurden, desto weiter öffnet er ihnen seine Hand. —

Es war im Salon der Fürstin Belgiojoso, daß ich mit Orioli über diese Dinge sprach. Er hatte mich hingeführt und mir war nichts willkommner, als in der berühmten Frau ein Echantillon des liberalsten Liberalismus Italiens kennen zu lernen. Ich muß gestehen, es war nicht viel Neues und Interessantes. Die Ideen dieser Partei sind nichts als die aus Frankreich stammenden des äußersten Radicalismus, die hier in Italien wiedergekäut werden, wie sie in Deutschland wiedergekäut werden, nur mit dem Unterschiede, daß sie dort lächerlicher sind, weil sie unendlich größere Anomalien mit den bestehenden Zuständen bieten, als bei uns. Die Fürstin Belgiojoso war verbannt, sie hat um der Freiheit ihres Vaterlandes willen gelitten und man kann ihr deshalb einige Heftigkeit der Auffassung zu Gute halten: widerwärtig wird aber diese Partei, wenn Männer wie Guerazzi in Livorno, Sterbini in Rom, Saliceti in Neapel, die Mazzinis u. s. w. sie verfechten. Die Polemik, welche diese Leute gegen die Partei des „Rechtsbodens", gegen Gioberti, Azeglio, Balbo führen,

ist in einem Lande wie Italien, wo durchaus erst die Fundamente und unteren Schichten des gesellschaftlichen Gebäudes einer Revision bedürfen, ehe man an den Ausbau des Giebels aus kosmopolitischem und republikanischem Material denken kann, wahrhaft lächerlich. Italien kann keine andere Zukunft haben, als die, welche Pius IX. langsam ihm anbahnt, gestützt auf den öffentlichen Geist, wie ihn Azeglio, Gioberti vertreten. Die Giebelpolitik ist hier wie überall Unsinn. Sollte die Partei Mazzini's in Italien einen Augenblick siegen, so würde ein grauenhafter Wirrwarr und dann eine Reaction erfolgen, welche alle Errungenschaften wieder auf's Spiel setzte. Dann würde es heißen, bei Pio Nono's Politik von neuem anzufangen, und so wird Pio Nono immer der Angelpunkt der italienischen Zukunft sein.

Interessanter als ihre Politik war mir die Persönlichkeit der Fürstin. Ihre Gestalt ist von großer Eleganz und obwohl nicht jung mehr, wäre sie doch noch immer schön zu nennen, thäte ihr entschiedenes Wesen nicht der weiblichen Anmuth Eintrag. Sie führt vollständig das Leben einer emancipirten Frau, ist von ihrem Gemahle geschieden und thut den Neigungen ihres Herzens, wie es heißt, keinerlei Zwang an. Weshalb aber Alles sie einstimmig preist, das ist die Art wie sie ihren Reichthum zu Wohlthun, besonders zur Unterstützung politischer Flüchtlinge anwendet. Den berühmten aber unglücklichen Geschichtschreiber A. Thierry

soll sie Jahre lang mit der aufopferndsten Sorgfalt wie eine Schwester gepflegt haben. Sie ist der ausgeprägteste Typus jener südlichen, besonders französischen Frauennaturen, welche durch Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen sich so weit von unsern deutschen Frauencharakteren unterscheiden, deren mehr secundäres Wesen wir vielleicht mit Recht, vielleicht auch mit Unrecht — als „echt weiblich" liebenswürdiger finden und das jedenfalls für uns Männer bequemer ist. So spricht die Belgiojoso z. B. zuweilen öffentlich in Kaffeehäusern, und nimmt Feten an, welche ihr der Circolo Romano bereitet und wobei sie die einzige anwesende Frau ist — uns scheint das gräulich — die Römer bringen ihr nichts destoweniger Fackelzüge und Vivats.

8. Dezember.

Ich habe der Partei des „Rechtsbodens" in Italien erwähnt. — Ihr Hauptvertreter — wenigstens ihr liebenswürdigster und geistreichster, ist der Schwiegersohn Manzoni's, der Marquis Massimo d'Azeglio. Er war heute bei mir, schon in frühester Morgenstunde. Diese Italiener stehen fürchterlich früh auf und sind dann den ganzen Tag über nicht zu Hause zu treffen — bei Azeglio ist das um so unangenehmer, da er thurmhoch am Ende der via dei Convertiti wohnt. Azeglio ist eine hohe schlanke Gestalt. Er ist eigentlich Dichter und hat die literarische Laufbahn mit Schöpfungen im Gebiete des historischen Romans begonnen, unter denen Hettore Fieramosca das genannteste Werk ist. Aber schon früh benutzte er das Gewand des Romanes, um unter dieser Hülle politische Ideen in Umlauf zu bringen, welche ohne dieselbe geächtet worden wären. Er ist von Geburt ein Turiner; aber die edle Haltung seiner hohen Gestalt, das große blaue Auge, in welchem eine eigenthümliche anziehende Milde liegt, geben seiner Persönlichkeit ein durch und durch deutsches Gepräge. Seine erste rein politische Schrift war, wenn ich nicht irre, eine Broschüre: „Degli ultimi casi di Romagna," welche, in den letzten Monaten der Regierungszeit Gregor's

XVI. erschienen, dem Verfasser natürlich das Exil zuzog. Nach der Thronbesteigung Pius' IX. kehrte Azeglio nach Rom zurück und gab ein „Lettera al Professore Fr. Orioli" heraus, welche sich besonders über das am 15. März dieses Jahres erschienene Censur-Gesetz verbreitete, aber mit ihrer Bescheidenheit in politischem Verlangen keine gute Stätte finden konnte in einem Zeitpunkte voller Aufregung. Massimo d'Azeglio wollte darthun, daß ein gutes Censur-Gesetz eine Unmöglichkeit sei; denn man könne wohl eine Reihe von Worten, nicht aber eine Reihe von Gedanken verbieten, da sich ein bestimmter, fester Inder von Ideen und Tendenzen gar nicht machen lasse, jedes Gesetz aber, welches nicht bestimmt und fest ausdrücke, was es wolle, ein ungerechtes sei. Deshalb, sagte Azeglio, sei das Tadeln und die Unzufriedenheit darüber, daß etwas schlecht ausgefallen, welches gar nicht habe gut ausfallen können, unvernünftig. Im vorliegenden Falle sei es auch ungerecht, diese Ungerechtigkeit aber desto größer, weil sie sich gegen Pius IX. richte. Diese Worte fanden damals, da man gar keine Censur wollte, wie gesagt, keine gute Stätte; aber desto mehr Beifall erntete Azeglio's Programm der National-Meinung. Dies Buch ist zur Charakterisirung der ganzen jetzigen Bewegung Italiens vom größten Werth. Er begann darin mit einem Rückblicke auf die frühere nationale Bewegung. Er wies auf den Fortschritt hin, der in

dem Verlassen geheimer Verbindungen, in dem Aufgeben alles Vertrauens auf die rohe Gewalt zu Gunsten der Freiheit liege. Man habe zum Glück heute erkannt, daß die „öffentliche Meinung" der große Hebel des Fortschrittes sei. Um nun diese öffentliche Meinung ganz zu gewinnen, sei es nöthig, Grundsätze anzunehmen, welche möglichst wenig Interessen verletzen. Die Wünsche Italiens articulirte Azeglio, nachdem er von dem Drange der Zeit zu repräsentativen Verfassungen gesprochen, im Einzelnen also:

Eine gute Organisation der durch Volkswahl eingesetzten Provinzial- und Communalräthe.

Einführung eines guten militärischen Systemes, sowohl für die Linientruppen als die Nationalgarde, mit der möglichsten Uebereinstimmung der verschiedenen Staaten unter einander, damit das Ganze eine Bürgschaft sei für die Unabhängigkeit der Fürsten.

Reform der Gesetzbücher, indem man sie von den Ausnahme-Regeln und Privilegien säubert; Einführung der Oeffentlichkeit der Verhandlungen und des Urtheiles durch Geschworene — wobei wiederum die italienischen Staaten so viel wie möglich Uebereinstimmung zu erzielen haben.

Eine fortschreitende Verbesserung der Preßgesetze und besonders Garantie ihrer unparteiischen und pünktlichen Anwendung.

Die Ausführung eines allgemeinen Eisenbahn-

Systemes, welches die allgemeinen Interessen der Halbinsel fördert.

Mittel, um den Handel von den zahlreichen Hemmnissen der Mauthen, der Barrieren und der Visitation, welche ihm so verderblich sind, zu befreien; sodann Annahme eines allgemein gleichen Münzfußes, so wie gleichen Gewichtes und gleichen Maaßes.

Verbesserung der Studien, indem man sie ausdehnt, kräftigt und den jetzigen Bedürfnissen anpaßt. Einführung desselben Systemes auf den verschiedenen Universitäten, damit in jedem Staate die gegenseitige Gültigkeit der vollendeten Studien anerkannt werde; sodann die Erziehung der unteren Classen.

Fortschritt der Gesetzgebung, so wie pünktliche und unparteiische Anwendung der Gesetze von Seiten der Obrigkeit.

Conservativer noch als Azeglio ist dessen Freund, und wenn ich nicht irre naher Verwandter, Graf Cesare Balbo in Turin, dessen Liberalismus sich fast auf die Feindschaft gegen Oestreich zu beschränken scheint. Wenn man die ganze italienische Bewegung in den Hexenkessel des Radicalismus wirft, so muß man gewiß ausnehmen diesen scharfen, festen, aber christlich-salbungsreichen Grafen Cesare Balbo, der in seiner letzten Broschüre, „Alcune prime parole sulla situazione nuova dei popoli Liguri e Piemontesi“, eine Art von Stolz des Gehorsams an den Tag legt, die bei einem politi-

schen Schriftsteller unserer Zeit als vollständiger Anachronismus erscheint; er sagt z. B.: Quella patria Italiana, che (lo diciamo con premeditata superbia) ha forse pochi cosi vecchi e constanti servitori, come noi! Nein — die Wortführer des heutigen Italiens haben einen ganz anderen Fehler als den, zu radical zu sein. Die lange Trauer, die über Italien lag, der Druck, das todte Schweigen hat ihre Herzen zu weich gestimmt. Die unmännliche Milde, welche wir in Silvio Pellico wohl um ihrer Christlichkeit willen verehren, aber kaum begreifen können, ist in Italien nichts Vereinzeltes. Wir finden sie wieder in einer großen Menge der Politiker des Landes. Diese Männer sind so sehr daran gewöhnt, von ihren Fürsten nur Feindseliges zu erwarten, daß sie jetzt, wo jene die Bahn der Reformen betreten, von einer Dankbarkeit überfließen, die ihren Herzen Ehre macht, aber sie kurzsichtig erscheinen läßt. Sie befinden sich in fortwährender Rührung über die Gnaden, welche sie erhalten, und im Enthusiasmus des Augenblickes. Im Festgenusse der Gegenwart, in den Exclamationen der Unterthanen-Treue vergessen sie, zu untersuchen, was ihnen geworden: ob eine Gnade oder ein Recht, ob ein festgestelltes, gesichertes oder ein wandelbares Gut! Sie denken nicht an die Zukunft, nicht an die eigenen Söhne und nicht an die ihrer „Reformatoren-Fürsten." Einem Deutschen muß das vor Allem auffallen. Welch ungeheurer Unterschied

liegt in der schweigenden, mißtrauischen Kälte, womit bei uns das Patent vom 3. Februar 1847 aufgenommen wurde, und dem rasenden Jubel, welchen hier die kleinste Bewilligung, die Abschaffung irgend eines seit einem Jahrhunderte gerichteten Mißbrauches erregt! — Doch es mag sein, daß darin mehr Politik liegt, als es scheint.

12. Dezember.

Unser Freundeskreis hat sich aufs schönste erweitert. Ein junger Poet aus Deutschland, ein weltfahrender Geheimrath und „illustre Prussiano“, wie die Pallade bei der Meldung seiner Ankunft sagt, dann Wilibald Alexis mit Gemahlin und eine liebenswürdige Familie aus meiner Heimathstadt Münster sind hier angekommen. Wir schwärmen den Tag über gemeinsam umher, im Vatican, in den Palästen oder unter den Ruinen Roms und der Campagna. Rom hat zum Glücke nichts Zerstreuendes, sonst wäre es nicht möglich, alle diese Eindrücke zu bewältigen, welche der Reihe nach an solchen Wandertagen an uns vorübergehen. Genußreiche Abende werden zugebracht in einem schönen pompejanischen Saale der Via dei Pontefici, wo ein gastlicher alter Herr aus Dänemark eine bunte Gesellschaft von Diplomaten, Künstlern und Fremden aller Nationen versammelt und alle Hörer Fräulein von Thyggesens hinreißendes Pianofortespiel entzückt. Einer der Hauptreize Roms ist der Reichthum an interessanten und charakteristischen Gestalten, welche hier aus allen Weltgegenden zusammenströmen, im „Salon der Nationen“. Welche psychologische Studien ließen sich hier machen, welche biographische Analysen, welche Charakterbilder entwerfen,

welche Fülle von Stoff ließe sich für den Romanschreiber einsammeln!

Dort, an eine Säule gelehnt, steht ein schlanker junger Irländer, schwarzen Haares, mit dunklen glühenden Augen. Der Mensch ist ein verkörpertes Shelley'sches Gedicht. Er ist für sich allein eine ganze Freimaurergesellschaft. Im Besitze eines großen Vermögens und eines noch größeren Schatzes von Kenntnissen, ohne daß man begreift, wie er sie in seinem kurzen Leben hat einsammeln können, durchreist er die Welt, um Propaganda zu machen für seine Ideen, welche die der höchsten Humanität, eines vergeistigten Cultus des Kosmopolitismus sind. Diese Reisen haben ihn öfters schon nach Rom geführt. Als er das erste Mal hier war, hat er von den Wundern der ewigen Stadt nichts besucht als das Colysäum. Er hält es für Unrecht, nachdem er diese ungeheure Schöpfung gesehen und solch ein großes Bild antiken Daseins in seinen Geist aufgenommen, den Eindruck durch das Anschauen anderer Monumente zu stören. Bei seinem jetzigen Aufenthalt in Rom sieht Mister B. blos den Vatican.

Eine merkwürdige Figur ist jener kleine freundliche Geistliche dort. Es ist Abbate Santini. Hinter der Piazza Navona, in seinen kleinen bescheidenen Stübchen, hat dieser Mann einen Schatz zusammengetragen, wie nicht leicht irgendwo ein zweiter sich findet. Es sind die Werke aller alten Maëstros und Componisten,

welche die schönen Zeiten des sangreichen Italiens verherrlicht haben. Neben seinen Musikalienschränken hat er eine bunte Reihe von stattlichen Fracturschrifttafeln unter Glas und Rahmen aufgehängt, worauf in lateinischem Lapidarstil der Tag und die Stunde gefeiert werden, in welcher irgend ein berühmter Musiker, wie Liszt, wie Thalberg, ihn und seinen Schatz zu sehen gekommen sind. An jedem Donnerstag versammelt er eine Gesellschaft Dilettanten um sich: dann erwachen die Geister Palestrina's, Marcello's aus ihrem Todesschlummer und in der Stube des armen Vicars schwingen sich die Seelen von wunderbaren Tonschöpfungen zu neuem Leben auf, welche ohne ihn vielleicht für ewig so verschollen und verklungen sein würden, wie die Seufzer Tasso's oder die Träume des Ariost.

Noch eine dritte Gestalt dieser Gesellschaft muß ich skizziren. Sie ist die anmuthigste von allen, eine wunderbar elegante und edle Erscheinung, mit einem Gesicht, in dem die reinste Seelenklarheit liegt und das lang herunterhängende hellblonde Locken umgeben. Es ist die Hofdame jener stattlichen Prinzessin dort, welche eben den H....schen Minister mit ihrer gnädigen Conversation entzückt: sie ist eine Urenkelin der großen Condé's. Ludwig Philipps Habsucht behält der Familie das unermeßliche Erbe des letzten Herzogs von Bourbon vor, welches der schlaue Julikönig seinem Sohne, dem Herzog von Aumale, zu sichern wußte. Eine Ver-

wandte von Fräulein von ..... hat ihre Ansprüche auf jenes Erbe gegen eine lebenslängliche bedeutende Jahresrente fahren lassen. Sie ist von dem Augenblicke an der Gegenstand räthselhafter Verfolgungen gewesen und eines Abends hat man sie mit zerschlagenem Kopfe todt am Fuße ihrer Treppe gefunden. — — —

Einen seltsamen, ächt italienisch exaltirten Charakter habe ich neulich in einer feierlichen öffentlichen Sitzung der Academia Tiberina beobachtet. Diese Akademien in Italien sind merkwürdige Ueberreste aus jener Zeit, als Europa noch der schönen Halbinsel eine neue Offenbarung in Wissenschaft und Kunst verdankte, als man in Italien das classische Alterthum zur Auferstehung rief, als „der Humanismus" das ganze Leben des Volkes durchdrang und auf seine Sitten jenen durchgreifenden Einfluß ausübte, der noch immer nicht verwischt ist und zum Charakterbilde der Nation einen der liebenswürdigsten Züge fügt.

Es war in einem großen und hohen Saale eines alten Palastes, um 2 Uhr, wie man hier rechnet, um 7 Abends nach unsrer Uhr. Von der schön getäfelten Decke hing ein Rococo-Kronleuchter nieder und bestrahlte mit hellem Lichte das prächtige Bild Pius des Neunten, das dem Eingange gegenüber, von Blumenkränzen umgeben, die Hauptwand zierte. Darunter auf einer erhöheten Tribüne saßen diejenigen Mitglieder, welche heute Vorträge halten wollten, unter ihnen vie

Geistliche und drei Frauen. Alle Vorträge, so hieß es auf dem gedruckten Programm, sollten nur ein Thema — das Lob des unsterblichen Pio — enthalten.

Nachdem der Präsident, — es war der berühmte Bildhauer Tenerani, ein reich mit Orden geschmückter schöner alter Mann — das Zeichen gegeben, begann der Journalist Sterbini den Prosa-Vortrag des Abends.

Sterbini ist nicht schön, er gleicht im Gegentheil, wie gesagt, einer wilden Katze, auch hat er kein wohltönendes Organ, keinen declamatorischen Vortrag und dennoch riß er alle Zuhörer hin durch das Feuer des Inhalts seines Vortrags.

Er sprach, wie angegeben, nur vom Papst und den wohlthätigen Folgen seiner Regierung. Guardia Civica, Consulta di Stato, Municipio di Roma waren natürlich die Glanzpunkte der fortwährend durch Applaus unterbrochenen Lobrede des „Immortale". Als aber Sterbini von den Feinden des Papstes und ihren Bestrebungen und Ränke und Intriguen zu reden anfing, da kannte der Beifall keine Grenzen mehr.

Man fürchtet nämlich für den Augenblick eine Reaction. Es ist bekannt, daß der Papst, dessen zuversichtsvolle Heiterkeit und fröhliche Sicherheit immer ein Hauptzug seines Charakters gewesen, seit kurzer Zeit niedergeschlagen, ängstlich und traurig ist. Die schreibt man denn einzig und allein seiner nächsten Umgebung zu, die ihm fortwährend schwarze Bilder zeigt

und sich auf das Möglichste anstrengt, seine klare Seele zu verdüstern und einzuschüchtern. Das hat nun auf das Volk keinen andern Einfluß geübt, als für einen Augenblick den Haß gegen Pius' Feinde stärker zu machen, als die Liebe zu ihm selbst. Der Orden, dem man den schlimmsten Einfluß zuschreibt und dessen Niederlage in der Schweiz man mit Fackelzügen feiert, hat keinen geringen Theil dieses Hasses geerbt. — Deshalb denn der wüthende Applaus, wenn Sterbini von den im Dunklen schleichenden Feinden Pius' sprach und sie mit Schlangen, Nachteulen und giftigem Gewürm verglich! Auch als der Redner von auswärtiger feindlicher Politik sprach, wobei man an Frankreich dachte, dem die Römer durchaus nicht grün sind, schrieen und klatschten die Zuhörer; dies steigerte sich noch immer, bis er ungefähr so fortfuhr:

„Wir bedürfen keiner auswärtigen Stütze; Italien kann sich selbst beherrschen, sich selbst Gesetze geben, und zuerst in Italien ist Rom, das alte gesetzgebende Rom dazu berechtigt. Sagen Sie, meine Zuhörer, sind wir nicht alle stolz darauf, in der ewigen Stadt geboren zu sein und da wandeln zu dürfen, wo jeder Luftzug uns den Staub unserer Ahnen zuträgt, und mit ihm das lebendige Gefühl der Schönheit und der Kraft?"

So etwas muß man freilich italienisch von einem Italiener hören. Der Redner zitterte, wechselte die Farbe

und seine Stimme war so gewaltig geworden, daß die Luft davon erbebte.

Als er geschlossen, wollte der Applaus gar nicht enden und der Fürst Canino, Napoleons Neffe, der in der vordersten Reihe saß, schrie einmal über das andre bis, bis, indem er mit seinem starken Körper wie außer sich auf dem Stuhle herum rutschte und sich vor und rückwärts bog.

Unmittelbar nach Sterbini trug ein Bischof ein lateinisches Carmen vor, worin auch wieder die Pius-feindlichen Nachteulen sehr oft figurirten, die jedesmal mit Entzücken empfangen wurden. Nun kam die Reihe an eine der Damen und zwar an die jüngste der drei, ein schönes fünfzehnjähriges Mädchen; sie trug mit dem tönendsten Organ, mit der lieblichsten Miene und mit edler freier Haltung ein anmuthiges Sonnet vor, dessen Inhalt war:

Zwei Schwestern gibt es, wovon die eine sanft, nur mit Liebes-Tändeleien beschäftigt, die andre ernst und kriegerisch ist: aber beide waren nie vereint, bis jetzt, wo Pius beide an seinem Throne sich umschlingen läßt: — die Barmherzigkeit, die Gerechtigkeit.

Dann trat wieder ein Monsignore auf und zwar mit einem satyrischen Sonnet. Er beschrieb die traurige Empfindung, welche ihm stets die Inschrift aller Denk-mäler des alten Roms verursacht, und zwar besonders die Worte: Senatus Populusque Romanus, da Rom

bis jetzt weder einen Senat noch ein Volk besessen — jetzt habe Pius der Große beide wieder erweckt — Rom habe wieder einen Senat und ein Volk!

Nachdem der Applaus für diese Worte verklungen, erhob sich der Präsident und nach allen Seiten schauend sagte er ziemlich laut zu seiner Umgebung: E il Signor Masi?

In demselben Augenblick öffnete sich eine kleine Nebenthüre, welche auf die Tribüne führte, und herein trat rasch ein junger schlanker Mann mit einer ächt italienischen scharfgeschnittenen Physiognomie. Ein lautes freudiges Ah entfuhr der Versammlung, denn es war Masi, Canino's Secretär, der beliebte Improvisator. Was nun folgte, zu beschreiben, dazu ist meine Feder und jede Feder zu kalt, zu trocken.

Wie flüssiges Feuer war das Gedicht des jungen Mannes, der mit seiner tönenden Stimme, der stärksten, die ich je vernommen, die ganze Versammlung elektrisirte. Er weinte, er lachte, er wüthete, kein Glied seines Körpers blieb ruhig, kein Zug seines ausdrucksvollen Gesichts, aber es war weder häßlich noch lächerlich — nur bange wurde meinem deutschen Herzen zu Muthe. — Wir Nebelkinder können doch so eine Exaltation nicht recht begreifen, sie bleibt uns ein Phänomen, und während wir ängstlich drein schauen, stimmen die Brüder dieses Sonnenkindes mit ein in seine Feuerrede und jubeln ihm zu und fühlen dasselbe in ihrer Brust!

Masi schloß ungefähr mit den Worten:

Fürchtet nicht, Brüder, wenn auch die Schlange zischt, Rom wird nicht mehr untergehn, deß ist der Erzengel Bürge, der seine Fittige über Rom ausgespannt hält!

Was nach Masi kam, war kalt Wasser. Die beiden Frauen, der Secretär der Gesellschaft, ein paar Geistliche, obgleich sie alle recht schöne Reime brachten — ihn erreichte keiner, weder an Geist, noch an Feuer, und das war auch recht gut, denn wenn man zehn Masi's nacheinander anhörte, bekäme ein Deutscher ein Nervenfieber.

Zum Schlusse dieser Aufzeichnung lasse ich eines der vielen kriegerischen Lieder folgen, welche in allen Journalen auftauchen:

Civica-Kunde.

Bei finstrer tiefer Nachtzeit
Bewachen wir die Stadt;
Vom Morgen bis zum Abend
Die Wölfin Wache hat.

Doch wenn Italien zittert
Und ruft: Der Feind, der Feind!
Dann unsern Mutterboden
Beschützen wir vereint.

Dann wie ein Mann zum Streite
Italien sich bewehrt;
Die Trauer legt es nieder
Und nimmt zur Hand das Schwert.

Vergaßen wir der Ahnen
In langer Zeiten Lauf
Und schliefen ein als Sclaven —
Als Krieger stehn wir auf.

Bei finstrer tiefer Nachtzeit ꝛc. ꝛc.

Es soll der Fremde fliehen
Bis zum entfernten Strand,
Soll zitternd wiedergeben,
Was frevelnd er entwand.

Sein hinterlist'ger Frieden,
Gebrochen soll er sein,
Wir gehn kein schmachvoll Bündniß
Mit Trug und List mehr ein.

Bei finstrer tiefer Nachtzeit ꝛc. ꝛc.

Nicht zwischen uns soll weilen
Des fremden Herrn Soldat;
Nicht wollen wir ihm düngen
Mit unserm Schweiß die Saat.

Er kehr' zu seinen Höhlen
Zurück, wo einst er war:
Die Lande der Heroen
Sind nicht für den Barbar!

Bei finstrer tiefer Nachtzeit ꝛc. ꝛc.

15. Dezember.

Wer weiß, welche Zukunft Italien bevorsteht! Vielleicht schreitet es einer ruhigen und gesetzlichen Weiterentwicklung auf dem Wege entgegen, auf welchen Pius IX. es geleitet hat. Vielleicht auch hat es sich noch durch einen Zeitraum voll Wirrwarr und Elend zu drängen. Aber mag es in seinen ferneren Schicksalen auch noch so glücklich sein — ein Jahr wie das, welches sich jetzt seinem Ende nähert, erlebt es schwerlich jemals wieder! Es waren die Honigmonde der Freiheit — es war ein wahrer Freudenrausch, in dem ein ganzes Volk schwelgte.

Und hatten sie nicht Recht, glücklich zu sein? Wohin auch immer sie führen mag, war diese „italienische Bewegung" bis jetzt nicht groß und schön? Ist dieses Kind von 18 Monaten nicht wie ein Herkules in die Welt getreten, — obwohl es freilich noch manche Schlange in seiner Wiege nicht zerdrückt hat!

Ich lasse mir die Freude nicht stören von äußeren Erscheinungen, welche die italienische Bewegung begleiten und auf manche Lippen ein vornehm politisches Lächeln rufen. Es ist allerdings in dem ganzen Auftreten des Ereignisses manches, das dem Beobachter eine heitre Stimmung weckt. Die unermeßliche Zuversicht auf un-

beſiegliche Weiterentwickelung in kürzeſter Friſt, zu allen möglichen nationalen Zielen, dieſer ewige hymnenſingende Jubel, dieſes raſche Ueberſpringen von Haß oder Mißtrauen zu Vergötterung, dieſe Civica-Freude, dieſe pathetiſchen Reden voll Declamation mögen ihr Lächerliches haben. Aber wir Deutſchen, waren wir weiſer, als wir mit Hülfe der Koſaken die Franzoſen verjagt hatten? Enthielten unſere Reden von deutſcher Freiheit und deutſchen Eichenhainen und blonder deutſcher Größe weniger hohle Declamation? Ich weiß nicht, was bedeutungsvoller iſt, ſolch eine Civica-Jacke oder der Teutonen kurzer Faltenrock; aber das weiß ich, daß in Padron' Angelo's, des „Ciceröncheus", Reden mindeſtens eben ſo viele geſunde Vernunft enthalten, als in der Turn-Beredtſamkeit Vater Jahn's.

Von den Lächerlichkeiten, welche die Erhebung des franzöſiſchen Volkes in der Revolution begleiteten, von jenen Vernunft-Göttinnen, jenen mit Theater-Statiſten ausgeführten Völkerfeſten des Anacharſis Cloots, will ich nicht ſprechen; aber ich will daran erinnern als einen Beleg dafür, daß den ernſteſten Erſcheinungen im Völkerleben ihre Lächerlichkeiten ankleben. Muß man nicht geſtehen, daß, damit verglichen, die italieniſche Bewegung immer noch höchſt vernünftige und beſonnene Züge zeige?

Und in der That, Ernſt und Würde ſind eigentlich der Grundton italieniſchen Lebens. „Ces hommes",

sagt Lamartine, „sont les aînés de l'Europe; ils ont dans l'attitude, dans l'accent et sur le front le sceau de leur droit et la majesté triste de leur primogéniture.“ Sie haben viel gelitten und haben dieses Leiden doppelt gefühlt, weil sie nie das Bewußtsein verloren, daß sie die Enkel des größten und mächtigsten Volkes der Erde seien. In den Zeiten der tiefsten Schmach, unter dem furchtbaren Drucke der spanischen Herrschaft, von fremden Gewaltigern brutalisirt, nie hat Italien die entthronte Königin der Welt verläugnet. In seinen Dichtern und Denkern hat sein unaustilgbarer Adel sich fortbewährt, und von Tasso bis auf Alfieri und Ugo Foscolo, von Galilei bis auf Genovesi, Beccaria, Filangieri ist das Gefühl ursprünglicher Größe und einer hohen Bestimmung in den Italienern lebendig geblieben. Während in dem hundertfach zersplitterten Deutschland des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die Worte Vaterland, Einheit, nationaler Ruhm, ja, das Wort Deutschland selber verschollene Klänge waren, lebten in den Herzen der politisch nicht weniger niedergedrückten Italiener die Erinnerungen des alten Ruhmes fort und wurden mit einer andächtigen Gluth genährt. Unter den schattigen Myrthen-Gewölben, in den dunklen Lorbeer-Alleen jener verschwiegenen Villen, die noch heute den Gedanken der Schönheit und des Ideals in uns heraufbeschwören, wanderten die Männer auf und ab und sannen den Schicksalen nach, welche

ihrer geliebten Muttererde von der Fürsehung bestimmt sein konnten. Auch in der tiefsten Noth hatten sie Eines, was sie an ihr Vaterland, was die getrennten Theile des Vaterlandes an einander band: das war die Geschichte und war die Kunst. Die Kunst war als gemeinsames Eigenthum ein Volksband, ein Mittelpunkt nationaler Einheit, eine Politik!

Napoleon war es, welcher der Idee: Italien, neue Kraft gab, indem er ein Königreich Italien hervorrief, eine italienische Armee u. s. w. schuf und die Hoffnung der Freiheit über die Alpen brachte. Wenn auch der Rausch, welcher der Schlacht von Marengo folgte, bald verwehte, so blieb doch nun der Gedanke der Einheit Jahre lang wach und gewann eine Kraft, mit welcher die Restauration nach 1814 blutig zu ringen hatte. Freilich, diese letztere schien endlich vollständig gesiegt zu haben. In den letzten Jahren lag eine dumpfe Ruhe auf der Halbinsel. Ueber allem Geistesleben Italiens schwebte eine unaussprechliche Schwermuth. Rom war eine todte Stadt. Italien, die alte Königin der Nationen, schien das Schicksal ihres Todfeindes, des Kaisers mit dem rothen Barte, zu theilen. Wie er im Steingeklüfte festgezaubert nach dem Fluge der Raben fragt, schien sie versunken und verloren zu harren, bis die Adler Oestreichs nicht mehr flatterten um alle Höhen der Apenninen.

Und jetzt — welcher Umschwung ist erfolgt! Wel-

ches neue Leben, welche kräftige Bewegung, welche Resultate in Jahresfrist! Das ist die nicht zu vertilgende Lebenszähigkeit einer Nation, welche ihre Heiligthümer bewahrt hat, die wunderbar elastische Kraft einer nationalen Idee, die schöpferische Gewalt eines nationalen Bewußtseins. Da, wo das Camposanto des Alterthumes der Freiheit und der Unabhängigkeit schien, wehen plötzlich alle Feldzeichen des Jahrhunderts. Ein Volk, in dem wir voll mitleidiger Verachtung ein Geschlecht von Gypshändlern und Musikanten zu sehen gewohnt waren, höchstens im Stande, uns verführerische Früchte und verführerischere Sängerinnen zu liefern, dieses Volk baut sich ein würdiges Bürgerthum auf, und Italien erhebt statt demoralisirenden Opern-Gedudels den männlichen Hymnus des Freiheit!

Ist da nicht für die Nation der Augenblick zu frohlocken, zu jubeln gekommen — wann sollte er dann eintreten?

Wer vor wenigen Jahren diese Halbinsel sah und sie jetzt sieht, der glaubt, er habe einen schönen Traum: er sehe es lebendig werden unter dem Schutte, den die Barbaren und die Jahrhunderte aufgehäuft haben; die vergrabenen Marmorschäfte sehe er sich heben, die Friese und Architrave aufstreben durch die Decke von Trümmern und zerschlagenem Geräthe verschollener Geschlechter; er sehe den Genius des Landes mit dem Zweige der Sibylle von Meer zu Meer über die Halbinsel schweben

und unter dem Fluge desselben das Wunder geschehen: einen neuen Tempel sich bilden und einen neuen Tempeldienst, um welchen Italien sich schaart. Und doch ist es kein Traum. Der Tempel, das Götterbild, welches dieses Volk sich aufrichtet, ist aus altem Stoffe, ist sein altes Eigen; waren die Bruchstücke auch tief begraben, so hatte doch Keiner sie vergessen; und die Ideen nationaler Größe, nationaler Unabhängigkeit tauchen immer leicht wieder empor, so viel Schutt und Trümmer auch zerstörende Gewalt und Barbarei auf sie häufen mögen. So ist es weder ein Traum, noch ein Wunder, was wir in Italien sich vollenden sehen. Aber dieser Einheits- und Freiheitsbau ist darum nicht weniger schön noch groß: ein stolzer Gedanke, uralt und doch allen Zauber der Jugend tragend, dem alle Herzen zujauchzen, vor dem die Dichter den Weihrauch ihrer Gesänge streuen, vor dem wie die alten Salier des Mars, die Journalisten ihre Waffentänze halten. Das Volk, welches statt des Begriffes eine Person will, die es verehren, eine Stirn, die es bekränzen, ein Herz, das es lieben kann, nennt jenen Gedanken, jenes Götterbild Pius, den es den „unsterblichen" heißt, der mit den Göttern die schönste Eigenschaft theilt: der Ausdruck eines großen den Menschen gewordenen Segens zu sein.

16. Dezember.

Den Cabinetspolitikern sind das freilich alles nur hohle Schwindeleien. Aber nehmen wir auch an, die kluge Diplomatie habe einen richtigen Blick in die Verhältnisse und die Sachen geworfen, und die Zukunft brächte ihre Weisheit ans Licht: so könnte sich doch die Hohlheit und Fruchtlosigkeit der italienischen Bewegung höchstens nur auf den augenblicklichen, im engsten Sinne politischen Fortschritt beziehen, nicht auf den socialen. Aus einem dumpfen Schlummer ist das Volk einmal geweckt. Die Gedanken seiner talentvollen Köpfe, die Kräfte seiner Intelligenzen sind einmal entfesselt. Von den Lippen seiner lebenden Führer ist das Siegel genommen, die Schattengestalten seiner todten großen Männer sind einmal wieder heraufbeschworen, und die Journalistik, welche plötzlich tausend Hände regt, treibt die Kenntniß aller socialen Errungenschaften anderer Völker, die auf der Bahn des Fortschrittes vorausgegangen, in Fleisch und Blut der Nation. Und mit dem politischen Gedanken ist auch der Gedanke der Arbeit gekommen: neben der Hoffnung der Freiheit steht die Sehnsucht nach materiellem Fortschritte; die Unvollkommenheit der Fabrikation und Manufactur, die Dürftigkeit der Landes-Production in Vergleich mit dem, was

producirt werden könnte, der klägliche Zustand des Ackerbaues — das alles lastet plötzlich wie ein Alp auf der Brust des ehemals so sorglosen, in den Tag hinein lebenden Sohnes der Halbinsel. Wenn man des Vergnügens, den „Inno" zu singen und die Straßen mit Blumen zu kränzen, satt ist, wird man gehen, die Erde zu bauen und die Meere zu beschiffen; ja, wenn die Menschen so grausam sind, dem Volke seine erlangte Freiheit wieder zu nehmen, so wird das Volk eine neue Freiheit aus der Erde hervorgraben, sie vom Grunde des Meeres wie eine Perle wieder hervorholen!

Das aber wird ewig als welthistorische Thatsache bleiben: mit der jetzigen Erhebung Italiens zu politischer Freiheit ist für immer der letzte Ring in der Kette gesprungen, womit der Absolutismus die gebildeten Nationen Europa's band. Nachdem selbst Spanien sich erhoben und mit dem politischen Bewußtsein erfüllt hat, dessen Inhalt längst vom Nord-Cap bis nach Marseille die Gemüther bewegte, konnte die Gewalt nur noch auf Italien, als auf ihr unbestrittenes Patrimonium, verweisen. Von Rußland rede ich nicht, da es nicht den gebildeten Nationen zugezählt werden kann; im übrigen Europa aber wird von nun an die alte patriarchalische Weltordnung den Todesstoß erhalten. Mit Italien ist die letzte zurückgebliebene Nation auf den Wahlplatz getreten, wo der Gedanke mit der Thatsache streitet.

Und diese Bewegung sollte „hohl", sollte ohne Be-

deutung sein? Wie thöricht! Tönt nicht durch das lauter und lauter schwellende Wehen und Strömen dieser Bewegung eine providentielle Stimme? Wenn Gott zu den Sterblichen spricht, so geschieht es in Flammen, im Sturme oder in Gewittern, wie sie um die Stirn des Moises und des Sinai rollten, als das Gesetz verkündet wurde. So auch hier. In dieser Flamme des Enthusiasmus, die wie eine Morgenröthe über den Höhen Italiens lodert, seine marmornen Säulenhallen in Purpurschein kleidet und sich rosig in den blauen Meeren spiegelt, spricht der alte Herr der Heerschaaren. Er ruft: Der Stein, den die Werkleute verworfen hatten, ist zum Ecksteine geworden. Die Glocke des Laterans, welche ihr als die Todtenglocke jeder freien Regung betrachtetet, ist unter meinem Hauche die Sturmglocke der Idee geworden. Mein Finger hat auf die letzten Zwingburgen der Gewalt gedeutet, und sieh, ihre Thore sind aufgesprungen, und ein leuchtender Altar glänzt in ihrem Innern, ein Altar der Hoffnung und der Humanität! Haltet an ihm das Todtenamt des Absolutismus!

17. Dezember.

Die Gefahr, welche Italien zunächst bedroht, liegt in dem Charakter der Italiener. Sie sind im Glücke leicht übermüthig und verzagt im Unglück. Jene erste Eigenschaft kann sie verführen, sich zu überstürzen, kann von extravaganten und unbesonnenen Stimmführern ausgebeutet werden, um politische Zustände zu schaffen, für welche Italien nicht reif ist. Denn der Mittelstand, die große Masse der Nation steht an Theilnahmlosigkeit und philisterhafter Auffassung nationaler Fragen ungefähr auf derselben Höhe, oder besser in derselben Tiefe, in welcher man bei uns in Deutschland gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, beim Ausbruche der französischen Revolution, stand, wie denn überhaupt das ganze italienische Leben an unsre Zustände und Sitten während der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehr lebhaft erinnert.

Es können deshalb in Italien Scenen vorkommen, wie in jener Zeit sie bei uns vorkamen, z. B. in Mainz, wo man eine rheinische Republik ausrief, und die meisten Elemente solcher Verirrungen sollen in Oberitalien, namentlich in Genua, Livorno, Mailand vorhanden sein. Aber an eine eigentliche Dauer des Radicalismus in Italien, eine wurzelfassende Herrschaft desseben für längere Zeit ist trotzdem nicht zu denken.

Der Radicalismus ist die Revolution als Princip gesetzt. Er ist meistens zugleich der Fanatismus des Unglaubens. Geschworener Feind der Geschichte, will der Radicalismus aus unseren Zuständen alles vertilgen, was seiner Meinung nach keine andere als geschichtliche Basis hat. Dem ganzen bestehenden socialen, religiösen und politischen Gebäude aber räumt er keine andere, als eine geschichtliche Basis ein. Geschworener Feind des weiblichen Elementes in der Menschheit, will er ein Geschlecht hervorrufen, dessen Herzen stählern sind, dessen Glauben sich in philosophische Begriffe, dessen Gottvertrauen sich in Selbstvertrauen auflöst. Sein höchstes Wesen ist eine philosophisch-politische Formel. Dies heißt, ihn von der vortheilhaften Seite betrachten. Von seiner Rückseite her angesehen, bietet er den Anblick eines wirren Gedanken-Chaos in den Köpfen von Leuten dar, die, indem sie für die Aufklärung zu streiten glauben, nur zu oft die Pfaffen des Atheismus werden oder, da sie für ihre gewaltthätigen Instincte, ihre bornirten Utopien, ihre persönliche Unruhe, keinen anderen Raum finden, sich in den großen Heren-Kübel stürzen, in welchem aller Unrath des Jahrhunderts gährt.

Mit dem Radicalismus verbunden ist Rohheit der Sitten; die Sitte ist ein Resultat und eine Errungenschaft langer historischer Entwickelung und kann deshalb bei den Feinden der Geschichte keine Stätte finden.

Ich glaube nun, es wäre lächerlich zu behaupten,

dieser Radicalismus habe eine Zukunft in Italien. Fehlen dazu doch alle Bedingungen!

Der Italiener ist nicht roh. Der Italiener hat mit der Muttermilch den Stolz auf seine Geschichte eingesogen. Die poetische Natur, welche dem Südländer eigen, verträgt sich nicht mit einem Systeme, welches in seiner furchtbaren Dürre der Tod aller Poesie ist. Die Ascetik des Nihilismus, die (wie die Ascese der Kirche sich über die Materie und die Sinnlichkeit hinwegzuheben strebt,) so über das Bedürfniß jeder gläubigen Vorstellung, jedes die transcendentale Idee festhaltenden Bildes hinauszukommen sich abquält, wird ewig dem Volke fremd bleiben, welches die schöne Sinnlichkeit in der Kunst zu ihrem höchsten Ausdrucke brachte. Die Masse der Italiener ist schwerlich geneigt, sich für Begriffe ihren Glauben austauschen zu lassen!

Der Italiener ist zu heiteren Sinnes, von zu glücklicher Sorglosigkeit, um ein düsteres und einseitiges System, welches, so keck es sich geberden mag, doch einen Bodensatz von Schmerz und Hoffnungslosigkeit in sich birgt, begreifen zu können. Das puritanische Element des Radicalismus verträgt sich nicht mit seiner Kunstliebe, seinem Hange für große Schaugepräge, seiner musikalischen Natur. Die Manie kritischen Zerätzens wird ihm immer fremd bleiben; sein Genius ist organisirend, und er wird nie mit einer Art verzweifelter Freude sich Glück wünschen, daß der Sturm des Zweifels ihm

die überirdischen Hoffnungssterne des Lebens auslösche.

Nein, der Radicalismus wird nie eine dauernde Macht in Italien werden! Hat das italienische Volk alle anderen in der Kunst übertroffen, d. h. in schöpferischer Kraft, verbunden mit dem Gefühle für das rechte Maß, so wird es auch beim Aufbaue seiner politischen Institutionen am Ende das rechte Maß herauszufühlen wissen; und wie sollte es dulden, daß ein Glaubensbekenntniß, welches Form, Regel und Gesetz verhöhnt, sich eines Landes bemächtige, dessen größter Stolz im künstlerischen Verständnisse dieser drei Haupbedingungen eines schönen Daseins besteht? Nur Völker, welche unter einem unseligen Mangel an Formensinn leiden, können dem Radicalismus Hoffnung einer Zukunft bieten, und dazu gehört leider auch das deutsche, das freilich diesen Mangel durch den angeborenen Ordnungssinn und jenes Gemüth ersetzt, welches so manche andere Schwäche aufwiegt.

Ich glaube, es ist höchst charakteristisch für den politischen Zustand und den öffentlichen Geist Italiens, daß der leuchtendste Name der Gegenwart nach dem des Papstes, der eines orthodoxen Geistlichen ist. Es ist Gioberti, der politische Heerführer des nationalen Liberalismus, der sein berühmtes, von Gelehrsamkeit strotzendes Buch gegen die Jesuiten über jeden Vorwurf der Unkirchlichkeit erhaben, gegen Inquisition und Index

gewappnet zu erhalten gewußt hat. Und doch steht sein Name zu oberst bei den Patrioten Italiens — er ist der Pilot ihrer Fahrt nach dem Kolchis-Schatze politischer Wiedergeburt, und wenn Pius IX. weißgoldene Fahne als ihre Flagge dient, so stehen Gioberti's Worte: „Principato morale e civile degli Italiani" als Wahlspruch darauf. Gioberti's Glaubensbekenntniß ist: Das erzeugende Princip der Einheit muß für jede Nation aus ihren besonderen Bedingungen und Zuständen, aus ihrer lebendigen und concreten Wirklichkeit hervorgehen. Für Italien nun findet sich dieses Princip in jener Institution, welche es vor allen Ländern der Welt allein besitzt, im Papstthume. Aus diesem Principe ist die Einheit Italiens nur deshalb früher nicht hervorgegangen, weil dem päpstlichen Italien gegenüber ein kaiserliches sich erhob, das immer aufs Neue die Spaltung und die Fehde in die Halbinsel trug. Im neunzehnten Jahrhundert aber ist die Zeit gekommen, wo das Papstthum seinen Beruf erfüllen kann, nicht allein das geistliche, sondern auch das politische Haupt Italiens, der Concentrations-Punkt der Nation zu werden — nicht als Dictator, als Räuber an dem rechtlichen Besitzstande der anderen Fürsten Italiens, sondern als Mittelpunkt und Hort geistiger Einheit, als ein Vater unabhängiger Söhne, als moralisches Centrum, in welchem Interessen und Sympathien aller Theile der Nation zusammenströmen. — Diese Ideen wurden aus-

gesprochen vor dem Tode Gregor's XVI.; durch die Erhebung Pius IX. haben sie ein unendliches Gewicht bekommen, und tausend und aber tausend Italiener blicken voll Hoffnung auf ihre Verwirklichung.

Diese Verwirklichung mag freilich noch etwas auf sich warten lassen. Eine solche Höhe erreicht ein Volk nie ohne schwere Kämpfe, ohne blutige Opfer. Im Sturm und Drang dieser Kämpfe wird man Gioberti vielleicht vergessen und ganz andere Ziele sich stecken. Aber seine Politik ist aus den bestehenden Zuständen als eine zu richtige Schlußfolgerung abstrahirt, daß man nicht von Zeit zu Zeit dahin zurückkehren sollte.

Man wird die unmittelbare weltliche Herrschaft über den Kirchenstaat dem Papstthum vielleicht entwinden. Wäre es aber nicht dann grade die beste Entschädigung, dem Papste ein oberstes Schiedsrichterthum, eine Art Kaiserthum zu geben, und so für Italien die Sicherheit einer ewigen Neutralität zu gewinnen, welche alle europäischen Völker dem obersten Pontifex gewähren?

Die Italiener müßten sehr schlechte Politiker sein, wenn sie nicht aus der Weltstellung des Papstes am Ende einen Vortheil zu ziehen wüßten, der vom größten Gewichte sein könnte, und den nichts ihnen rauben würde, es sei denn, sie wären einfältig genug, sich dem Radicalismus in die Arme zu stürzen, der also nicht allein wider den Genius der Nation, sondern wider ihr eigenes naheliegendes Interesse ist!

27. Dezember.

Die Weihnachtsfeste haben das kirchliche Rom vor dem politischen in den Vordergrund geschoben. Eine Menge religiöser Feierlichkeiten ging in diesen Tagen wie ein buntes Mährchenleben an uns vorüber. Zuerst in Santa Maria Maggiore, dem phantastischen Säulenbau, der wie ein schwärmerisches mystisches Gedicht, wie ein Stück Seelenleben des Bruder Amandus Suso mich anmuthet und von allen Kirchen Roms mir die liebste ist. Am Vorabend des Weihnachtsfestes war sie mit vielen Tausenden von Wachskerzen, welche Festonartig von unten bis oben die Wände bedeckten, erleuchtet und dicht gedrängt voll Menschen. Auch der Papst mit seinem Hofe war da, und seine Kapelle füllte die Kirche mit ihrem Gesang. Die Feier galt der Wiege Christi (il presepio), welche in dieser Kirche aufbewahrt wird und die, in einem goldgefaßten Cristallschrein ruhend, in Prozession umhergetragen wurde. So viel ich unterscheiden konnte, sind es einige von Alter geschwärzte Stücke Holz.

Unsere Feier des Weihnachtsabends kennen die Römer natürlich nicht; aber sie haben eine ähnliche Sitte, nur daß ihnen das Gabenbescheerende Christkind zu einer Hollenartigen Erscheinung, zur „Befane“ gewor-

den. Die Befane kommt und bringt den Kindern Geschenke, welche sie jedoch versteckt und die gesucht werden müssen; oft sind sie in einem Strumpfe im Kamin aufgehängt; die unartigen Kinder finden den Strumpf voll Asche. „Befane" ist augenscheinlich aus dem Wort Epiphania entstanden; das Fest der Epiphanie oder Theophanie war in den ersten Jahrhunderten des Christenthums das Fest der Geburt des Heilandes: und so finden wir dann auch in Italien die Christbescheerungssitte. Auch ein Weihnachtmarkt ist in Rom, auf dem Platze vor der Sapienza, wo hauptsächlich die Figuren ausgeboten werden, welche zur Zusammenstellung eines Krippchens nöthig sind.

Am Weihnachtstage selbst war große Feier in Ara Celi, dem Bambino zu Ehren, dem man ein prachtvolles großes „Presepio" gemacht hatte, wie es auch im katholischen Deutschland um Weihnachten in den Kirchen geschieht. Das Bambino ist nämlich ein, mit Gold, Perlen und Edelsteinen für mehrere Millionen bedecktes, „Christkindchen", das in Rom eine große Rolle spielt, und dem man die größten Wunderkuren zuschreibt — der Sterbenden, besonders der Kreißenden Zuflucht in äußerster Noth, an deren Bett es in feierlichem Zuge, von den Mönchen von Ara Celi begleitet, getragen zu werden pflegt. Es ist der Sage nach aus dem Holz eines der Bäume des Gartens von Gethsemane durch einen Pilger aus dem Franziskaner-Orden geschnitzt

worden; der heilige Lucas aber ist gekommen, es in Farbe zu setzen und zu firnissen, nachdem der fromme Franziskaner drei Tage lang gefastet hatte und während er in tiefem Traume lag. Am Tage Epiphaniä, nach der Vesper, findet jährlich eine große Prozession zu Ehren des Bambino statt: während der Weihnachtstage aber wird es öffentlich ausgesetzt und drei mal von der Höhe der imposanten Treppe von Ara Celi herab dem knienden Volke gezeigt.

In einer kleinen Kirche in der Via babuina wohnte ich einem feierlichen Hochamt bei, welches ein unirt-griechischer Bischof nach dem Ritus seiner Kirche hielt. Es war ein wunderbar schöner Mann, dessen goldstrotzende Pontificalgewänder durch malerische Schönheit sich außerordentlich vortheilhaft vor denen auszeichneten, welche der lateinische Ritus vorschreibt. Auf seinem Haupte trug er eine funkelnde Kaiserkrone, ganz wie die der alten Imperatoren des Byzantinischen Reiches. Die Ceremonien waren voll Würde, aber höchst ermüdend und deshalb eilte ich bald Sanct Peter, dem Glanzpunkt aller Feier, zu. Hier, im Hintergrunde des ungeheuren Gebäudes, waren colossale Draperien von rothem Sammet angebracht, welche den Thron des Papstes bildeten. Vor dem Throne das Cardinalscollegium, die Patriarchen, Bischöfe und Prälaten in unendlicher Zahl. Rechts und links hatte man Tribünen für das diplomatische Corps, für die Damen, für jeden Fremden in Uniform oder in

schwarzem Feierkleid angebracht: auch eine verhüllte Tribüne für die päpstliche Kapelle war da, aus deren Innerem Stimmen schollen, wie man — eben nicht nach Italien zu wandern braucht, um sie zu hören! Die Feier selbst aber machte mir einen unauslöschlichen Eindruck, und es lag für mich etwas tief Ergreifendes darin. Der Hochaltar der Peterskirche steht mitten unter der Kuppel, über dem Grabe des Apostels, das eine Marmorbalustrade umgibt; große phantastische Blumenkelche aus vergoldetem Silber — 96 an der Zahl — umkränzen diese Balustrade, und in dem Kelche jeder dieser Blumen glüht eine ewige Flamme. Hier, im höchsten Dome der Welt, stand der Papst am Altare, an den sein Hirtenstab lehnte, während eine Bischofinful, eine Tiara und ein kostbarer Herzogshut darauf prangten. Pius IX. hatte sich umgegeben mit einem Glanze, wie ihn nur das Hoheprieſterthum und das Königthum hervorbringen, wenn die Pracht des katholischen Ritus in ihrer blendendsten Entwickelung sich mit dem majestätischen Entfalten der Attribute irdischer souverainer Gewalt vereint. Von den Hermelinschleppen der Cardinäle, den edelsteinbesetzten Infuln der Bischöfe bis zu den Stahlharnischen der Schweizer und dem Golde der Nobelgarden schien Alles darauf berechnet, den Statthalter Christi durch eine weltenweite Kluft von den Menschen rings umher zu trennen. Aber ein Blick in sein Auge reichte hin, um zu fühlen, wie nahe er jedem

war, durch die Einfalt seines Herzens. Und doch — als er in der höchsten Andacht den Kelch erhob, die Augen mit einem ganz unaussprechlichen Ausdruck flammender Inbrunst zum Himmel empor schlagend, da stand auch nichts, kein Hauch und kein Gedanke zwischen ihm und seinem Gotte. Seine Seele war hinübergeflogen über die Unermeßlichkeit des Raums und jede Schranke, und fühlte sich voll Verklärung in dichter Gottesnähe. In diesem Augenblicke lag eine Welt von Poesie in dem Auge dieses Mannes und ich gestehe gern, daß der Blick hinein mich überwältigte und mir die Thränen in die Augen trieb. Zu den Gewölben hinauf schwollen unterdeß die Accorde und Melodien Palestrina's, die Glockenungeheuer von Sanct Peter warfen rollende Donner um die Kuppeln der Basilica und von der Engelsburg schütterten volle Salven durch die Luft.

Als das Hochamt zu Ende, wurde der Papst aus der Kirche getragen. Das ist ein merkwürdiger Anblick von Pomp und Pracht, ein solcher Zug. Voran schreiten Hofbeamte in spanischer Tracht, Capitularherren von Sanct Peter, Prälaten und Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe, Patriarchen, Cardinäle, dann über den Häuptern aller auf dem Thronsessel, der sedia gestatoria, schwebend, die Tiara auf dem Haupte, der Papst; zwei Cleriker tragen rechts und links ihm zur Seite mächtige Fliegenwedel aus Pfauenfedern. Die Hofchargen und

Hofbeamten mit goldnen Ketten und mittelaltrigen Costümen, die Edelleute der Cardinäle, die Nobelgarden in Gala, die Schweizer in schweren Helmen und Harnischen, mit Partisane und Flammberg — alles das bildet eine so merkwürdige einzige Erscheinung, daß man nicht weiß, in welchem Jahrhundert man lebt.

Pio Nono's Gesicht hatte einen merkwürdigen Ausdruck, als er so über den Köpfen der Menge langsam dahergetragen wurde. Es war nicht allein eine freundlich lächelnde Demuth, es lag das Gefühl der Beschämung über seine Situation darin! —

Eine Festlichkeit der Weihnachtszeit, welche in den nächsten Tagen bevorsteht, ist die Weihe aller Pferde, Maulthiere und Esel Roms und der Campagna durch die Mönche des Sant-Antonio-Convents, hinter Santa Maria Maggiore. Der Marchese del Gallo läßt dazu einen Zug von achtzehn Pferden einfahren: es ist unglaublich, aber ich habe mit eigenen Augen seinen Kutscher achtzehn muthige, vortreffliche Pferde vom Bocke eines Fourgons herab lenken und im Trabe durch die lebhaftesten Straßen fahren sehen! Die Leine lief über ihre Köpfe hin bis zum vordersten Gespann: die Zügel der einzelnen Gespanne zweigten sich von dieser Hauptleine ab. Was sagen unsere Hippologen dazu?

28. Dezember.

Am Abend des gestrigen Tages, des Festes seines Namensheiligen, brachte das Volk Pio Nono einen Fackelzug; ein heftiges Gewitter goß seine Schauer nieder. Er erschien, um all die zusammengeströmten Menschen nicht im Regen warten zu lassen, augenblicklich auf dem Balcone. Nachdem das Freudenjauchzen sich gelegt und er das Volk gesegnet hatte, tönten Rufe aus der Menge: Santo Padre, Paradisi, Paradisi! — es war eine Fürbitte für einen Verhafteten. Er verstand das Wort nicht und beugte sich tiefer und tiefer über die Balustrade nieder, um den Ruf zu verstehen, der ihm entging; eine Hülflosigkeit wie die eines Kindes drückte sich in seinen Mienen aus und schimmerte mit einer herzgewinnenden Anmuth durch sein helles, freundliches Lächeln, — es bedarf nur solcher Augenblicke, um sich aufs tiefste von dem ewig sich gleich bleibenden reinsten Wollen dieses Mannes überzeugt zu fühlen. —

In diesem Hauptcharakterzuge, in seiner Herzensgüte, ist auch wohl der einzige Schlüssel zur Politik Pius des Neunten zu suchen. Er hatte in seinen früheren Lebensstellungen Gelegenheit genug, die tiefen Schäden des Verwaltungssystemes des Landes kennen zu lernen.

Diese Schäden sind ja allbekannt. Man weiß, wie der Kirchenstaat regiert wurde. Die öffentlichen Kassen waren ohne Controle, und die Günstlinge der Tesorieres schöpften nach Belieben daraus. Galante Damen, welche Connerionen hatten, lebten lustig auf Kosten von Fonds, die der Armuth gehörten. Die ungeheuren Grundbesitzungen der Kirchen und Stiftungen zahlten keine Steuern. Die Provinzen waren den Legaten in die Hände gegeben, welche, ihrem Amtsbezirk, dem sie für einen Zeitraum von drei Jahren vorgesetzt wurden, gemeiniglich durchaus fremde Leute, keine Rechenschaft über ihre Verwaltung abzulegen hatten (soli Deo rationem reddituri!). Oft fromme und wohlwollende Männer, die mit ihren 5000 Scudi Gehalt auszukommen suchten, waren sie doch nur zu oft auch Menschen, die ihre Stellung mißbrauchten, oder noch öfter sich von ihren Angehörigen mißbrauchen ließen. Hatte doch Einer von ihnen einst die Unverschämtheit, einer römischen Fürstin zu gestehen: das Gehalt von 5000 Scudi kann man leicht, auch wenn man zu viel Geschrei vermeiden möchte, auf 10,000 steigern: ein Spitzbube bringt es auf 15,000 und ich habe 20,000 gehabt. — Das war nun freilich wohl eine traurige Ausnahme, aber gewiß ist, daß das ganze System der Verwaltung und der Besteuerung ein durchaus fehlerhaftes war. Noch schlimmer sah es am Hofe Gregors XVI. aus. Die sorgloseste Verschwendung herrschte hier und vermehrte die

Schulden ins unglaubliche, und der Kammerdiener des Papstes verkaufte Aemter und Gnaden, selbst das Pallium, ja bis zum Purpur hinauf. — Die Rechtspflege mag besser gewesen sein, wie die eigentliche Verwaltung: sie war dem unmittelbaren Einfluß der Geistlichkeit mehr entzogen, und doch, welche Bewandtniß es mit der Criminalrechtspflege und der Macht der Polizei noch in diesem Augenblick hat, darüber sind merkwürdige Aufschlüsse in einem Document enthalten, welches mir eben in die Hände fällt. Es ist dies eine Liste der in Rom gefangen gehaltenen Individuen, welche hier gegen Ende jedes Jahres veröffentlicht wird. Am 16. d. M. hielt nämlich der Progovernator von Rom mit seinen Beamten den letzten der drei jährlichen „gnädigen Besuche" der römischen Kerker, welche neben früher üblichen, aber jetzt seit mehr als einem halben Jahre unterlassenen monatlichen Visitationen den Zweck haben, die Behandlung der Gefangenen zu überwachen und ihnen zugleich im Namen des Souverains Erleichterungen zu gewähren. Sollen sie von großem Nutzen sein, so müßten sie freilich unvorhergesehen kommen. Doch leisten sie auch so etwas, und es ist darum gewissenlos, daß man jetzt die monatlichen Visitationen ganz unterläßt, weil sich, wie ich höre, Competenz-Conflicte darüber erhoben haben. In Folge der bei Gelegenheit der letzten Visita graziosa veröffentlichten Liste und des Prospectes des Fiscal-Amtes über die vom Criminalhofe hier gefällten Urtheile stellt sich

heraus, daß im Laufe des Jahres 1847 in den Gefängnissen des Hofes 2405 Inquisiten gesessen, daß davon aber nicht weniger denn 598 als unschuldig oder wegen mangelnden Beweises entlassen werden mußten. Dies deutet den äußersten Leichtsinn bei Vornahme von Verhaftungen an. Die Zahl der vorgefundenen Gefangenen betrug am 16. d. M. 600. Von einigen dieser 600 liest man, daß sie ein oder einige Male verhört seien, bei über zwei Dritteln aber fehlt diese Angabe, sie sind darnach nicht ein einziges Mal verhört. Eben so empörend ist es, wenn man sieht, daß 78 der Gefangenen in polizeilicher Haft sitzen und einige von ihnen nicht weniger als 4, 5, 6 Monate — sie sitzen also ein halbes Jahr lang in Folge Polizei-Willkür, ohne Gericht, ohne Vertheidiger — ja, oft verhängt hier die Polizei über die, welche sie eingezogen hat, deren Ankläger und Richter sie also gewisser Maßen in einer Person ist, Gefängnißstrafe von einem Jahre und selbst die Verbannung! Viele von den Polizei-Gefangenen werden kurze Zeit vor der „Visita graziosa" entlassen.

Man fragt sich, wie ist es möglich, daß solche Zustände einreißen konnten? Die Antwort ist eine für den italienischen Volkscharakter wenig ehrenvolle: sie konnten Platz greifen, sie konnten sich halten, weil den Italienern — vielleicht allen romanischen Völkern — das strenge, unvertilgbare Rechtsgefühl abgeht, das den ger-

manischen Stämmen innewohnt. Zu oft selbst geneigt, die Stellung, welche man ihm einräumt, zu mißbrauchen, empört es den Italiener nicht so wie uns, wenn er von andern ihre Stellung mißbraucht sieht.

Trotz dieser Charakter-Eigenschaft aber war der Zustand Italiens in den letzten Jahren vor Pius IX. Thronbesteigung bekanntlich höchst bedenklich geworden. Eine furchtbare Revolution war durch hunderterlei Einflüsse, die ich nicht aufzuzählen brauche, vorbereitet für den Augenblick, in welchem große europäische Ereignisse Oestreichs beschwichtigende Kräfte lähmen würden.

Ich weiß nicht, ob Pius IX. diese beunruhigende Lage der Dinge durchschaute, als er noch Bischof von Imola war. Man erzählt sich aber, er habe damals mit großem Fleiße alle Bücher, alle Flugschriften, alle patriotischen Entwürfe zur Verbesserung des Zustandes seines Vaterlandes studirt, in der Absicht, dem nächstkommenden Papste Rathschläge zu Reformen und Maßregeln geben zu können, die er für dringend nöthig hielt. Da geschah das Unerwartete: im Conclave sanken die Baldachine über den Sesseln aller Cardinäle nieder, nur über seinem Haupte blieb der Thronhimmel stehen — er selber wurde Papst.

Mastai blieb unter der Tiara seiner Art Liberalismus treu: aber dieser Liberalismus war kein durchdachtes politisches System, es war nichts als die Eingebung seines Herzens. Die Fürsten haben zu wenig

Liebe und Sorgfalt für ihre Unterthanen gehabt: sie haben ihre Rechte und noch öfter das Recht mit Füßen getreten; ich will anders handeln, ich will gutmachen, so viel ich kann, ohne den Rechten des apostolischen Stuhls Eintrag zu thun; ich will durch eine bessere Verwaltung für ihr Wohl Sorge tragen lassen; ich will das Land und seinen Anbau, seinen Handel heben; ich will die Finanzen ordnen, die Gelder der Stiftungen, welche den Wittwen und Waisen gehören, nicht länger verschleudern lassen: ich will das Memorandum, welches die Großmächte meinem Vorgänger überreichten, um ihn zu den nöthigsten administrativen Reformen zu bewegen, endlich ausführen: ich will alles geben, was nur ein Vater seinen Kindern gewähren kann.

So etwa mochte er denken: war Berechnung in diesen Gedanken, war Politik darin, so mochte es höchstens die Reflexion sein, daß die schlechte Administration des Kirchenstaats, das bisherige enge Bündniß der Kirche mit dem Absolutismus, die Menschen der Kirche entfremde.

Pius IX. öffnete nun zuerst die Kerkerthüren vor den Tausenden politischer Gefangenen, welche sein Vorgänger in Ketten und Eisen hielt. Er trotzte allen Bedenken seiner Umgebung bei diesem Schritte: sein Herz drängte ihn dazu!

Für diese Handlung mochte er Dankbarkeit und Hingebung zu erndten erwarten: daß ein solcher Sturm

von Enthusiasmus darüber die Halbinsel in Bewegung setzen würde, das hatte er wohl nicht erwartet, und noch weniger, daß sein einfacher Gnadenakt dadurch den Charakter eines welthistorischen Ereignisses annehmen würde. Doch lag in diesem Erfolge nichts, was ihn hätte abschrecken können, weiter dem edlen Drange seines Herzens zu folgen. Er gewährte die Errichtung einer Nationalgarde; weshalb sollte er nicht? bestand ja sogar in dem geknechteten Neapel eine solche! Aber kaum hatten die Römer diese Concession erhalten, als die Kunde von der Besetzung Ferrara's durch die Truppen Metternich's eintraf. Dies gab der neuen Concession plötzlich wieder eine ganz andre Bedeutung als Pius IX. erwarten konnte. Ganz Italien flammte nun mit einem Schlage in kriegerischem Eifer auf und die Guardia Civica war nach einigen Wochen eine bedenkliche Macht im Staate. Doch freilich — bedenklich trat sie keineswegs auf: der Adel stellte sich an ihre Spitze, sie handhabte die Polizei vortrefflich, sie bewährte bei der Verschwörung im Juli dieses Jahres ihre Tüchtigkeit; und zudem umgab ja das Volk seinen Papst fortwährend mit einer schwärmerischen Verehrung, die so weit ging, daß einige ihn Gesù Cristo secondo, alle aber einen Angelo della Pace und den Retter Italiens nannten. Weshalb hätte Pius inmitten dieser Ekstase mißtrauen sollen? Nein, er ging ohne Anstand und Scheu weiter und zur Ausführung jenes oben erwähnten Memoran-

dums über: er gab Rom ein Municipium, eine freie Gemeindeverfassung, und dem Staate eine Vertretung des Volkswillens in der Consulta.

So weit war alles gut: noch mit vollem liebendem Herzen, mit der ganzen Liberalität des Gemüths hatte Pius seinen Unterthanen dieses letzte und wichtigste Institut zur Beförderung des Landeswohls gewährt. Aber schon bei der Einführung der Consulta zeigte sich, daß ein Wendepunkt eingetreten sei. Ich habe früher seiner „Thronrede" erwähnt. Sie bewies, daß Pius IX. stutzig geworden. Denn erstens hatte die italienische Bewegung in Folge seiner Concessionen jetzt immer mehr einen Charakter so gründlicher Reformation angenommen, daß er ihn weder berechnet noch geahnt haben konnte. Er sah sich über Nacht zum Träger einer neuen Epoche der Geschichte Italiens gemacht, er sah sich auf das Feld der großen Weltpolitik geschoben und er hatte doch nichts sein wollen, als ein besonnener Reformator der Landesverwaltung innerhalb seiner eigenen Grenzen. Der Glanz, der sich an seinen Namen zu heften begann, wurde ihm drückend, denn er ging in einen seltsamen Schimmer polizeilicher Mißliebigkeit über. Es mochte auch sein Gewissen beunruhigen, daß dieser persönliche Ruhm, der die Tiara zu überstrahlen begann, von Menschen und Parteien am lautesten verbreitet wurde, mit denen er grade am wenigsten sympathisirte; und sicherlich mußte es ihn schmerzen, daß man seinen Namen

als Schiboleth bei Bewegungen im Munde führte, die er mißbilligte. Schwerlich hat er selbst nur ein verächtliches Lächeln, wie wir es haben, für seinen edlen Nachbar in Neapel gehabt, wenn er erfuhr, daß der weise Bourbone allabendlich seine Kleinen mit den Worten zur Ruhe entließ: Betet für den Papst, der nicht weiß, was er thut; oder wenn er erfuhr, daß in der Lombardei, in Modena Soldaten, die seinen Namen an die Mauer geschrieben, mit Stockprügeln bestraft seien.

Das zweite, was ihn beunruhigte, war das Gefühl, daß seine Stellung als ideeller Hort der neu erstehenden italienischen Unabhängigkeit, die eine so ausgeprägte, dem Auslande gegenüber zum Theil feindselige Farbe annahm, seine kosmopolitische Stellung, sein Hirtenamt über die Welt zu gefährden beginne, und ihn als obersten Friedenswächter auf Erden compromittire.

Die dritte und schwerste Sorge aber, die sein Herz befiel, mußte dem Umstande entspringen, daß die politische Bewegung, welche um den Fels der Kirche brandete, anfing, ihre Strichwellen bis in die Hallen dieser Kirche selbst zu schleudern. Nicht genug, daß man im Auslande alle möglichen kirchlichen Reformen von dem großen Pius erwartete, nein, auch in seiner Hauptstadt wurden Artikel gedruckt, welche ein bedenkliches Eindringen des Liberalismus in die Theologie zeigten — wie z. B. jener vielbesprochene Aufsatz des Monsignore Gazzola im Contemporaneo über die „katholische Partei,“

der eine große Entrüstung unter den Bischöfen Belgiens und der Schweiz hervorrief. Ein Fackelzug, den man unter den Augen des Papstes, in der Hauptstadt des Katholicismus, dem Consul der Eidgenossenschaft brachte, den Sturz des Sonderbunds und des katholischen Luzern zu feiern, kam nun noch hinzu, um der Geduld Pius des Neunten ein Ende zu machen. Denn das ist gewiß, eifrig rechtgläubig, scrupulös orthodox ist dieser politische Reformator, wie nur je ein Papst es gewesen, und vor allem liegt ihm das am Herzen, der Würde und den Rechten des apostolischen Stuhles, der Gewalt der Kirche nichts zu vergeben, und sich der Stellung würdig zu zeigen, welche ihm der Himmel als dem Stellvertreter Christi auf Erden gegeben.

Nach allem dem thut man Pius dem Neunten gewiß nicht Unrecht, wenn man seinen Liberalismus nur als Liberalismus des Gemüths betrachtet, dem große Vaterlandsliebe und Drang zum Wohlthun sich eint, aber nicht gelten läßt, daß ihm ein tieferes, in die Zukunft blickendes, gegen Eventualitäten gerüstetes System zu Grunde liege; und wenn man zugleich den Glauben ausspricht, daß die italienische Bewegung zu weiteren Fortschritten auf Pius IX. nicht weiter zählen kann. Was sie von nun an durch ihn erhält, werden Concessionen sein, welche sie ihm abdrängt; es sei denn, es handele sich um nationale Zwecke, um eine italienische Tagsatzung zu Rom unter dem Vorsitze des Papstes, um schützende Vertretung italienischer

Interessen im Auslande. Denn Italiener ist Pius von ganzer Seele. Auch wird er nicht aufhören, seine Sorgfalt einzelnen Reformen zuzuwenden, die er nöthig erachtet, z. B. im Finanzwesen, unter dessen unglaublicher Verwirrung er sowohl wie die ganze Staatsmaschine leidet. Aber im großen Ganzen wird die italienische Bewegung ohne ihn weiter gehen müssen; doch wird sie immer auf ihrem Banner seinen glänzenden Namen tragen. Sein Name war es, der sie von Anfang an legitimirte. Mit einer bewundernswerthen Klugheit haben die Italiener diesen Umstand benutzt. Sie warfen von sich, was sie früher und im Geheimen für die Befreiung ihres Vaterlandes vorgearbeitet, sie schnitten alle Fäden ab, welche in die Kreise des Carbonarismus, der giovine Italia hinüberspielten — sie bedurften alles dessen nicht, sie waren mächtiger durch das eine Wort: Pio Nono!

Mögen sie nicht übermüthig durch die Stärke dieses Wortes werden!

Bis jetzt waren die eigentlichen Führer und Träger des politischen Lebens der Adel, d. h. die Aristokratie der Intelligenz sowohl wie die der Geburt, die sich in Italien unendlich näher stehen als in Deutschland, da man in Italien unsern Kastengeist und Adelshochmuth nicht kennt. Auch dem Volke steht der Adel Italiens näher als in Deutschland und ich glaube nicht, daß ein Fürst Doria oder Colonna auf einen Campagnahirten so tief herunterblickt, wie ein deutscher Krautjunker auf einen

wohlhabenden Handwerker. Deshalb steht in Italien auch kein Haß und kein Mißtrauen trennend zwischen Adel und Volk, und dies folgt einträchtig dem Adel bei den politischen Evolutionen, zu welchen jener das Zeichen gibt. Den eigentlichen Adel aber treibt und controlirt die Aristokratie der Intelligenz, die in Italien mehr wie irgendwo eine Macht ist und der eigentliche Strom, welche das „Mühlrad der Zeit" kreisen macht.

So lange dies Verhältniß bleibt, hat die italienische Bewegung eine Bürgschaft ruhiger Fortentwicklung und besonnenen Maßes mehr — außer jener Bürgschaft, von der ich früher sprach und die mir im National-Charakter der Italiener zu liegen scheint. Hört aber dies Verhältniß auf, gelingt es der Partei des französischen Radicalismus und des Communismus, die bis jetzt nur gesunde, zu geistiger Thätigkeit spornende Aufregung im Volke für ihre Zwecke auszubeuten, so sind die schlimmsten Katastrophen zu erwarten. Man braucht das Volk hier nur einige Tage zu beobachten, um überzeugt zu sein, daß die vollständige Demokratie in Italien in einen politischen Carneval ausarten würde, dem der kläglichste Aschermittwoch folgen müßte. Ist doch die Demokratie, wenn sie dem unvernünftigen und ungebildeten Menschen grade soviel Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten einräumt, wie dem gebildeten und vernünftigen, überall eine bedenkliche Ordnung der Dinge. Wie aber sollte sie da möglich

sein, wo sich zu Mangel an Bildung und Vernunft in den untern Volksschichten Instincte und Leidenschaften gesellen, deren Erregung und Entzügelung die furchtbarsten Erschütterungen hervorbringen würde! *)

*) Die Februarrevolution hat die oben ausgesprochenen Befürchtungen nur zu wahr gemacht. Wir haben den Demos in Italien sich erheben gesehen, wir haben den Carneval gesehen und sehen jetzt den Aschermittwoch. In Neapel faßte das constitutionelle System Wurzel; man fühlte sich wohl und zufrieden unter dem Ministerium des Marchese Dragonetti, Graf Pietro Ferretti's und des Duca di Troja: da erhebt sich die Partei der Demokraten von Saliceti und seinen Calabresen vertreten und will die Republik einführen: die Folge ist, daß Ferdinand II. die Barrikaden des Toledo und damit die kaum errungenen Freiheiten mit Kartätschen einschießt. Die Lombardei ist bereits dem fremden Herrscher abgerungen, aber Mazzini und seine tapfern Demokratenhelden in Mailand wühlen so eifrig, daß man darüber vergißt, sich mit dem Feinde zu schlagen. Statt Carlo Alberto aus allen Kräften zu unterstützen, geben sie ihm nicht undeutlich zu verstehen, wie sie erwarten, er werde, nachdem er sein Geld, sein Heer und sein Leben für sie in die Schanze geschlagen, das Land verlassen, auch in Turin mit der Selbstverläugnung seines Heiligen die Republik proclamiren und friedlich in ein Kloster gehen. Darüber rückt Radetzky wieder in Mailand ein, und der unrepublikanische König ist nun ein schwarzer Verräther. In Livorno, in Genua ruft die demokratische Partei ein Treiben hervor so wüst, daß die Reaction keinen schöneren Sieg feiern könnte. Zum Glück fehlt Italien der Boden, auf dem eine solche „Demokratie" sich lange halten könnte und der unselige Rausch, welcher der Februarrevolution folgte und so traurige Folgen hatte, zieht allgemach vorüber. Das Volk aber ist für den Augenblick großen Theils entmuthigt; Cieeruacchio beichtet seine Sünden; und so wird die Aristokratie es sein, welche von neuem das Werk aufzunehmen und vor allem eine Versöhnung mit dem Standpunkt Pio Nono's zu suchen hat, um die mächtige Stütze und den Zauber seines Namens wiederzugewinnen. In der That ist Gioberti nach dieser Richtung hin bereits in voller Thätigkeit.

7. Januar 1848.

Die Zeit des Faschings hat begonnen. An den Straßenecken prangen große Placate der Theaterunternehmer, worin sie die Mitglieder ihrer Truppe und die Stücke, welche sie während des Carnevals geben werden, ankündigen. Dort will der Eine während der ganzen Saison nur eine Oper von Verdi und eine von Mercadante geben; ein Andrer verheißt einen Abend Donizetti, den andern Bellini — ohne weitere Abwechselung, acht, neun, zehn Wochen lang! Im Theater Tordinone soll, glaub ich gar, nur ein einziges Opus: Attila, gegeben werden, weiter nichts! O der Langeweile — und das ist Sitte bei diesem beweglichen, ungeduldigen Volke!

Uebrigens gibt es auch Theater für Lustspiel und Drama hier, und dorthin flücht' ich mich vor der Gottesgeißel Verdi's und der Ohrengeißel Mercadante's! Die Theater Aliberti, Argentina und Tordinone sind von der Oper in Beschlag genommen, dagegen herrscht im Theater della Valle und im kleinen Teatro di Metastasio Lustspiel und Tragödie, in letzterem vor allem Niccolini und Alfieri, während im ersteren Goldoni's Scherze fesseln. Die italienischen Theaterverhältnisse und Sitten haben von den unsrigen außerordentlich viel Ab-

weichendes. Die Häuser sind wie bei uns Eigenthum der Stadt oder einer Gesellschaft oder eines Privatmanns — in Rom sind die bedeutendsten in den Händen des bekannten Banquiers Fürsten Torlonia, der mit dem Gelde der unzähligen unglücklichen bei ihm accreditirten Fremden bald den vierten Theil Roms angekauft haben wird. Das Haus miethet nun ein Impresario, dieser aber bildet und regiert nicht wie bei uns selbst seine Truppe, sondern er nimmt eine bereits gebildete und organisirte Truppe mitsammt dem Director, der Capocomico genannt wird, in seinen Sold — ja zuweilen begnügt er sich nicht mit einer Truppe, sondern gewinnt zwei, wie z. B. in diesem Winter in Teatro della Valle nach einander zwei verschiedene Truppen unter zwei verschiedenen Directoren an einem und demselben Abend auftraten. Bei großen Opern ist jedoch der Impresario zugleich auch Capocomico und bildet selbst seine Gesellschaft: statt aber wie bei uns die Mitglieder durch Vermittlung von Theaterbureaux, durch die Zeitungen, durch persönliche Verbindungen zu gewinnen, wendet er sich an einen Schauspieler- und Sängervermiether. Dies ist eine Art von Sclavenverleiher, ein Mensch, dessen Industrie darin besteht, tüchtige und verwendbare Subjecte, welche ihre Unabhängigkeit und alle persönliche Freiheit gegen den Vortheil eines festen und bestimmten, auf eine Reihe von Jahren hin gewährleisteten Unterhalts aufgegeben haben, an Impresarios für gewisse Zeit-

räume zu vermiethen. Der Impresario der Scala in Mailand ist der vornehmste solcher Seelenverkäufer in Italien. Es liegt in dieser Sitte etwas, welches auf den Nationalcharakter ein bedenkliches Licht wirft: und in der That könnte sie bei einem Volke, welches persönliches Unabhängigkeitsgefühl und Freiheitsstolz besäße, nicht aufkommen, oder doch nur in Folge großer Armuth und drückenden Elends sich einschleichen. Aber Unabhängigkeitsgefühl zu nähren, hat man dem Italiener schon seit Jahrhunderten nicht mehr gestattet, und desto weiter hat ja auch hier ein überall auf dem Boden der Unterdrückung aufwachsender Nationalfehler um sich gegriffen — die Habsucht!

Das Theater war bisher dem Italiener Ersatz für die geraubte Freiheit der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens; in sein Theater hatte sich auch der letzte Trieb zur Opposition geflüchtet; denn je stummer der beschränkte Unterthanenverstand gegen die Thaten und Maßregeln seiner väterlichen Obrigkeit bleiben mußte, desto gellender, unerbittlicher pfiff und lärmte er, wenn ein armer Histrione ein Wort verkehrt sprach oder einen Vers falsch betonte.

Daher kommt es denn wohl auch, daß jeder Ort in Italien einmal im Jahre ein gutes Theater zu haben verlangt. Während es bei uns für eine Truppe ein höchst zweifelhaftes Zeugniß ihrer Trefflichkeit ist, wenn ihr „Capocomico," anführt, er habe in Heilbronn

oder Aschaffenburg oder Nordhausen Vorstellungen gegeben, hat man in Italien alle Achtung vor der Gesellschaft, welche in Sinigaglia oder Siena spielte: es kommt nur auf den Zeitpunkt an; in Sinigaglia muß es im August während der Messe gewesen sein, in Siena im September u. s. w. Während des Carnevals nehmen dann die großen Städte die guten Opern-Gesellschaften fort.

Die Schauspielhäuser selbst sind so eingerichtet, daß sie möglichst viel Personen fassen. Die Logen sind von einander überall durch Bretterwände abgetrennt; man kennt nur numerirte Parterreplätze und Logenreihen verschiedenen Ranges — unsre und der französischen Theater complicirte Abtheilungen: Parket, Parterre, Orchesterplätze u. s. w. kennt man nicht. Die Eintrittspreise für das Parterre sind sehr geringe, die Miethe einer Loge jedoch — man muß immer die ganze Loge nehmen — richtet sich nach den Hoffnungen, welche der Impresario sich auf Zuspruch macht — erwartet er ein volles Haus, so hält er sie hoch — im entgegengesetzten Fall sind die Logen billig zu haben; der Fremde darf sich aber nie an der Kasse durch hohe Forderungen abschrecken lassen, sondern muß keck ein Drittel, die Hälfte des Geforderten bieten.

Ich sah aus dem Französischen übersetzte Lustspiele und Comödien von Goldoni im Teatro della Valle hier; sie wurden beinahe mit eben der Virtuosität gegeben,

wie man auf den Pariser Bühnen derartige leichte Stücke darstellen sieht: große Gewandtheit, vortreffliches Ensemble und wenn auch weniger Feinheit und Grazie, doch dieselbe feste und wohlthuende Sicherheit. Schlimmer sieht es jedoch mit der Tragödie aus. Hier geht über der Heftigkeit die feinere Nüancirung verloren und sie glauben, dem Dichter genug gethan zu haben, wenn sie mit allem möglichen Pathos seine Gedanken in's Publicum schleudern; zornige, stürmische oder stolze Charaktere stellen sie ziemlich gut dar: auch sind sie zu intelligent, um ganz falsch ihre Rollen aufzufassen: aber es fehlt ihnen an Sinnlichkeit, sich in die Intentionen des Dichters vertiefen und seinen innersten Gedanken sich hingeben zu können. Freilich fehlt ihnen auch der Dichter, an dem ihre Kunst sich nach dieser Richtung hin ausbildete — der Schiller, dessen ungekünstelte innere Gluth für das bengalische Feuer ihres Pathos ihnen nach und nach eine natürliche Wärme, eine Stufenleiter wahrer und tiefer Empfindungen aufzwänge: oder der Goethe, der sie tiefer zu denken, Charaktere zu analysiren, und sie die Vermittlung zwischen Kunst und Leben als ihre Aufgabe zu betrachten lehrte. Ihre Größen sind ja Alfieri und Niccolini; jener ist kalt, stahlhart, ein Republicaner im Denken und leider auch im Dichten. Niccolini ist pathetisch, akademisch, bedeutend, aber nicht bezwingend; beide haben ihre Tragödien gemacht, weil sie Drang und Talent fühlten, so zu schaffen, wie vor

ihnen große Tragödien-Dichter geschaffen, — nach dem Muster der classischen Alten. Der schöpferische Geist aber, der einen tragischen oder dramatischen Stoff ausgebildet hätte, wie er, durch italienisches Wesen und Sein gebrochen sich gestalten mußte, kurz, ein nationales ernstes Drama fehlt der Literatur der Halbinsel. Desto reicher sind sie dafür im Lustspiel und in der Posse, die man besonders in Neapel in den kleinen Theatern studieren muß, wo Polichinell seine Rolle spielt und neapolitanisches Maccaroni-Leben, gehoben von dem grauenhaften Dialekt der schönen Parthenope, in voller Glorie glänzt.

Auch stört uns auf den italienischen Theatern die nachlässige dürftige Ausrüstung: das recitirende Drama ist freilich von der Oper in die Häuser zweiten Ranges gedrängt, aber auch hier könnte auf äußere Ausstattung mehr verwandt werden: diese „schlotterigen Königinnen," diese Helden, die statt des Harnisches Panzerhemden von Schillertaft tragen, muthen den Zuschauern eine Dosis Illusionsfähigkeit zu, die wenige besitzen mögen, und die verschlissenen und verblichenen Decorationen würden bei uns dem geduldigsten Publikum nicht geboten werden dürfen.

Der interessanteste Abend, den ich in einem römischen Theater verlebte, war der gestrige im Teatro Metastasio. Man gab Giovanni da Procida von Niccolini — ein früher natürlich verbotenes Stück, jetzt eben

während des Heldenkampfes der Sicilianer in hohem Grade „zeitgemäß." Das Theater war gedrängt voll — voll sind überhaupt die italienischen Theater Tag für Tag. Als der Vorhang aufging, erblickte man eine Art Hauskapelle, die zur Wohnung Procida's in Palermo gehört, und in dem Mittelgrunde eine Tumba oder Xenotaph, welches das Grabmal des Sohnes Johanns von Procida vorstellen soll: die ganze Decoration war auf ein Publikum mit bescheidenen Ansprüchen berechnet. Die Tochter Johanns von Porcida, Imelda, ist im Zwiegespräch mit ihrem heimlich ihr angetrauten Geliebten begriffen. Dies ist Tancred, der Pflegsohn Eriberts, des französischen Gebieters von Messina, der einst die Mutter Imelda's entführte und ihren Bruder erschlug, als dieser sie vertheidigen wollte. Laut, kräftig, langsam, mit etwas näselndem Tone, declamiren sie schöne wohltönende Verse, die in dem herrlichen Idiom doppelt poetisch lauten. Imelda hört erschüttert von Tancred, daß er dem verhaßten Frankengeschlecht angehöre, er, den sie für einen Italiener hielt, als sie ihm die Hand reichte; denn so hatte Eriberto ihn auferziehen lassen, als das verlassene Kind eines flüchtigen Guelfen; und dafür mußte ich mich halten, sagt Tancred, da ich aufwuchs

Nei costumi d' Italia, e l' innocente
Labbro si aperse nella sua favella,
Nella gentil favella, onde si dolce
La parola ti fu del primo amore.

Welche wunderbare Melodie liegt in dieser Sprache!

Jetzt aber hat Eribert, alt werdend und reuig zu Gott sich wendend, Tancred eines Tages in den Kreuzgang neben der Kathedrale von Messina geführt und dort, an einem Grabstein ohne Inschrift, ihn umarmt und weinend seinen Sohn genannt. Imelda ist also eines Franzosen, eines aus der Schaar der Unterdrücker ihres Vaterlandes und noch mehr — sie ist Weib des Sohnes des gehaßten Eribert, des Verderbers ihrer Familie, des Mörders ihres Bruders. Wie würde sie dem Vater gegenüber treten, wenn er rückkehren könnte, der Verbannte, der in's Elend geirrt ist — aus Wuth und Gram — und jetzt in der Fremde gestorben? Tancred tröstet sie, weist stolz auf seines Königs Karl Macht, sie zu schützen, Sicilien zu beruhigen und verläßt sie dann. Imelda ist allein — da tönt Geräusch unter ihren Füßen; das Grab ihres Bruders öffnet sich, ein Mann mit ergrautem Bart wird sichtbar, steigt empor und nach den ersten Worten, die diese Erscheinung, sich allein glaubend, spricht, ruft Imelda mit herzerschütterndem Schrei:

Qual voce!

— — — — — — — — — — — —

Io nel terror vaneggio .... o quegli e il padre ....

Das Spiel der Imelda, einer starken, gluthäugigen Italienerin, war vortrefflich in diesem Augenblick — der Schrecken, das Entsetzen hatten sie förmlich zur Seite geschleudert. Weniger geschickt wußte sie den Uebergang

aus diesem wahren Affekt des Schreckens zu der geheuchelten Freude zu finden, womit sie den Vater bewillkommnen mußte, und welche bald in ein wahres Gefühl von Glück hinüberspielte, den Vater noch im Leben, und jetzt als Stütze sich nahe zu wissen.

Johannes von Procida selbst zeigt sehr wenig Freude, seine Tochter, sein einziges Kind, wiederzusehen: er geht sofort, nachdem er angedeutet, wie er das Gerücht von seinem Tode selbst ausgesprengt, dazu über, seinem Haß und seiner Rachsucht gegen die französischen Unterdrücker seiner Heimath Sicilien Luft zu machen:

Quel dio, che l' ire ha date al verme istesso,
Condanna la viltà dell' uom prostrato
Sotto quel ferro che i fratelli uccide. *)

Bei diesen Worten, welche die Gedanken des Parterres — nicht von Königen, aber von Römern — rasch von Sicilien fort nach „Hochitalien" warfen, war es als hätte plötzlich ein Blitz in das Haus geschlagen; ein Bravo, ein Klatschen, ein donnernder Beifallsturm brach los, daß die Wände erzitterten, das Haus in seinen Fugen bebte; die Tücher flaggten, die Arme erhoben sich, die Gesichter glühten — es war ein Hexensabbath, über dem uns ruhigen Zuschauern die Haare sich sträubten.

Bis! bis! bis! brüllte es aus hundert Kehlen.

*) Gott hat selbst einem Wurme Zorn gegeben,
Und flucht der Schmach des Mannes, der dem Eisen,
Das seine Brüder schlachtete, sich beugt!

Der Schauspieler sah komisch-kläglichen Blicks zu einer Prosceniums-Loge auf, in welcher ein Polizeibeamter saß. Es scheint, nach italienischem Polizeicoder ist es einem Schauspieler verboten, etwas zweimal zu sagen. Der Mann in der Loge rührte sich nicht.

Bis! bis! bis! — donnerte es, ich glaubte, die Decke würde einstürzen. Der Schauspieler war in Todesangst — es sah in der That aus, als ob man ihn im nächsten Augenblick in Stücke reißen werde, wenn er nicht gehorchte. Er richtete den flehentlichsten Blick seitwärts nach oben; der Polizeimann hatte sich erweichen lassen oder ihm war selbst Angst geworden; er zuckte mit den Wimpern; und nun:

Quel dio, che l'ire ha date al verme istesso etc.

und nun noch einmal derselbe namenlose Ausbruch!

Johannes von Procida fuhr endlich in seiner Rede fort, immer von Zeit zu Zeit von Bravos unterbrochen. Nur als er sagte:

In diesem Lande voll zwieträcht'ger Städte,
Den Sein'gen Feind und den Barbaren offen,
Sind wir in jedem nächsten Orte Fremde —

erstarb der Beifall kleinlaut, aber bei den Worten:

— — — — — — — — Die Stirn zum Himmel,
Den Sklaven nicht verdienen anzublicken,
Werd' ich erheben und zur Sonne sagen:
Befruchte nicht dem Sieger mehr die Saaten,
Du lichte Königin des Zeitenwechsels,
Geh über freiem Boden auf und sei
Nicht mehr die Mutter schmachbedeckter Tage!

da brach der ganze Jubel, die ganze Raserei wieder aus und dauerte, bis sich der Vorhang senkte.

Der zweite Akt zeigt uns ein Zimmer im Hause Procida's und Imelda, die einer Vertrauten, Irene, Auftrag gibt, ihr und Tancred's Kind vor den Augen des Vaters zu verbergen und Tancred heimlich zu ihr zu bescheiden. Procida kommt mit bewaffneten Männern; er befiehlt Irenen zu bleiben, es zeigt sich, daß das Betragen seiner Tochter sein Mißtrauen weckte: er kündigt ihr das Kommen seines Freundes Gualterio an, eines jungen Kriegers, dem Procida seine Tochter zur Frau bestimmt zu haben scheint. Gualterio tritt auf. Welch Schicksal — fragt Procida nach dem ersten Gruß, welch Schicksal lastet auf Neapel?

Gualterio. Die Schmach!
Procida. Ihr Plan?
Gualterio. Die Rache!
Procida. Und der König?
Gualterio. Zertritt sein Volk, verachtet es als Fremde,
Zeigt Habsucht allen Reichen, Grausamkeit
Für die, so arm, und in der Königsburg
Lau'rt der Tyrann oder verläßt sie so
Wie eine Bestie die Höhle!

Daß diese Worte, die sich so von selbst und unmittelbar auf neapolitanische Zustände der Gegenwart anwandten, zündeten, brauch ich nicht zu sagen: es wäre auch vergeblich, die Ekstase, den wahnsinnigen Jubel zu beschreiben, den sie hervorriefen. Wieder hieß es: bis,

bis, bis — der Schauspieler schielte wieder seitwärts empor, aber die löbliche Polizei hatte klüglich Reißaus genommen; und jetzt mit eigenem innerem Jubel, sich hoch erhebend, mit glühenden Blicken, donnerte der Schauspieler noch einmal seinen Fluch:

— — — — sta nella reggia
Invisibil tiranno, o n'esce il crudo
Come belva dall antro!

auf das unglückselige Haupt des Bourbonen Ferdinand! Die Schlagworte, die zündenden Blitze folgten nun unaufhörlich einer dem andern, während Gualterio die Despotie des Anjou schildert:

Der Schrecken herrscht, das Wort wird zum Verbrechen,
Das Schweigen furchtbar, und schon schuldig ist,
Wer seines Freunds Gedanken nicht verräth!

Procida erzählt, was er gethan, um den Aufstand vorzubereiten, um wilden Blutdurst in den Mißhandelten hervorzurufen. Und diese Verschwörung — fällt ihm Gualterio in's Wort. Verschwörung? ruft Procida aus, — ein Volk verschwört sich nicht: Jeder versteht den Andren ohne Wort! — Neuer Beifallssturm und neues Bis!

Die Scene endet endlich. Procida verspricht Gualterio seine Tochter und heißt ihn die Vasallen zusammenberufen. Dann kommt Imelda, und Procida kündigt ihr an, daß er den Unterdrückern den Untergang bereitet.

Sie bebt zurück, sie bittet, den Franken, der sich in Frieden sicher wähne, nicht zu meuchelmorden — Procida fällt ihr mit dem Ausruf in's Wort:

Qui mai pace non fu, chè ha guerra eterna
Coll' oppressor l' oppresso!

und wieder bebt das Haus in allen Fugen!

Sie zittert für ihres Vaters Sicherheit. Er ruft:

— — — — Questo terror lo lascia
D' un Francese alla moglie — —

und alle solche Worte wecken immer auf's neue den Wahnsinn dieses in Ekstase schwimmenden Publikums. Procida endet, indem er in kurzen dürren Worten seiner Tochter ankündigt, daß er sie Gualterio vermählen wolle. Der Akt schließt mit einem Monolog der in Verzweiflung gestürzten Imelda.

Der dritte Akt führt uns wieder in die Hauskapelle mit den Gräbern der Procida. Johannes und Gualterio treten auf; jener gibt wieder wie immer seinem glühenden Hasse gegen die Franzosen Worte, und schildert ihren Charakter in Zügen, welche eine frappante Aehnlichkeit mit allem dem haben, was wir in Deutschland über die liebenswürdige große Nation dachten, kurz nachdem wir das Glück genossen, unter ihrem Scepter zu stehen. Gualterio macht dem Erzürnten die freilich nahe liegende Einrede:

Haß' ich sie auch im Frieden —
Im Kampf bewundr' ich sie: ich wollte, daß
Italiens Krieger nur wie sie sich schlügen!

Diese naseweise Bemerkung, dieser Zweifel an dem alles übertreffenden Heldenmuth italienischer Krieger wird vom Publikum sehr übel aufgenommen — man murrt, man pfeift, — zum Glücke tritt Imelda auf, und ihre gramgebeugte Erscheinung gibt den Gedanken eine andere Richtung. Procida erzählt, wie er vom König von Aragonien in Valencia reich beschenkt worden, wie er aber alle Habe veräußert, um mit dem Erlöse Feinde dem Anjou zu erkaufen; so könne er Gualterio mit der Tochter keine Schätze geben, aber das Schwert seines Sohnes solle er erben: dann, weil immer seine Gedanken zum einzigen Mittelpunkt seines Lebens, dem Hasse, zurückkehren, schleudert er einen furchtbaren Fluch auf die Italienerin, die zu einem Feinde Italiens: ich liebe dich! spreche;

— — — — sie werde fruchtbar nur, daß sie
Sich einen muttermörderischen Sohn gebäre.

Endlich steigt er in das Grabgewölbe seines Sohnes, um dessen Schwert zu suchen, mit den Worten:

Jedweder Franke fall': ein blut'ger Haufen
Aus ihren Knochen hebe sich zum Himmel,
Das Feu'r verzehr', die Fluth ertränke sie!

Mit dieser an Wahnsinn streifenden blutdürstigen Wuth

des Mannes würde ein guter Schauspieler uns in Deutschland das Blut gerinnen machen, und uns einen innerlichen Abscheu einflößen. Nicht also bei einem Publikum liberaler Römer. Bei diesem loderte ein solcher Enthusiasmus auf, der Beifallsturm wurde bei diesen Worten so entsetzlich, daß mich ein tiefer Schauder erfaßte. Welches Volk, bei dem ein grauenhafter Blutdurst solch' ein Echo findet! Daß bei all diesem trunkenen Taumel niemand an die Franzosen und König Karl dachte, brauche ich nicht zu sagen — alle diese mordsüchtigen Gedanken der Raserei, welche der Dichter geweckt hatte, bohrten sich wie eben so viele Dolche in das Herzblut Anjou-Radetzky's und seiner östreichischen Bataillone, unsrer lieben deutschen Brüder in der Lombardei!

Procida kommt wieder mit dem gesuchten Schwerte; er will bei dem erwarteten Kampfe Eribert erwürgen, Gualterio's Aufgabe soll sein, Tancred zu erschlagen: Procida befiehlt seiner Tochter, Gualterio zu dem Ende mit dem Schwerte ihres Bruders zu umgürten; sie soll jetzt auch über dem Grabe des Bruders Gualterio die Hand geben — da tritt Tancred — den Imelda, wie wir oben sahen, warnen zu lassen verhindert wurde, in die Kapelle. Furchtbares Erschrecken Imelda's. Wenn der Vater erfährt, daß Tancred ein Sohn Eriberts, ein Franzose, so ist ihr Gemahl ein Opfer des Todes: wenn nicht, so ist das Geheimniß ihres Vaters ver-

rathen: in der Angst stammelt sie, der Fremde sei ein Guelfe, der sie beschützt habe während ihrer Verlassenheit: Doch Tancred sagt unerschrocken selbst, daß er Eriberts Sohn sei, und will Imelda mit sich fortführen. Man entblößt die Schwerter, Imelda aber, sich zwischen sie werfend, schmettert ihren Vater mit dem Geständniß nieder, daß sie Tancred's Gattin sei. Der blutdürstige Alte ruft nun in Raserei die Vasallen herbei, um Tancred gefangen nehmen zu lassen. Dieser aber gibt freiwillig Gualterio sein Schwert, der ihm versichert:

Der Augenblick ist da
Zu jenem Kampf, den uns die Tyrannei
Hat aufgezwungen: du erhältst dein Schwert
Alsdann zurück!

Wüthender Beifall bricht über diese Worte aus, während dessen der Vorhang sinkt.

Der vierte Aufzug zeigt uns eine Anzahl Sicilianer, Verschworene, mit welchen Procida die Ausführung seiner Plane beräth, und bei welcher Gelegenheit glühende Ausbrüche des Hasses gegen die Unterdrücker dann nicht gespart werden. Der Versammlungsplatz wird bestimmt, der Ton der Vesperglocke soll das Zeichen des Losbruchs geben. Es folgt eine herzzerreißende Scene zwischen Procida und Imelda. Procida schildert seiner Tochter, wie Eribert, einst als Gastfreund in sein Haus aufgenommen, mit Gewalt ihre Mutter entführt habe; wie diese dann unter ihrer Schmach hingesiecht, in seinem

Hause gestorben, wie sie im Kreuzgang neben der Kathedrale von Messina unter einem Grabstein ohne Inschrift ruhe. — Eine furchtbare Ahnung durchzuckt Imelda; aber bevor sie sie hat aussprechen können, kommt ihre Vertraute mit ihrem Kinde — Imelda muß sehen, wie ihr Vater von Abscheu vor ihrem Kinde, dem Kinde eines Franzosen, erfaßt wird: In welcher Sprache nennt es dich Mutter? fragt er höhnisch. Aber das Maß des Krassen ist noch nicht voll. Ein Diener kommt mit einem aufgefangenen Briefe Eriberts an Tancred. Procida liest ihn: Eribert hat von einem Vertrauten Tancreds die heimliche Ehe seines Sohnes mit Imelda vernommen. Er schreibt ihm: Imeldens Mutter ist auch die deine! —

An dieser Stelle des Stücks angekommen, wünscht man lebhaft das Ende solcher Tragödie herbei. Das Spiel der Darstellerin, welche die Rolle der Imelda hatte, war — glücklicherweise — der Aufgabe einer solchen Situation nicht gewachsen: sonst wäre es nicht zum Aushalten gewesen.

Der Aufzug schließt damit, daß Procida verlangt, seine Tochter solle sich durch keine Drohung, selbst den Tod nicht, das Geheimniß ihrer Ehe entreißen lassen. Sie schwört es, und er verheißt dagegen, wenn er den Sieg erfochten, Tancred entfliehen zu lassen.

Der fünfte Akt endet dann endlich die moralische Folter. Herzzerreißende Scenen zwischen Imelda und

Gualterio, der Tancred auf ein rettendes Boot bringen zu lassen verspricht: dann kommt Tancred, der sich weigert zu fliehen, und endlich, als er das Geheimniß aus dem Munde des hinzukommenden Procida's vernimmt, sich ersticht. Imelda fällt ohnmächtig neben ihm nieder. Die Verschworenen nahen: ein Thor öffnet sich, die Vesperglocke läutet und im Hintergrunde wird die Piazza di San Spirito sichtbar, wo eben der Kampf des Volkes beginnt. Unter dem Rufe: All armi! all armi! und dem aufs neue aufbrausenden Beifalltoben endet das Stück — diese Tragödie der italienischen Mordlust. — Man muß gestehen, der Dichter hat vortrefflich verstanden, den Geist des großen Ereignisses, mit dem er den Abschluß findet, in den Charakteren zu spiegeln. Eine wuthschnaubende Rachsucht, wie sie im Herzen eines Procida kocht, konnte uns auf nichts geringeres vorbereiten als auf — eine Sicilianische Vesper.

Pio Nono.

Ich habe vom Anfange meines römischen Aufenthalts an danach gestrebt, über die Lebensgeschichte des Mannes, an welchen sich die Verjüngung Italiens knüpft, Nachrichten zu sammeln. Aber ich war nicht glücklich in diesem Bemühen. Man kennt so wenig in Italien literarische Industrie, daß bis jetzt noch nicht einmal eine Lebensbeschreibung Pio Nono's erschienen ist, und nur eine Broschüre über eine Episode aus dem Leben des Papstes, von der später die Rede sein wird, fiel mir in die Hände. Zwar fand ich in Rom einen französischen Versuch mit verheißendem Titel: Rome et Pie IX par A. Baleydier: aber diese Schrift zeigte sich vollständig unbrauchbar — es war ein französisches Phrasenmachwerk. Was man mir mündlich erzählte, waren die bekannten Anekdoten, von denen die Hälfte unwahr, die andere Hälfte entstellt sein wird. Die leichtgläubigen Römer kümmern sich nun einmal eben so wenig wie um die Reinlichkeit und Ordnung in ihren Häusern, um Ordnung und Reinlichkeit in ihrem Kopfe; und nirgends in der Welt ist die Tagesgeschichte behutsamer aus einem confusen Lügenchaos herauszufischen als hier.

Jene Anekdoten sind zumeist in den öffentlichen Blättern bereits erzählt. Eine der hübschesten ist in dem

Turiner „Mondo illustrato“ zu lesen: Ein Edelmann von großem Vermögen will seinen ganzen Reichthum Einem seiner beiden Söhne vermachen: dieser aber ist fest entschlossen, trotz eines solchen Testamentes dennoch mit dem Bruder zu theilen. Im Zorn darüber errichtet der Vater ein Testament, worin er seinen Söhnen den kleinen Pflichttheil, alles andre aber dem Priester vermacht, welcher am Tage seiner Exequien die erste Messe in der Pfarrkirche des Erblassers lesen werde. Nach dem Tode des Edelmanns wird dies Testament des auffallenden Inhalts wegen dem Papste vorgelegt. Es war am Tage vor der Abhaltung der Exequien. Am andern Morgen erhob sich Pius IX. vor Tagesanbruch, begab sich nach der betreffenden Kirche, ließ sich die Thüren öffnen und las die erste Messe in derselben. Als Testamentserbe des Edelmanns schenkte er sodann den ganzen Nachlaß sofort an die übergangenen Söhne.

Eine alte Nonne, die seit Jahren — man sagt seit zwanzig Jahren — an der Gicht krank niederliegt, hatte den sehnlichen Wunsch, Pius vor ihrem Ende zu sehen. Zufällig hört er davon und mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit begibt er sich sogleich in das Kloster und läßt sich in die Zelle der armen alten Frau führen. Wie diese ihn sieht, ihn hört, erfaßt sie eine so übermäßige Freude, daß sie davon auf der Stelle gesund wird.

Ein Ehepaar, der Mann katholisch, die Frau

protestantisch, wenden sich an Pius, — hier wendet sich jedermann mit jedem Begehren an Pio Nono — und klagen ihm bei einer Audienz, daß die Mitbewohner ihres Hauses, die Eltern des Mannes, ihren Frieden stören, weil sie beständig die Frau mit Bekehrungsversuchen ängstigen. Sie wissen, sagen sie, in ihrer Noth kein anderes Mittel, als Seine Heiligkeit um Schutz anzuflehn. Der wird ihnen auf das freundlichste gewährt, und Pius sagt zu der jungen Frau mit seiner herzgewinnenden milden Weise: Gehen Sie nach Hause, meine Tochter, und üben Sie ruhig ihre Religion, Niemand soll Sie fortan darin stören; ich werde dafür sorgen. — Das ganze Wesen Pio's ergreift die Frau so sehr, daß sie dem Papst zu Füßen fällt und ihn anfleht, sie wirklich als Tochter anzunehmen, und ihre Gelübde als katholische Christin zu empfangen, um einer Heerde anzugehören, die einen solchen Hirten habe — aber Pius entgegnet sanft: Erst gehn Sie nach Hause, so wichtige Entschlüsse darf nicht ein Moment entscheiden, dazu gehört Ueberlegung, nicht Enthusiasmus. —

Wie Pio Nono den Haufen schwarzer Kugeln der gegen die Consulta di Stato stimmenden Cardinäle mit seinem weißen Käppchen bedeckt, — mit den Worten: jetzt sind sie alle weiß! wie er als Erzbischof von Imola die Liste von Theilnehmern einer Verschwörung ihrem Entdecker abgenommen und in's Kaminfeuer geworfen, zur Verzweiflung des Polizeibeamten, das alles ist viel-

fach erzählt; darum mag nur des folgenden charakteristischen Zuges noch Erwähnung geschehen:

Ein Mensch stellt sich eines Tages dem Papst vor und überreicht einen Brief des Grafen Mastai in Sinigaglia, worin der Ueberbringer der Gnade Seiner Heiligkeit empfohlen und zugleich bemerkt wird, derselbe verdiene, daß vermittelst einer kleinen monatlichen Pension von acht bis zehn Scudi für ihn gesorgt werde. Pio Nono nimmt lächelnd die Feder, schreibt dem Hülfsbedürftigen eine Anweisung von zehn Scudi auf — die gräflich mastaische Casse und schickt ihn damit nach Sinigaglia zurück — wo man von diesem Augenblicke an darauf verzichtet, Nepotenhoffnungen zu hegen!

Einem jungen Franzosen, Begleiter eines französischen Bildhauers, dem der Papst während meines Aufenthalts in Rom zu einer Statuette saß, gelang es, eine Menge Details über das Leben und die früheren Schicksale Pio Nono's zu erhalten, welche er in französischer Weise unendlich breit ausgemalt und in einem dicken Bande herausgegeben hat*). Ich will die interessantesten Thatsachen — ihres romanhaften Gewandes entkleidet — hier folgen lassen.

Um das Jahr 1815 kam ein hübscher blasser, ziemlich verschlossener junger Mann nach Rom, der aus einer angesehenen, doch nicht grade sehr bedeutenden Adelsfamilie in Sinigaglia stammte und dort erzogen

*) Vie et Portrait de Pie IX par F. Clavé. Paris 1848.

war. Der Papst Pius VII. war ein Gönner seines Hauses: Giovanni Mastai aber pochte zuerst an die Thüre des Fürsten Barberini, des Chefs der Nobelgarde, um sich in die Liste derjenigen einzeichnen zu lassen, welche in die Nobelgarde des Papstes aufgenommen zu werden wünschten. Barberini machte Schwierigkeiten, weil ihm der zwei und zwanzigjährige Mastai zu schwächlich erschien: aber Pius VII. schlug diese Bedenken durch das Interesse nieder, welches er für den jungen Mann nahm und so wurde dieser als Aspirant eingetragen. Bis zur nächsten Vacanz, die seinen wirklichen Eintritt in die militärische Laufbahn erlauben sollte, durchschweifte Mastai Rom, zeigte ein besonderes Interesse für die zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten der ewigen Stadt und brachte viele seiner Abende im Hause einer Signora Devoti zu, der Mutter eines Sohnes, der von gleichem Alter mit Mastai und sein Freund war, und zweier Töchter von auffallender Schönheit. Die Mutter und die Töchter leben noch in Rom, die beiden letzteren verheirathet. Der liebenswürdige bescheidene Mastai wurde hier wie ein Kind des Hauses betrachtet. Mit der liebendsten Theilnahme nahm man sich seiner an und mit derselben Theilnahme hörte man ihn einst erzählen, wie nur ein Zufall, ein einziges Ereigniß den stillen Verlauf seiner Kindheit unterbrochen. Er hatte nämlich als Knabe eines Tages, nahe bei einem Weiher spielend, plötzlich einen Schwin-

del bekommen, dann das Bewußtsein verloren, und war in's Wasser gestürzt, aus welchem allein die Unerschrockenheit eines jungen Hirten ihn gerettet hatte, der in der Nähe war und sich ihm nachgestürzt hatte.

In diesem Vorfall lag der erste Keim eines Leidens, welches auf die ganze Laufbahn Mastai's so entscheidenden Einfluß bekommen sollte.

Unter den Wohlthätigkeitsanstalten, welche das Interesse des jungen Mastai erregten, war eine, welche den Namen Tata Giovanni führt. Es ist eine Art Asyl für arme Handwerker, für verwaiste Kinder und eine Schule für die letztern, bis es gelingt, sie als Lehrlinge unterzubringen. Sie wurde 1732 von einem frommen Maurermeister Giovanni Borgi gestiftet, den das Volk Tata (Papa) Giovanni nannte, und behielt nach dessen Tode den Namen des guten Alten bei.

In dieser Anstalt brachte der Nobelgardist in spe viele seiner Stunden zu und fand Vergnügen daran, den Kleinen Unterricht zu geben, oder sie auf den Aventin zu begleiten und auf den Rasenplätzen des welthistorischen Hügels ihre Spiele zu beleben und zu beaufsichtigen, und sich dabei herzlich mit ihnen herumzutummeln.

Eines Abends — um die Stunde, wann Mastai in Tata Giovanni zu kommen pflegte, erschien er nicht. Die Lehrlinge und Kinder warteten auf ihn bis zum Abendessen — aber umsonst. Im Augenblick, in wel-

chem sie das Refectorium betreten wollten, hörten sie Wagengerassel: eine leere Carosse hielt vor der Thüre: es war die Equipage des Cardinals Fontana, dessen Ställe und Remisen in dem nahen Viccolo di Santa Anna (dei Falegnami) sich befanden. Der Kutscher rief den Pförtner an und sagte ihm, er habe so eben beim Schein der Lampe eines Madonnenbildes einen jungen Menschen auf dem Pflaster ausgestreckt gesehn, der in Krämpfen und Zuckungen liege. Er habe seine Pferde nicht verlassen dürfen, aber ein andrer Wagen könne jeden Augenblick den Unglücklichen überfahren, deshalb solle man eilen ihn aufzunehmen. Der Pförtner ergriff eine Lanterne und die Bewohner von Tata Giovanni begaben sich schleunig an die bezeichnete Stelle: man fand Mastai, den ein Anfall von Epilepsie bewußtlos zu Boden geworfen hatte. Er wurde aufgenommen, und nach Tata Giovanni gebracht.

Die Freunde der Familie Mastai waren auf's schmerzlichste von diesem Ereigniß ergriffen. Alle bisherigen Hoffnungen des jungen Mannes wurden dadurch zerschmettert. Vor allen erschüttert waren Signora Devoti und ihre Kinder. Vielleicht war eines unter diesen letzteren, welchem mehr als allen andern das Unglück zu Herzen ging oder mindestens hätte gehen sollen. Vielleicht aber auch ist das nichts als eine leere Vermuthung. Doch, man sagt, daß der junge Mastai in jener Epoche seines Lebens ein zartes und schmerz-

liches Geheimniß in seiner Brust verschlossen getragen habe, und daß die Qualen einer hoffnungslosen Leidenschaft nicht ohne Einfluß auf den Ausbruch der Catastrophe gewesen, welcher er in dem Viccolo di Santa Anna erlag. — —

Mit den militärischen Aussichten war es jetzt natürlich zu Ende. Der Fürst Barberini hatte nicht sobald von dem Unglücke gehört, welches seinen durch päpstliche Empfehlung ihm aufgedrungenen Recruten betroffen, als er Pius VII. erklärte, von dem Eintritt in die Nobelgarde könne keine Rede mehr sein. Der Papst aber behielt sich vor, dem jungen Menschen diese Nachricht selbst mitzutheilen, um sie ihm weniger schmerzlich zu machen. Er beschied ihn zu sich und die Unterredung, welche Mastai mit seinem gütigen Gönner hatte, muß bei ihm einen tiefen Eindruck hinterlassen haben. Er verließ am andern Tage Rom. Niemand wußte, wohin er sich gewendet, wo er geblieben. Nach einigen Monaten erschien er eben so unvermuthet wieder im Wohnzimmer der Signora Devoti und in der Mitte seiner alten Freunde, der Kleinen von Tata Giovanni. Aber Mastai war nicht mehr der Alte: er war älter, ernster geworden und statt der bürgerlichen Kleidung trug er die schwarze Soutane eines jungen Clerikers.

Mastai hatte sich entschlossen, der Kirche anzugehören.

Drei Jahre lang mußten nun theologische Studien

gemacht werden: er benutzte dazu die Academia ecclesiastica, unter der Leitung des Abbate Grazioſi, ſeines ſpäteren Beichtvaters, jenes verehrten und gelehrten Mannes, der auch Ventura bildete und auf die liberalen Entſchließungen Pius IX. vom entſchiedenſten Einfluß geweſen ſein ſoll.

Während jener Studienzeit vergaß Maſtai Tata Giovanni keineswegs. Pius VII. ſchien ſich an dieſer Vorliebe für die wohlthätige Stiftung des alten ehrlichen Maurermeiſters zu erfreuen, denn er ernannte den jungen Theologen, noch bevor dieſer die Weihen erhalten, zum Director der Anſtalt. Eigentlich war das ein Uebergriff des Papſtes. Bisher hatten die abgehenden Directoren das Recht gehabt, ihren Nachfolger ſelbſt zu ernennen. Der Vorgänger Maſtai's, Abbate Bighi, hegte deshalb lange Zeit einen nicht geringen Zorn gegen Maſtai, den er für einen Intrigant hielt. Als er eines Tages mit Ventura, — der damals noch nichts als ein einfacher Cleriker war — die Treppe zum Capitol hinaufſtieg, während Maſtai die Stufen hernieder kam, ſagte er giftig:

Sehen Sie den kleinen Abbate da! er ſpielt eine Rolle um Papſt zu werden!

Auch Grazioſi ſagte eines Tages von Maſtai: das iſt ein Mann von großer Intelligenz und von großer Tugend: und du wirſt ſehen, daß er einmal Papſt wird!

Dieſe beiden Vorherſagungen erfüllten Ventura

mit einem besondern Interesse für den jungen Abbate, er folgte seiner Laufbahn aufmerksam und als Gregor XVI. gestorben, dachte er jener Prophezeiungen und gab dem Cardinal Pignatelli einen Rath, der vielleicht nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Wahl Mastai's blieb.

In Tata Giovanni war Mastai der erste Wirkungskreis geboten und dieser füllte ihn mit großem Eifer und mit derselben Art von Thätigkeit aus, welche ihn später zum bewundertsten Fürsten seiner Zeit machen sollte. Er ordnete, reformirte, sorgte überall. Er opferte von seinem eigenen Vermögen, um die Einrichtung der Anstalt zu ergänzen. Er führte die Elemente der Geometrie unter die Unterrichtsgegenstände ein: er sorgte für Lehrer im Zeichnen, Kupferstechen und Sculptur: er bangte nicht vor Maßregeln von der größten Entschiedenheit und hob die sämmtlichen Werkstätten im Hause, in welchen die Kinder unterrichtet werden sollten, die aber auf italienische Weise, d. h. mit überflüssig viel Rücksicht auf das nationale Dolce far niente geführt wurden, auf und brachte die Lehrlinge nach Tata Borgi's ursprünglichem Willen in der Stadt bei tüchtigen Handwerkern unter.

In Tata Giovanni, in der kleinen dürftigen Hauskapelle, an einem schmucklosen Altar las Mastai auch die erste Messe, ohne an den Gebrauch junger Priester sich zu kehren, die zu solcher Feier eine der großen

Hauptbasiliken auszusuchen pflegen: er wollte seinen Pflegbefohlenen an diesem Tage treu bleiben und hierhin zurück kam er später auch, um die erste Messe zu lesen, nachdem er Bischof (von Spoleto) geworden.

Mastai blieb sieben Jahre hindurch Director der Anstalt. Als er ihr entrissen wurde, um einer Mission in weite Ferne zu folgen, schied er von ihr unter dem heftigsten Schmerze, und seine Pflegbefohlenen überließen sich einem untröstlichen Kummer, ihren Vater verloren zu haben. Er war ihnen unvergeßlich. Und als viele, viele Jahre später einmal wieder Papstwahl im Quirinal gehalten wurde, und ein neuer Pontifex auf die Loggia hinaustrat, um sich dem Volke zu zeigen, und als nun ganz Rom verwundert, unsicheren Blickes den unbekannten Neuerkorenen anstarrte — da tönte von einer Seite her, von einer kleinen Gruppe Menschen, ein begeistertes, unaufhörliches, wüthendes: Viva Pio Nono, e viva il padre del popolo!

Es waren ehemalige Zöglinge von Tata Giovanni, die, von einer wahren Wuth von Freude ergriffen, im neuen Statthalter Christi auf Erden Niemand anders erblickten als ihren guten Lehrer, den geliebten Abbate Mastai.

„Nella casa di Mastai anche i gatti sono liberali," sagte der Cardinal-Staatssecretair Gregor's XVI., als Mastai ihn einst fruchtlos um die Begnadigung seines wegen liberaler Gesinnungen verbannten Verwandten bat. Der Liberalismus war danach eine Art „Erbweisheit" jener vom Himmel mit nur mäßigen Glücksgütern gesegneten, ein unscheinbares, zweistöckiges Haus in Sinigalia bewohnenden Familie, welcher das Heil widerfahren sollte, Italien den „Angelo della Pace" zu geben. Aber es ist anzunehmen, daß auf die wunderbare Erscheinung eines „Liberalen" auf dem Stuhle der Innocenz und Julius auch der Umstand vom entschiedensten Einfluß gewesen, daß dieser Mann nicht aus dem Kloster oder der Sakristei hervorging, sondern daß sein Lebenspfad ihn stets mitten durch praktische Verhältnisse, und besonders, daß er ihn über das Weltmeer in das Land geführt hat, welches die Wiege der Zukunft und der Schauplatz des fünften Aktes der Weltgeschichte ist.

Im Jahre 1827 gab ein Geistlicher, Don Giuseppe Sallusti, in vier schweren Bänden die Beschreibung der Reise heraus, welche er als Secretair des hochwürdigen Don Giovanni Muzi im Jahre 1823 nach Chili gemacht.

Pius VII. hatte in jenem Jahre eine apostolische Mission dahin abgesandt; Muzi war als Vicarius Apostolicus an ihrer Spitze gewesen. Das dicke Buch wurde vielleicht von einigen Klosterbibliotheken angeschafft, gelesen sicherlich von Niemand. Da, nach mehreren Jahren, rat ein neuer Erwählter unter St. Peter's Tiare — ein Mann, aus dessen Leben man weiter nichts Bedeutendes anzuführen wußte, als er sei einst in Chili gewesen — als Gesellschafter Muzi's, jetzt Bischofs von Citta di Castello, der unter Pius VII. eine Mission dorthin übernommen. Nun zog auch irgend ein bücherkundiger Mann das Opus des Don Giuseppe Sallusti aus der Vergessenheit hervor, und mit Interesse suchte man alle Stellen desselben auf, welche sich auf die persönlichen Schicksale Mastai-Ferretti's bezogen.

Wir würden zu Nutz und Frommen des Lesers gern eine gleiche Mühe unternehmen, hätte uns nicht ein Auszug daraus, der 1846 in Velletri erschienen ist, geschmückt mit dem, natürlich möglichst unähnlichen, Bildnisse Pio Nono's in Steindruck, die Arbeit um ein Bedeutendes verkürzt.

Die Reisegesellschaft also bestand aus dem apostolischen Vicar für Chili, Peru, Merico und Columbia, Monsignore Muzi, Erzbischof in partibus von Philippi, dem Abbate Don Giovanni Maria Mastai, bisher Director der kleinen Erziehungsanstalt für arme und verwaiste Kinder von Tata Giovanni in Rom, und

dem Abbate Sallusti; der bevollmächtigte Minister Chili's am römischen Stuhle, Archidiakon Giuseppe Ignazio Cienfuegos, und der Minoriten-Pater Luigi Pacheco hatten sich ihnen für die Reise angeschlossen. Am dritten Juli von Rom abgegangen, sehen wir die Gesellschaft bis zum 5. Oktober in Genua verweilen. Dort war es, wo Mastai, eben Canonicus geworden, mit einem kleinen Reisebündel unter dem Arme an die Thür Sr. Eminenz des Cardinal-Erzbischofs Lambruschini klopfte, um von ihm ein Unterkommen zu erbitten. Hätte Lambruschini geahnt, daß dieser selbe junge blasse Abbate sich einst auf den Stuhl setzen würde, den er so lange als seine rechtmäßige Erbschaft und sein Eigen betrachtet! daß dieser bescheiden bittende Wanderer seinem Ehrgeize, dem langjährigen Werke all seiner Gedanken und Kräfte, ja, seiner ganzen Welt den Todesstoß versetzen würde!

Am 5. Oktober reiste die Mission von Genua ab. Sie hatte sich am Bord der französischen Brigantine „Heloise" eingeschifft. Nach einer ruhigen Fahrt während der ersten fünf Tage erhob sich ein furchtbarer Sturm. Man war in den Gewässern von Catalonien. Der Orkan schleuderte das Schiff mit wachsender Wuth umher. Mastai lag krank im Bette; als aber die Gefahr immer mehr stieg, erhob er sich und setzte sich, seiner Glieder nicht mächtig, zu den andern Reisegefährten auf den Boden. Ein plötzlicher Stoß schleuderte ihn von einer Seite der Kajüte an die andere. Am

Morgen des 13. befand sich das Schiff im Busen von Valencia; der Sturm ließ nach, wüthete aber gegen Abend aufs Neue. Am 14. gelang es endlich, den schützenden Hafen von Palma, der Hauptstadt von Malorca, zu gewinnen. Don Giuseppe, unser fleißiger Historiograph und Gewährsmann, beschreibt gewissenhaft die Lage dieses Ortes, der, längs dem Golf ausgebreitet, einen herrlichen Anblick biete: besonders interessirte ihn das ganz neue und curiose Schauspiel einer Reihe von Windmühlen an beiden Enden der Stadt, mit den langen, unaufhörlich sich umschwingenden Armen. Die Bevölkerung, sagt er, sei außerordentlich abergläubig; denn sie schwöre darauf, daß die unter ihnen wohnenden Mauren eines der beiden charakteristischen Merkmale des Teufels an sich trügen (abbiano dietro una piccola coda in segno di detestatione e di vilta); darum nennen sie dieselben scioete, „geschwänzte Menschen," und lassen sich mit ihnen nicht in Unterhandlungen ein.

Unsere verschlagenden Reisenden sollten des schützenden Hafens nicht lange froh sein: die Hafenbeamten kamen an's Schiff, nahmen ihnen ihre Papiere und die Schiffsbücher, und verurtheilten die „Heloise" zu zwanzig Tagen Quarantaine, weil sie Küsten berührt habe, welche von der Pest inficirt seien. Dem apostolischen Vicar wurde befohlen, sofort an's Land zu kommen. Er ging in Begleitung Mastai's — unter den Kanonen

der Hafenforts war nichts Anderes zu thun, als zu gehorchen. Mit Mühe kamen sie in einem kleinen Nachen durch die noch sturmbewegte Brandung; am Ufer umringte sie ein Haufe „brutaler Soldatesca“ und warf sie in den schmutzigen Kerker des Lazareths. Don Giuseppe, der am Bord zurückgeblieben war, hatte dies kaum erfahren, als auch er an's Land eilte, um das Schicksal seiner Gefährten zu theilen, die so rasch in die Mühsale und Leiden des Missionar-Berufes eingeweiht werden sollten. Am folgenden Tage wurden alle drei Gefangenen zum Verhöre berufen. In der Eingangshalle des Lazareths war das Tribunal aufgeschlagen: der Alcalde der Stadt übte die Richterfunctionen, zwei Assessoren hatte er zur Seite, und unten saß ein Notarius mit einem scheußlichen, grüngelben Gesichte. Auf einem Holzschemel mitten im Saale saßen die Gefangenen, Muzi, Mastai und Sallusti; bevor aber das Verhör begann, wurden sie sorgfältig durchräuchert. Doch scheint die Pest nur den Vorwand zu dieser Behandlung abgegeben zu haben: es ist wahrscheinlich, daß das Benehmen der spanischen Behörden seinen eigentlichen Grund in dem Mißtrauen hatte, womit sie eine Gesandtschaft des Papstes in Länder ziehen sahen, welche im Aufruhr wider die Krone Spanien begriffen waren.

Auch Cienfuegos und der Pater Pacheco wurden vor das Tribunal beschieden und, als sie sich zu erscheinen weigerten, mit Gewaltmaßregeln bedroht. Doch

scheinen sie ohne Haft geblieben zu sein. Nachdem das Verhör beendet, wurde Muzi erlaubt, Briefe zu schreiben; er machte von dieser Freiheit augenblicklich Gebrauch und wandte sich an die Consuln von Sardinien und Oestreich, so wie an den Bischof von Malorca und andere Personen. Das Gerücht, daß Abgeordnete des Papstes gefangen genommen, brachte die Bevölkerung von Palma in den Harnisch. Man mußte einen Aufstand befürchten. Deshalb versammelten sich die spanischen Beamten und hielten Kriegsrath, was man mit den Gefangenen beginnen solle, während sie durch Truppen-Aufstellung das Gefängniß vor einem Angriffe der Menge sicher stellten.

Die Majorität in dem Rathe der spanischen Büreaukraten — es waren ihrer fünf — entschied sich dafür, es sei am besten, die Gefangenen nach Ceuta, einem der Presidios an der afrikanischen Küste, zu transportiren; dem aber widersetzte sich die aus zwei Stimmen bestehende Minorität aufs lebhafteste, und so beschloß man, zu warten, bis der Gouverneur, der von Palma abwesend war, heimkehre; diese Rückkehr erfolgte zum Glücke bald, und der sardinische Consul bewirkte dann die Entlassung der Gefangenen. Sie hatten fünf Tage lang im Kerker gesessen und die schändlichste Behandlung erlitten.

Als Mastai Papst geworden, da war es seine erste große Regentenhandlung, den zahlreichen Opfern

des Gregorianischen Systems alle Kerkerthüren in seinem Lande zu öffnen. Ob er der Tage auf Palma gedachte?

Sobald Schiff und Reisende frei, verließ die „Heloise“ so schnell wie möglich den ungastlichen Hafen. Man berührte zunächst Iviza, eine andere Insel der Balearen-Gruppe. Abbate Sallusti, der seiner Odyssee stets belehrende und unterhaltende Züge über Sitten und Treiben der Menschen und Städte einzuflechten weiß, unterläßt nicht, auch von den Ivizanern ein „curiöses Stücklein“ zu erzählen. Dieses Mal ist es zwar nichts, was mit dem Teufel zu schaffen hat, aber doch, wie man sehen wird, eine Sitte von ganz höllischer Erfindung. Bei Hochzeiten, berichtet er nämlich, wenn die Braut aus dem Hause der Eltern in das ihres Mannes zieht, feiern die Verwandten und Freunde dieses fröhliche Ereigniß mit Flintenschüssen, welche sie den Umstehenden zwischen den Beinen abfeuern. Zahllose Verwundungen sind durch diese Art, sich der Heiterkeit des Augenblicks hinzugeben, entstanden, und deshalb hat die Obrigkeit den Ivizanern ihren Gebrauch verboten — ob mit Erfolg, wissen wir nicht.

Die fernere Fahrt war fortwährend reich an fatalen Zwischenfällen. Zuerst in der Nähe der canarischen Inseln, wo die Reisenden plötzlich während der Nacht durch Waffengeräusch und Toben aus friedlichem Schlummer gerissen wurden. Es war ein Corsar aus Columbia,

der die französische Brigg eingeholt und sich ihrer bemächtigt hatte. Die Ladung enthielt jedoch nichts, was die Habsucht der Flibustier reizte, und nachdem sie schimpfend und fluchend das Schiff durchsucht, zogen sie wieder ab, ohne Jemanden Schaden gethan zu haben. Nur der Schiffsjunge hatte unter dem Ueberfalle zu zu leiden; denn als Mastai am Morgen das Verdeck betrat, sah er ihn auf eine Kanone gebunden, wo er furchtbar durchgepeitscht wurde, wahrscheinlich, weil während der Nacht der Schlaf über die jungen Augen gekommen, statt daß sie wachsam die Gefahr bemerkt.

Jenseits der Linie wurde das Schiff lange durch eine vollständige Windstille aufgehalten. Ein Sclavenschiff hatte sich der „Heloise" zugesellt, das mit seiner lebendigen Waare nach Rio de Janeiro heimkehrte. Es war so nahe, daß man die nackten und wie wilde Thiere in Ketten geschlossenen Opfer menschlicher Habsucht auf dem Verdecke erblicken konnte. Ja, eines Tages waren beide Fahrzeuge so dicht zusammen gekommen, daß Mastai schaudernd das Jammergeheul der Unglücklichen vernahm; er wandte sich, Verzweiflung im Herzen, nach der anderen Seite — da zeigte sich seinen Blicken in der Ferne der Umriß eines felsigen Eilandes — es war Sanct Helena, die Insel, auf welcher vor so kurzer Zeit noch der große Sclaventreiber Bonaparte, endlich selbst gekettet, in unermeßlicher Oede und Verlassenheit umgekommen war; Bonaparte, der Verfolger und Scherge

Pius VII., aber auch Bonaparte, der Italiener, der König von Italien! Welcher Augenblick im Leben Mastai's! Der Mensch in seiner ganzen Schmach, das vergeltende Schicksal in seiner ganzen Allmacht, das Vaterland in seiner neuen Hoffnungslosigkeit — alles das mußte ein Herz bestürmen, das so groß, so weich, so Vaterland-begeistert war, wie das Pio Nono's!

Man näherte sich den Küsten der alten Welt; aber noch eine Gefahr sollte überstanden werden, eine wahrhaft furchtbare Gefahr, gegen welche die vorhergehenden Hemmnisse der Fahrt tief in den Schatten traten. Es kam ein Sturm, der alles an Heftigkeit übertraf, was selbst die Schiffsmannschaft erlebt hatte. An eine Führung des Schiffes war nicht mehr zu denken. Willenlos wurde es von dem Orkan hin und her geschleudert — der Küste zu!

In dieser Noth befahl der Kapitän dem Bootsmann, das Senkblei auszuwerfen; der Unglückliche vergißt, sich mit einem um den Leib geschlungenen Stricke zu sichern — eine hohe Woge schlägt über das Verdeck und spült ihn nieder in den Schaumgischt unten.

Un homme à la mer! schallt es übers Verdeck. Alles stürzt hinzu — Mastai, der aus dem Kajütenfenster den Sturz gesehen und Dio mio! Dio mio! rufend herbeieilt, greift zu allem, was er erreichen kann, Bänken, Hühnerbauern, Tischen, und schleudert es ins Meer, dem Unglücklichen Hülfe und Anhalt zu gewähren.

Die Matrosen springen zur Schaluppe. Es waren Augenblicke der furchtbarsten Spannung. Wurde das Schiff in die Höhe getragen, so erblickte man den Ringenden und hörte seinen Hülfeschrei; schoß es nieder, erhoben sich wie Bergwände die schäumenden Wässer vor ihm und hinter ihm, dann stand das Herz still bei dem Gedanken, ob man beim nächsten Emporgeschnelltwerden den Umkommenden wiedersehen werde oder nicht. Endlich war das Boot ins Meer gelassen; drei genuesische Matrosen wagten es, hineinzuspringen. Der Bootsmann aber hatte einen der ihm zugeworfenen Gegenstände, eine Bank, umklammert; dies diente seinen erschöpften Kräften zur Stütze — er wäre sonst zu Grunde gegangen; denn seit seinem Sturze bis zu dem Augenblicke, in welchem es den drei wackern Genuesen gelang, ihn zu erfassen und ins Boot zu ziehen, verfloß fast eine Stunde. Doch war die Gefahr nicht überstanden: es kam darauf an, das Zerschellen des Bootes an den Seitenwänden des Schiffes zu vermeiden — erst nach hundert fruchtlosen Anstrengungen gelang es, dem Boote das Tau zuzuwerfen, das es in Sicherheit brachte. —

Man nahte endlich dem Lande. Schöne große Vögel mit rothem Gefieder kamen als Vorboten der Gestade. Am 27. Dezember rief die Wache im Mastkorbe: Land! und ein Jubelschrei der Mannschaft war das Echo der frohen Kunde. Bald darauf lief die „Heloise“ im

Hafen von Buenos-Ayres ein: es war am 3. Januar 1824. Die Regierung sandte unseren Reisenden eine schöne Schaluppe mit vier Beamten entgegen, sie zu bewillkommen und an's Land zu führen. Am Ufer waren der ganze Clerus, alle Behörden und eine unermeßliche Volksmenge versammelt, um den apostolischen Vicar feierlich zu empfangen. Dieser aber, der dem Gepränge zu entgehen suchte, verließ das Schiff erst spät am Abend; das jedoch hatte die Sache nur schlimmer gemacht, denn jetzt fanden sie alle die niederen, einstöckigen Häuser der Stadt erleuchtet, und alle Welt war auf dem Wege des Monsignore und wollte ihm die Hand küssen. Durch die breiten, rechtwinkeligen Straßen schritten Knaben zu zwei und zwei ihm voraus, die Lichter in den Händen trugen, und die Erwachsenen riefen: Gesegnet, der kommt im Namen des Herrn! Im Gasthofe „zu den drei Königen" fanden sie ein glänzendes Mahl hergerichtet, und ein fröhliches Banquet mit Lebehochs für den Erzbischof, Chili, die glücklichen Lande Amerika's entschädigte die müden Wallfahrer für die überstandenen Leiden und Gefahren. Die Bevölkerung zeigte einen wahren Enthusiasmus für die Abgesandten des Papstes. Die Regierung gab ihnen gegen den Andrang der Menge Wachen vor die Thür ihrer Wohnung. Unter denen, welche Monsignore Vicario zu besuchen kamen, war auch der berühmte General San Martin, der Protector von Peru, der kurz vorher sich mit der

Bescheidenheit des Weisen ins Privatleben zurückgezogen hatte. Aber der Aufenthalt der Mission in Buenos-Ayres sollte nicht lange dauern. Die republikanische Regierung schöpfte Argwohn wider sie: das Journal „Argos," ein Blatt der „guten Presse," hetzte, und so kam es, daß Monsignore Muzi bald nach seiner Ankunft die Weisung erhielt, er möge die Stadt verlassen. Nicht einmal das Sakrament der Firmung in der Kathedrale auszutheilen wurde ihm erlaubt. — Das Gouvernement mußte augenscheinlich monarchisch-politische Tendenzen in der rein geistlichen Mission erblicken, und es wurde unerbittlich, als es die große Aufregung der Bevölkerung wahrnahm.

Von diesem Augenblicke an begannen die Verfolgungen, die nicht eher aufhörten, als bis sie wieder eingeschifft waren. Von Buenos-Ayres bis St. Jago in Chili wurde die Reise zu Lande, quer durch die Wüsten der Pampas gemacht. Man muß das amerikanische Festland selbst durchreist haben, um sich eine richtige Vorstellung der Gefahren und der Leiden zu machen, welche die Reisenden erwarteten. Den ganzen Tag unter der brennendsten Sonne reisen, mitten durch vertrocknete Ebenen, stets in Gefahr, von wilden Indianern erschlagen oder von reißenden Thieren während des Schlummers zerrissen zu werden; kein Wasser für den brennendsten Durst, keine Speise für den Hunger, in übelriechenden Hütten schlafen, welche von giftigen

Insekten wimmeln, oder in freier Luft dem ungesundesten Nachtthau ausgesetzt — das ist das Leben in den Pampas — das war das Leben, welches Mastai drei Monate führen mußte. Aber heiter, geduldig, immer voll guten Muths ertrug er alle diese Entbehrungen, die ihm mehrmals schwere Erkrankungen zuzogen.

Seine Gefährten haben die Erinnerung an seine unerschütterliche gute Laune und seine erheiternden Einfälle nie vergessen. Er hielt den Muth der Schwachen aufrecht, er trug durch seine Vorsicht und seine Thätigkeit am meisten dazu bei, die Mittel der Sicherheit zu vermehren und die Strapazen der langen Reise zu versüßen.

So lange man noch in der Nähe bewohnter Orte war und die von Buenos-Ayres mitgenommenen Vorräthe vorhielten, ging es leidlich, aber je weiter man in das Innere des Landes vordrang, desto unerträglicher wurden die Entbehrungen.

Zu Las Hermanas, nach einem Abendessen, das Mastai und seine Gefährten wegen der widrig und ekel bereiteten Speisen unberührt lassen mußten, waren sie gezwungen in einer Hütte zu schlafen, deren Wände aus halb verwesten Knochen aufgeführt waren, die einen abscheulichen Leichengeruch verbreiteten. Ueber ihren Köpfen schwankten auf Brettern stinkende Käse, Kürbisse und verdorbenes Fleisch. Zum Glück hatten Mauern und Dach eine Unzahl Löcher, welche der Luft gestatteten,

sich immer zu erneuern, und so unsere Reisenden vor dem sonst unvermeidlichen Ersticken retteten.

Zu Desmochados handelte es sich nur um ein paar Stunden, so wäre die kleine Caravane von einer Horde Wilden überfallen worden. Zweiundzwanzig Maulthier-Treiber, die nach ihnen an diesem Orte Halt machten, wurden unbarmherzig ermordet.

Einige Tagereisen weiter, zu Chorillo, wurden die Reisenden von Feinden anderer Art angefallen; nachdem sie die Nacht auf bloßer Erde hatten zubringen müssen, sahen sie sich beim Erwachen von einer Anzahl Kröten umgeben, von denen sich eine auf den Kopf Mastai's gesetzt hatte.

Seine Geduld und Seelengröße verläugnete sich indessen nicht. Handelte es sich darum, auf der Erde zu schlafen, so erinnerte er an die Waisen, die durch Tata Giovanni auf den Platten des Pantheon aufgenommen worden. War das Abendessen schlecht, so erinnerte er daran, wie glücklich mancher Arme wäre, der nur ein ähnliches hätte. Die Aussprüche Virgil's, Tasso's und der Kirchenväter citirte er zur Ermunterung. Der Abbate Sallusti erwiderte mit Versen Metastasio's, seines Lieblingsdichters, und man vergaß alle Müdigkeit und Entbehrung.

Endlich nach allerhand Gefahren und Strapazen, nach schlaflosen Nächten und gezwungenen Fasten, am Schlusse des eilften Monats ihrer Reise durch das Fest-

land, kam die apostolische Gesandtschaft am 17. März zu St. Jago in Chili an. Abbate Sallusti unterläßt nicht, seinem Reisewerke eine Beschreibung dieser Stadt einzuverleiben und die Merkwürdigkeiten derselben zu schildern. Unter den Dingen, welche in hohem Grade seine Aufmerksamkeit erregen, ist auch das Institut — der Nachtwächter. In jedem Stadttheil, erzählt er mit großer Verwunderung, geht während der Nacht ein Wächter umher, welchen man Sereno nennt, und der mit lauter Stimme die Stunden ausruft, auch wie das Wetter ist, ob gut oder schlecht, heiter oder regnicht!

Unser naiver Historiograph hatte also noch nie von einem Nachtwächter gehört: er mußte dazu bis nach Chili reisen, der glückliche Sohn des Südens!

Die Abgesandten des heiligen Stuhls wurden von der Bevölkerung St. Jago's mit der größten Begeisterung aufgenommen; allein sie bemerkten bald, daß auch hier, wie in Buenos-Ayres, ihre Anwesenheit nur dem Volke angenehm war, aber nicht den Gewalthabern.

Man fing damit an, ihnen eine so enge Wohnung anzuweisen, daß der gute Abbate Sallusti gezwungen war, sein Bureau auf einem nach dem Hofe offenen und allen Winden ausgesetzten Gange einzurichten. Nachher, obschon die chilesische Regierung sich freiwillig erboten hatte, die Kosten der Gesandtschaft zu bezahlen, erfüllte sie ihre Verpflichtungen mit solchem Geiz, solcher

Knauserei, daß Monsignore Muzi und seine Gefährten beinahe von Almosen leben mußten.

Drei Monate waren kaum hinreichend, um ihre Vollmachten beglaubigen zu lassen, und als sie, was der Hauptzweck ihrer Reise war, diejenigen Ordensgeistlichen, welche das geistliche Gewand zu verlassen wünschten, um in die Welt zurückzukehren, zu säculariſiren begannen, sprach man ihnen die Berechtigung dazu ab. Die Gerichte weigerten sich, ihre Verfügungen einzuregistriren, und sie mußten von Neuem ihre Papiere dem Congresse zur Prüfung vorlegen.

Endlich, nachdem sie unglaubliche Beweise von Geduld und Mäßigung gegeben, kam es so weit, daß der apostolische Vicar gezwungen war, seine Päſſe zu verlangen. Die Mission trat am 19. Oktober 1824 ihre Rückreise nach Europa an.

Keine bemerkenswerthen Ereignisse kamen ihnen jetzt mehr entgegen, nur hatte Mastai noch einmal mit einer heftigen Erkrankung zu ringen. Sie umschifften das Cap Horn, berührten Montevideo und Gibraltar, und am 5. Juni 1825 legte ihr Schiff im Hafen zu Genua an.

Einen Monat später trafen sie in Rom ein.

Von seiner großen Missionsreise heimkehrend wurde Mastai zum Director der Administrationsbehörde des großen Hospizes von San Michele in Trastevere, an der Ripa grande ernannt. San Michele ist ein Etablissement von ungeheurer Ausdehnung; es ist die älteste Gewerbschule, welche man kennt, mit Ateliers für alle möglichen Handwerke versehen, außerdem Armenhaus, Zufluchtsort für Gefallene, Hospital u. s. w. u. s. w. — kurz, eine kleine Welt für sich.

Mastai übte hier dieselbe Thätigkeit, welche er in Tata Giovanni entwickelte, in vergrößertem Maßstabe. Er that zuerst den Verschwendungen und Veruntreuungen, welche die finanziellen Hülfsquellen der Anstalt zerrüttet hatten, energisch Einhalt, und dann führte er die Bestimmung ein, daß den jungen in San Michele erzogenen Handwerkern die Hälfte des Ertrags ihrer Arbeit gutgeschrieben, verzinst und bei ihrer Entlassung aus der Anstalt ausgezahlt werde. Früher hatte man sie mit einem Geschenke von 30 Piastern gehen heißen: jetzt erhielten sie eine Summe, welche den Fleißigen die ersten Bedingungen eines glücklichen Fortkommens reichlich gewährte.

Mastai wurde jedoch nach kurzer Zeit diesem Wirkungskreis entrissen. Seine Talente, sein Eifer und

seine Energie zogen Leo's XII. Aufmerksamkeit auf sich und dieser erhob ihn zum Erzbischof von Spoleto — es war im Jahre 1827. In Spoleto fand er ganz dieselben Verhältnisse, mit welchen er in Tata Giovanni, in San Michele zu kämpfen gehabt hatte; aber wie hier, so war er auch dort siegreich; anfangs abwartend, die Verhältnisse studirend, dann mit durchgreifender und nachhaltiger Kraft auftretend, gelang es ihm auch in Spoleto Ordnung und Disciplin zurückzuführen und zahllose Mißbräuche zu ersticken.

Die Revolution von 1830 hatte wie bekannt eine fast allgemeine Insurrection im Kirchenstaat zur Folge. Nur Mastai's Diöcese blieb ruhig: mahnend, versöhnend, doch auch ernst und fest seinen Untergebenen gegenüber, verhinderte Mastai jeden Ausbruch. Aber ein Corps der Insurgenten, das sich vor den Oestreichern flüchtete, warf sich nach Spoleto: es waren 5000 Mann. Unterdeß rückten die Oestreicher immer näher heran — Spoleto zitterte, — da forderte der Erzbischof sie auf, ihren Marsch einzustellen und ließ ihrem Anführer sagen, er bedürfe Niemandes, um die Insurgenten selbst zu entwaffnen. Die Oestreicher machten Halt. Mastai aber trat in Spoleto mitten unter die Insurgenten, er zeigte ihnen die Fruchtlosigkeit ihrer Anstrengungen, die Gefahr, welche sie über Spoleto brächten, wenn sie bei dem Entschlusse sich zu schlagen beharrten, und endlich die unvermeidliche mißliche Lage, in welche sie ihn selber stürzten,

nach dem Schritte, den er gewagt hatte! Seine Worte wirkten mit magischer Gewalt: die ganze Schaar ergab sich ihm und legte ihre Waffen zu seinen Füßen nieder.

In Spoleto war es auch, wo Mastai die ihm vorgelegte Liste der Verschworenen in's Feuer warf. Daß ein solches Betragen in Rom übel vermerkt worden, ist natürlich. Gregor XVI. ließ ihn zu sich berufen, um Rechenschaft für sein Benehmen zu verlangen. Es scheint, daß seine Rechtfertigung eine vollständige war: denn Gregor XVI. gab ihm kurz darauf die reichere und größere Diöcese von Imola, die mitten in den damals tief aufgeregten Legationen der Romagna lag.

Es war im Jahre 1835 als Mastai seinen Einzug in seine neue Bischofsstadt hielt. Auch hier bot sich ihm Gelegenheit in Hülle und Fülle, als Seelenhirt und als Beamter zu wirken; er entwickelte zugleich auch hier, wie überall wo er gewesen, einen Wohlthätigkeitstrieb in großartigem Maßstab; besonders richtete er seine Aufmerksamkeit auf Erziehung und Pflege der Jugend — so ließ er jährlich zwischen 40 und 60 arme Kinder kleiden. Auch lag es ihm am Herzen, politischen Parteihaß zu versöhnen. Er öffnete seine Gesellschaftszimmer Menschen von allen Meinungen, besonders aber den Unzufriedenen. Kein Wunder, daß der aufgeklärte Bischof von Imola in den Augen einer gewissen Partei nach und nach einen starken Schimmer von Mißliebigkeit annahm. Dem Gonfaloniere war er vor allen ein

Dorn im Auge. Mastai suchte ihn zu versöhnen. Der Gonfaloniere erwartete die Niederkunft seiner Frau.

Haben Sie schon an einen Pathen gedacht, Graf ....? fragte Mastai ihn eines Tages.

Nein, noch nicht.

So will ich Ihnen einen vorschlagen. Nehmen Sie mich dazu.

Sie?! Einen Liberalen! Nimmermehr! rief der Gonfaloniere aus, und im Schrecken über den Antrag vergaß er den Anstand so sehr, daß er Mastai den Rücken kehrte und ihn stehen ließ.

Ganz kurze Zeit darauf wurde Mastai zum Papst erwählt. Wenig Tage nachher erhielt der Gonfaloniere von Imola ein Billet von seiner Hand, das nichts als die Worte enthielt:

> Sie haben den Bischof von Imola als Gevatter verschmäht; werden Sie den Bischof von Rom dazu annehmen?

Der Gonfaloniere war nach wenig Tagen in Rom, um tief gerührt seinem neuen Herrscher den Pantoffel zu küssen.

In den Ruf eines „Liberalen" hatte Mastai auch seine Theilnahme für politische Gefangene gebracht. Er litt darunter, sie in denselben Gefängnissen mit Spitzbuben und Verbrechern eingekerkert zu sehen, und oft gelang es ihm, die Erlaubniß zu erwirken, sie in ein Kloster aufnehmen und dort beaufsichtigen zu lassen.

Mastai war im Kloster Piratello, wo er seinen Clerus um sich versammelt hatte, um belehrend auf ihn einzuwirken — alle zwei Jahre pflegte er solche Zusammenkünfte zu halten — als die Nachricht vom Tode Gregor's XVI. nach Imola kam. Baladelli, Mastai's Majordomus, eilte mit der Depesche zum Kloster. Eine seltsame Ahnung hatte ihn erfaßt und wuchs, während des Weges so, daß er am ganzen Leibe zitterte, als er endlich vor dem Erzbischof stand. Dieser war allein, in seinem Oratorium knieend. Er machte Baladelli ein Zeichen zu warten. Als er sein Gebet geendet hatte, erhob er sich, nahm die Depesche und las sie. Der Inhalt konnte ihn jedoch, so ergreifend er für ihn sein mochte, Baladelli's auffallendes Wesen nicht übersehen lassen. Der Majordomus hatte Thränen in den Augen und war wie in Ekstase.

Was hast du, Baladelli?

Ach — ich fühle, daß Imola Sie nicht wiedersehen wird!

Mastai mußte lachen über die Prophezeihung seines Dieners, dessen Sehergabe ihm nie großen Respekt eingeflößt.

Thut Gott ein Wunder, antwortete er scherzend, so kann er auch zwei thun — er wird Baladelli bewegen, seine Vaterstadt Imola zu verlassen, und mit Weib und Kind nach Rom zu ziehen. — —

Die Wahl fiel auf Mastai, weil man von der Fort-

führung des bisherigen Systems, wie es die Wahl Lambruschini's in Aussicht gestellt hätte, die Revolution erwarten mußte, weil man unter die derbe Capuzinermanier Micara's, des zweiten Candidaten, sich nicht zu beugen Lust haben mochte und weil man Gizzi, den Candidaten, dem das römische Volk den Vorzug gab, vielleicht eben deshalb nicht wollte. An Mastai mochte anfangs Niemand denken: als aber sein Name einmal genannt war, da hatte er auch gesiegt, denn Niemand wußte etwas gegen ihn einzuwenden. Er hatte eben die wenigsten Feinde: das mochte den Ausschlag geben.

Mastai fragte z. B. den Cardinal Pignatelli, der ihn nicht kannte, weshalb er ihm seine Stimme gegeben?

Pignatelli gestand ihm, daß er keinen besondern Grund dazu gehabt; aber unbekannt mit den Personen und Verhältnissen am Hofe zu Rom habe er sich an Ventura um dessen Rath gewendet, und Ventura habe ihm Mastai genannt.

Der Papst ließ nun Ventura zu sich kommen, und von diesem ersten Zusammentreffen an bildete sich zwischen den beiden Männern ein Verhältniß, das vom größten Einfluß auf die neue Regierungsthätigkeit Pius des Neunten wurde. Schon früher hatte er Grazioli, seinen und Ventura's Lehrer in der Prälatenschule, der Academia ecclesiastica, den edlen und hochherzigen aber in stiller Verborgenheit lebenden Mann, zu sich berufen;

eine bessere Camarilla ließ sich in den Quirinal gar nicht wünschen!

Das Bild Grazioſi's, der nur zu frühe starb, hat Ventura in seiner Leichenrede auf ihn *) gezeichnet. Die

*) Roma, Filippo Cairo 1847. Es ist eine der besten Reden des kühnen Mönchs. Die glänzendste Schrift Ventura's ist und bleibt jedoch seine Trauerrede auf O'Connell, die in Rom eine ungeheure Sensation machte. Man kann sie betrachten als eine Art Programm, welches der kühne demokratische Theatinermönch hier über die Ansichten und die Denkungsart Pio Nono's und den Inhalt des mit ihm zur Herrschaft gekommenen Gedankens aufstellt. Nach den tausend Intriguen und Verdächtigungen der austro-jesuitischen Partei, und den Hemmnissen, welche sie seinem Gouvernement bereitete, sehnte sich Pius der Neunte nach einem solchen klaren Aussprechen seiner politischen Anschauung. Er, der einst, als er in Andrea della Valle plötzlich und unerwartet auf die Kanzel stieg und predigte, jenes denkwürdige Gebet für die Völker der Christenheit ausgesprochen hatte: Domine, visita vineam istam quam plantavit dextera tua: — — — visitate la e nel visitarla, allontonate quella mano di ferro che pesa sopra di lei — (Herr, besuche deinen Weinberg, und indem du ihn besuchest, entferne jene eiserne Hand, welche auf ihm lastet!) — konnte Niemand besseres mit dem Aussprechen dieses Programms beauftragen als den unerschrockensten Mund der Kirche, den Ambrosius des neunzehnten Jahrhunderts. Die Rede muß von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet werden, um ihr ganzes Gewicht zu begreifen. Nachdem sie gesprochen worden, erhielt sie des Papstes volle Billigung.

Es kommt folgende denkwürdige Stelle darin vor: Ventura malt die Kirche aus, wie sie die Häuptlinge wilder Stämme, die Anführer der Barbarenhorden tauft und dadurch die christliche Monarchie in's Leben ruft; dann fährt er fort: „wenn nun einst die Nachfolger dieser Barbarenhäuptlinge sich vom heidnischen Elemente durchdringen lassen, und die Lehre von der religiösen Freiheit der Völker und der Unabhängigkeit der Kirche nicht mehr begreifen wollen, so wird die Kirche auch ohne sie auszukommen wissen: sie wird sich zur Demokratie wenden; sie wird diese wilde Heldin taufen; sie wird sie zur Christin machen, wie sie einst das Barbarenthum getauft und christlich gemacht hat: sie wird auf ihre Stirne das Siegel der göttlichen Weihe drücken: sie wird zu ihr sagen: herrsche! und sie wird herrschen." —

Man wird mir gestehen, daß eine solche Drohung, von einem römischen

Silhouette Ventura's, die ich oben entwarf, hätte ich gern durch einige biographische Notizen vervollständigt. Aber es ist leider nicht möglich, sich genau über das Leben der hervortretendsten Geister der Gegenwart Italiens zu unterrichten; es gibt einmal keine Encyclopädien, keine Sammelwerke dort, wie wir sie in Hülle und Fülle besitzen. (Eine Art Conversationslexikon hat der thätige Verleger Pomba in Turin schon lange verheißen, aber mir ist nichts davon zu Gesichte gekommen.) Und

Mönch den absoluten Herrschern in's Angesicht geschleudert, zu einer Zeit, wo noch die Metternich, die Delcarretto, die Guizot allmächtig waren, etwas Großartiges hat!

Es ist übrigens nicht zu läugnen, daß diese Stelle ein schlechtes Licht auf den Liberalismus Pius IX. und Ventura's werfen könnte. Man könnte sagen: also nicht um der Freiheit willen wollt ihr die Freiheit, nicht für das Volk seid ihr liberal, sondern weil die Könige euch in den Weg treten, weil sie eure Clemens August auf die Festung senden, darum nehmt ihr die Partei des Volkes und tretet auf die Seite seiner Ansprüche und entfesselt gegen sie die wilde Heldin Demokratie!

Allerdings würde Ventura jene Worte vielleicht nicht gesprochen haben, wäre der Kirchen*staat* ein Reich von 30 Millionen Seelen, die Zahl der Gläubigen der *Kirche* dagegen nur 3 Millionen stark. Und es mag sich auch immerhin bei Ventura in das Gefühl der Erbitterung gegen den Despotismus, welcher die Völker bedrückt hat, etwas von der Erinnerung an die Leiden mischen, welche die Kirche vom Despotismus erduldete. Im Ganzen aber wäre jener Vorwurf doch nur eine kleinliche und unwürdige Auffassung des hochherzigen Charakters Pius IX. und des, Adlerschwingen tragenden Feuergeistes eines Ventura.

Ob aber dieser jetzt noch so zuversichtlich daran denkt, die Demokratie, die wilde Barrikadenheldin zu taufen? ob er noch für möglich hält, sie christlich zu machen? Es wäre dann besser gewesen, früher schon solche Gedanken aufzunehmen und durchzuführen, ehe das wilde Huronenweib das Blut der Affre, Brea, Lichnowsky, Auerswald, Latour getrunken!

doch wäre es so interessant, der Entwicklung eines solchen Geistes wie Ventura, seinen innern Kämpfen, seinem geheimen Ringen mit der Verfolgungssucht des Obscurantismus, mit den Intriguen der Diplomatie zu folgen. Denn sowohl jene als diese wütheten gegen ihn, und brachten Gregor XVI. dahin, ihn seiner Stelle als Lehrer der Sapienza zu entsetzen.

Eine hübsche Anekdote von ihm verdient es, aufgezeichnet zu werden. Ventura reiste einst in seine Heimath Sicilien. Neben ihm im Postwagen befand sich nur noch ein Franzose, der ein außerordentlich anmaßendes Wesen zeigte. Ventura nimmt sein Brevier: aber das Benehmen des Reisegefährten ruft einen Wortwechsel hervor, in welchem der letztere mit Pariser Suffisance ausruft: Ich bin Franzose, mein Herr — —

Franzose? unterbricht ihn Ventura und schleudert einen verachtenden Blick unter seinen buschigen Brauen hervor: — Und ich bin Sicilianer und will meine Vesper beten!

Ich will hier diese Angaben über die Lebensschicksale Pio Nono's abbrechen. Was er gethan, erlebt und erlitten von dem Tage an, als man die dreifache Krone auf sein Haupt gesetzt, gehört der Geschichte an. Wer ein Bild seiner Stellung in den ersten Monaten seines Wirkens zu haben wünscht, dem ist eine kleine Reihe von trefflich schildernden Artikeln zu empfehlen, welche die allgemeine Zeitung unter dem Titel: Rom und

Pius IX. im Juli und August 1847 brachte, und die aus der Feder Dr. E. Brauns herrühren. Weniger scharf und correct, wenn auch reichhaltig genug, ist das bereits oben erwähnte französische Werk von F. Clavé.

Was die Persönlichkeit des Papstes angeht, so gibt das Portrait nach der Zeichnung Overbecks sie wohl am besten wieder. Seine Gestalt ist mittler Größe, gedrungen und fest; sein Gang langsam, harmonisch und stet, ohne alles Wankende; der Kopf groß, der Ausdruck der Züge auffallend durch die außerordentliche Helligkeit und Offenheit: es ist, als ob ewig heller Sonnenschein über der Seele liege, deren Spiegel dieses edle Menschenantlitz ist. Die Augen sind blau, aber das Haar ist dunkel und mit Grau gemengt.

Der „außerordentlichen Kennzeichen" hat Pio Nono sehr viele, nicht allein ein nervöses Vibriren der Oberlippe, das aber nichts krampfhaftes, entstellendes hat, dann eine Spalte in der Unterlippe und einen Einschnitt im rechten Ohre; sondern die ganze rechte Seite seines Körpers ist schwächer als die linke, der Kopf ist nach rechts gebeugt, das rechte Auge stärker durch das Lid verschleiert, die rechte Wange weniger voll.

Sein Leben ist eben so einfach, wie die Eintheilung der Stunden regelmäßig. Um halb sieben Uhr erhebt er sich und liest eine Messe in seinem Oratorium. Es ist dies immer ein Augenblick einer tiefen und außergewöhnlichen inneren Seelenarbeit in ihm, die ihren Reflex

auf die Stimmung des ganzen ihr folgenden Tages wirft. Dann folgt ein stilles inneres Sinnen über die Aufgaben des Tages, über die Weise wie der ungeheuren Pflicht zu genügen, welche dieser Mann auf seinen Schultern ruhen fühlt. Diese stillen Vorbereitungsstunden zur Tagesarbeit schließt er, indem er eine zweite Messe anhört. Dann um halb neun wird das Frühstück aus Mezzolata (halb Chokolade, halb Kaffee, wie man es in Italien liebt) eingenommen, und der Maëstro di Camera und die Camerieri segreti erscheinen, um die Befehle für den Tag entgegenzunehmen. Darauf beginnen die Audienzen, und der Hof des Quirinal füllt sich mit Caroſſen. Die Minister, Gesandten, die Fremden und Bittsteller, welche eine besondere Audienz gewünscht, werden vorgelassen.

Sie werden durch eine Reihe Säle geführt, vor deren erstem zwei Schweizer die Wache haben. Im ersten Saale halten sich die Lakaien (familieri) in langen rothdamastnen Westen auf; der zweite Salon ist für die dienstthuende Nobelgarde, in den folgenden befinden sich Bussolanten und die geheimen Kämmerer, die den Dienst haben. Die Säle selbst sind weit, schön, alle Verhältnisse grandios und in hohem Grade imposant: aber der ungeheure Palast macht im Ganzen den Eindruck der Verlassenheit und das bescheidene Hoflager Pius des Neunten ist weit entfernt, ihm den Charakter wohnlicher Belebtheit zu geben. Das Arbeits-

zimmer des Papstes ist mit der allergrößten Einfachheit möblirt.

Um drei Uhr ist die Zeit der Audienzen und der Morgen-Arbeiten zu Ende. Der Papst begibt sich in den Speisesaal zu seinem Diner, das zwanzig Minuten dauert und täglich nur mit einem Scudo (1 Thaler 14 Sgr.) in Rechnung gebracht werden darf. Der Papst hat bekanntlich das traurige Vorrecht, immer allein zu speisen — der fromme Pius muß so büßen für die schwelgerischen Gastereien seines Vorgängers Leo X.! Dem Male folgen Sieste und Spazierfahrt — dann immer wieder Arbeitsstunden von 6 Uhr bis halb eilf. Um halb eilf ist die Zeit der Ruhe und Baladelli's, des ehrlichen Majordomo's von Imola, gekommen. Baladelli muß nämlich seinen Herrn in den Schlaf plaudern, indem er ihn von den Angelegenheiten des Hauswesens unterhält oder ihm die Tagesanekdoten und die Vorfälle in der Stadt vorplaudert. Außer diesem ehrlichen Baladelli, der das Hauswesen des Papstes überwacht und alle „porquerie“ aus den Tagen Gregors mit Stumpf und Stiel daraus vertilgt hat, steht auch noch der Leibkutscher des Papstes in großer Gunst bei den Römern. Es ist ein drollichter Alter, das wahre Muster einer Kutscherphysiognomie. Und doch soll einst dieses wettergebräunte Doggengesicht einen Ausdruck angenommen haben, welcher den Anwesenden Thränen der Rührung in die Augen getrieben. Der Wagen des

Bischofs von Imola hielt nämlich vor dem Quirinal, als der erste Ruf: Mastai ist Papst geworden! über den Platz von Monte Cavallo erscholl und den guten Kutscher in eine Aufregung versetzte, wie eben nur ein Italiener darin gerathen kann. Und als nun der neue Erwählte wirklich auf dem Balkon erschienen und die Hände zum Segen erhoben, da soll der edle Rosselenkende Imolanese vor Freude in ein so unermeßliches Schluchzen und Weinen ausgebrochen sein, daß er sich kaum auf der purpurnen Höhe seines Ehrensitzes gehalten.

Briefe aus Neapel.

Neapel, 18. Februar 1848.

Ich bin hier plötzlich mitten in eine bunte, verworrene, an Contrasten und seltsamen Erscheinungen fabelhaft reiche Welt gerathen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß in den letzten Wochen Politik hier in einer wahren Blüthe gestanden hat, und daß das Eldorado des Zeitungsschreibers, der Himmel des politischen Kannegießers nirgends anders gelegen, als in dem gesegneten Erdfleck, der zwischen dem Posilipp und dem Fuß des Vesuvs, ein goldenes Horn des Ueberflusses und der Schönheit, um den strahlenden Golf von Neapel sich ausdehnt. Die wunderbarsten Dinge, welche uns in Deutschland wie ferne Schreckbilder aus dem Nebel der Zukunft drohen, oder die wir nur noch aus den Erzählungen der Vergangenheit kennen, standen sich in den jüngsten Tagen hier wirklich und leibhaftig gegenüber. Krieg der Besitzlosen gegen die Besitzenden — bei uns von den Entwicklungen der Zukunft dunkel gefürchtet — hier war er in helle Flammen ausgebrochen; schauerliche Kerkerverließe und Minister, wie sie in Melodramen vorkommen, und tyrannische Landvögte — hier hatte man eines wie das andere. Unter dem Castell dell' Ovo waren die Gewölbe, in denen einst Karl von Anjou die Söhne Manfreds

schmachten ließ, mit politischen Verbrechern angefüllt; Männer wie Delcarretto und Nunziante lenkten den Staat. Mitten dazwischen dann eine Eruption der freiesten und kühnsten Ideen, welche das neunzehnte Jahrhundert bewegen, kurz eine wahre Musterkarte politischer Elemente aus Vergangenheit und Zukunft.

Diese Elemente sind zusammengestoßen, friedlich hier, mit scharfen, blutbenetzten Waffen in der Hand drüben in Sicilien, und das Resultat des Zusammenstoßes war abermals ein unerhörtes, nämlich ein so plötzlicher, übergangloser, vollständiger Wechsel der öffentlichen Zustände, wie er wohl noch nie vorgekommen ist. Es war ein Umschlag der Dinge, als hätte mit einemmale, an einem Tage, das von väterlichem Bambus und dem Himmelssohne regierte Kaiserthum China die Freiheit Nordamerikas über sich ausgeschüttet gesehen. Vor dem 29. Januar alles voll Furcht und Zittern, kein freier Athemzug, mehr Gendsarmen als Pflastersteine auf den Straßen, Willkür, Polizei und Corruption allmächtige Herrscherinnen in schöner Tripelallianz; und nach dem 29. Jauchzen, Jubel, freiste Freiheit, tausende von uncensirten Blättern, hunderttausende von uncensirten Rufen; ein eben noch von Ingrimm kochendes Volk, jetzt wahnsinnigem Enthusiasmus hingegeben, ein eben noch mißtrauisch verschlossener, grollender König, dessen letzter Vernunftgrund die Kanone war, umgewandelt in den frohesten Menschen von der Welt, der plötzlich

ungemessenes Vergnügen an der Freiheit empfindet, weil sie ihn auf den Händen trägt und einen Sturm von Jubel und Popularität über ihn ausschüttet. Dagegen die Polizei verschwunden, die Creaturen der vorigen Minister aus ihren erkauften Stellen gejagt, die Zügel der Regierung Männern anvertraut, welche zum Theil eben aus den schmachvollsten Kerkern freigelassen sind. Das sind einige der Hauptzüge zum Bilde dieses fabelhaften Umschwungs der Dinge.

Fast noch wunderbarer als dieser plötzliche Wechsel aber war die Mäßigung, womit das auf einmal von all seinen Banden befreite Volk die unbeschränkte Macht, die es erhalten, die kundgewordene vollständige Ohnmacht der Regierung benutzte. Keine Rohheit, keine Ausschweifung, keine noch so geringe Unordnung hat die glorreichen Januartage der Neapolitaner befleckt; die freie Presse sprach das Wort „Freiheit“ nicht aus, ohne das Wort „gemäßigte“ davor zu setzen, das Volk warf seine Tricolorcocarden ab, als es hörte, der König sehe sie nicht gern, und seinen früheren Peinigern, den Schergen und Häschern selbst bot es die Hand der Fratellanza. In dem festlichen Gewühl, das in den ersten Tagen nach der Publikation der Verfassung den Toledo füllte, waren die Gensdarmen, diese vorher so verabscheuten Menschen, der Mittelpunkt Viva schreiender Gruppen. Wahrlich, weiter ist die Mäßigung wohl nie getrieben worden!

Es liegt in all diesem eine Fülle von Lehren für die Regierungen. Nirgends hat sich klarer gezeigt, daß sie das Volk nicht zu fürchten brauchen, wenn sie zur rechten Zeit Concessionen machen, nirgends klarer auch, daß eine Regierung nicht ungestraft dem einstimmigen Willen und Verlangen eines Volkes widersteht. Hätte Ferdinand II. im August vorigen Jahres ehrliche Concessionen gemacht, so wäre ihm jetzt nicht die Constitution abgezwungen worden und er hätte nicht die schönste Perle seiner Krone, Sicilien, so gut wie verloren; er hätte nicht das bittere Gefühl gehabt, die Waffe, welche sein Stolz, seine Zuversicht, das Idol seiner Liebe war, so kläglich in seinen Händen zerbrechen zu sehen. Ferdinand II. hatte eine treue, trefflich geübte, zärtlich gepflegte Armee von 60,000 Mann; er hatte vielleicht 20,000 Mann Truppen versammelt in seiner Hauptstadt, die von unbezwinglichen Kastellen umgeben ist; von allen Wällen drohen Geschütze auf Neapel herunter, eine ganze Reihe Kriegsdampfboote liegt im Hafen, die Darsena zeigt in unermeßlicher Menge Geschütze und Kugeln aufgehäuft; und wie gesagt, die Truppen waren ihrem Könige treu, Schweizer wie inländische Regimenter. Als der Dienst in den letzten aufgeregten Januartagen ihnen zu beschwerlich, ja unerträglich wurde, da verlangten sie nur, sich endlich zu schlagen; aber die Gerüchte von Weigerungen der Offiziere, auf Unbewaffnete schießen zu lassen, oder vom Fraternisiren der

Truppen mit dem Volke in Neapel oder Sicilien, sind durchaus unwahr. Und all diese Kriegsmacht, all dieser rasselnde, klirrende, blitzende Apparat des Blutbads, diese rothen Fahnen auf del Carmine und St. Elmo, diese Signaldonner, die wie Boten drohender Vernichtung über Stadt und Meer rollten, alle diese Dinge schreckten nicht, fruchteten nicht, fielen in Staub zusammen vor dem Rufe: Freiheit!

Bei diesem ungeheuren Siege des Geistes über die rohe Gewalt darf die Persönlichkeit des Königs nicht übersehen werden, dessen Einsicht zur rechter Zeit die Unzulänglichkeit seiner Mittel erkannte und namenloses Unheil verhütete, indem er das Wort des Friedens aussprach, ehe der eigentliche Krieg, die Schlacht begonnen. In welchen Empfindungen mag dieser Mann umhergeschwankt haben in den letzten Tagen, die dem 29. Januar vorhergingen! Als er diese Truppen einschiffte, die ihm das schöne Palermo wieder erobern sollten, war er mit seinen Generalen am Ufer des Meeres auf die Knie gefallen, um den Sieg für sie zu erflehen. Aber der Himmel war taub gewesen. „Der Himmel ist hoch und der Zaar ist weit," sagt das Sprüchwort. Eine Schreckensbotschaft nach der andern schritt über seine Schwelle, aus Sicilien, aus Salerno, aus Basilicata — Aufruhr, Aufruhr, nichts als Aufruhr — Aufruhr in den Straßen seiner Hauptstadt, Aufruhr vor dem Portale seines Schlosses, unter den Augen seiner in

Schlachtordnung aufgestellten Regimenter, ja Aufruhr im eigenen Hause, im eigenen Bruder, der sich weigert, mit den bewilligten Concessionen nach Sicilien abzureisen, weil diese Zugeständnisse ihm nicht genügend scheinen. Und doch, enthielten diese Concessionen nicht Dinge, die den, welcher sie dem Könige noch vor drei Wochen angesonnen, unfehlbar in den tiefsten Kerker Delcaretto's geführt hätten? Was soll der König thun? Er läßt Delcarretto zu sich kommen. Niemand weiß, was sie verhandelt haben; aber daß der allmächtige Polizeiminister nicht zu einem Frieden rieth, der ihm seine Existenz kosten mußte, ist gewiß. Der König hatte ja eben erst gefüllte Bomben nach St. Elmo hinaufschaffen lassen. Er konnte bei der nächsten großen Volksdemonstration von seinem Palast aus das bestimmte Signal geben und die Stadt in Trümmer schießen lassen. Delcarretto wußte vielleicht, daß die Liberalen in jedem des halben Hundert von Gassen, die rechts und links auf den Toledo münden, geheime Waffendepots in Bereitschaft hielten, und daß sie, von den Truppen angegriffen, aus den Fenstern, von den Balkonen, den Dächern der Häuser herab eine mörderische Gegenwehr leisten würden. Aber hatte Delcarretto nicht seine Schaaren von Anhängern, von geheimen Agenten, hatte er nicht seine dreißigtausend Lazzaroni, die, bestochen, fanatisirt, auf einen Wink von ihm die Schreckensscenen des Santafedismus von 1799 erneuert hätten?

Freilich, der Eindruck, den eine solche Behandlung der Hauptstadt auf Sicilien machen mußte, auf die Provinzen, in welchen man sich anschickte nach Neapel zu marschiren — das mag den Ausschlag gegeben haben. Der König entließ Delcarretto. Auf der Treppe des Palastes traf er zwei Adjutanten des Königs und zwei Männer in Mänteln mit brennenden Laternen. Sie folgten ihm. Draußen sagten sie ihm, daß sie Befehl hätten, ihn durch die Darsena *) zu geleiten; eine Fürsorge des Königs für seine persönliche Sicherheit, mochte er denken; denn diese war in der That bedroht, man hatte mit einem Stockdegen vor einigen Tagen in seinen Wagen gestoßen, als er über den Toledo fuhr; am Café dell' Europa hatte ein Haufen junger Leute ihn insultirt. Aber als Delcarretto die Darsena betreten, schlossen sich die Thore hinter ihm. Er hörte seinen Urtheilsspruch. Der Mann der Willkür und des Schreckens konnte sich nicht beklagen. Er sollte auf ein Schiff geschafft werden, ohne irgend Jemand vorher zu sprechen, ohne seine Frau oder seine Kinder umarmen zu dürfen. Er dürfe keine Viertelstunde mehr bleiben, dann sei es zu spät, antwortete der König, als ihm Delcarretto's Bitte um diese Gunst vorgetragen wurde. Doch sandte er ihm dreitausend Ducati als Reisegeld

*) Die Darsena, Arsenal und Kaserne, liegt zwischen dem Schloß und dem Hafen für die königliche Marine. Diese Lage macht den Bewohnern des Palastes eine unbemerkte Flucht zu Schiffe möglich.

nach. Der Kapitän des Dampfboots erhielt eine versiegelte Depesche, mit dem Befehl, sie erst auf hohem Meere zu erbrechen. Um Mitternacht lichtete der Nettuno seine Anker und schiffte mit dem dämonischen Menschen, auf dem Haß und Fluch ruhte, wie sie auf wenig Sterbliche geschleudert worden, in die dunkle Meereswüste hinaus, Niemand wußte wohin.

Der König, der beim Diner vor der letzten Unterredung mit Delcarretto keinen Bissen genossen, athmete tief auf, als ein Kammerdiener ihm meldete, Delcarretto sei am Bord des Schiffs. Er goß ein Glas mit Malaga, den er liebt, voll, aber als er es zum Munde führte, zitterte sein Arm von innerer Bewegung. Kein Wunder! Delcarretto war nicht allein von den politisch Verdächtigen gefürchtet. Delcarretto wußte nicht allein um die Handlungen und Kunstgriffe und Geldspekulationen derer, welche er eine Beute der Gerechtigkeit werden ließ!

Delcarretto's Papiere ließ der König gleich nach der Entfernung desselben fortnehmen und zu sich bringen. Man spricht viel von der vollständig vorbereiteten Contrerevolution, auf welche sie sich meistentheils beziehen sollen. So erzählt man, Delcarretto habe eine große Menge Tuch wie das der Nationalgardenuniform durch einen Kaufmann, Palombo am Toledo hier, bezogen, und daraus Uniformen machen lassen, um seine Sbirren hineinzustecken, sie in die Reihen der National-

garde zu mischen und diese so beim Zusammenstoßen zu verderben. Palombo wurde für das Tuch mit monatlichen Abschlagsummen bezahlt, die er in einem Polizeibureau abholen mußte. Nach Delcarretto's Entfernung meldete er sich dort wegen des Restes. Man sagte ihm, er werde kein Geld mehr bekommen, man brauche seine Dienste nicht mehr. — „Dienste? welche Dienste?“ — „Nun ja, Sie sind als Polizeispion erster Classe eingeschrieben, aber das jetzige System braucht Sie nicht mehr.“ — Man kann sich die Entrüstung des ehrlichen Tuchhändlers denken.

Am andern Tage berief der König eine Menge Leute zu sich. Es waren nicht mehr Monsignore Cocle, Don Placido, der fanatische Redner und Lenker des Pöbels, welche sein Ohr hatten. Leute wie Dupont, ein ehemaliger Generalpächter und Franzose, wie Palermo, ein entlassener Beamter und Journalist, wurden zu ihm berufen; sie sprachen von Dingen, welche bis jetzt nicht im Bereiche des königlichen Ohres laut geworden. Ferdinand sah ein, daß er seinem Volke eine Genugthuung schuldig sei. Doch hörten die Berathungen darum nicht auf. Die Offiziere, die Diplomaten kamen. Von jenen hatte Oberst Bumann, der Oberste der Schweizer, keinen andern Trost, als sein: „Majestät können auf unsern Degen zählen.“ Desto beredter waren die Gesandten. Der östreichische Vertreter, Fürst Schwarzenberg, erinnerte daran, daß er im

vorigen Sommer dem Könige Vorstellungen gemacht, wie nothwendig einige Concessionen seien. Seine Worte seien jedoch damals nicht beachtet worden. Jetzt, in einem so kritischen Augenblick nachzugeben, würde das Geständniß der Schwäche enthalten. Der Russe Chreptowitsch rieth zu eisernem Widerstand. Der Geschäftsträger von Preußen sprach sehr lange; zu Folge der Instruction, die bekanntlich allen Vertretern Preußens in Italien zur Pflicht macht, immer mit Oestreich zu stimmen, trat er der Meinung Schwarzenbergs bei, bezog sich auf das schöne Heer des Königs und war gegen Concessionen. Der französische intermistische Geschäftsträger Monteffu sah die Nothwendigkeit derselben ein, rieth aber, sie in den vorsichtigsten, die königliche absolute Gewalt am wenigsten compromittirenden Formen zu ertheilen. Der päpstliche Nuntius Garibaldi dagegen rieth dringend, den Frieden herbeizuführen durch alle möglichen Concessionen. — „Et vous, Mylord?“ wandte der König sich endlich an Napier. — „Majesté, constitution, constitution, constitution!“ versetzte der englische Gesandte lächelnd mit britischem Lakonismus.

Der König entließ die Herren. Er schwankte noch; er war noch entschlossen, sich nichts abtrotzen zu lassen: die nächste Volksdemonstration sollte vom Schloßplatz her mit Kartätschen, von St. Elmo mit Bomben bestraft werden. Da kamen Depeschen aus Sicilien.

Man verlangte dort dringend Truppenverstärkungen. Die Uebermacht der Insurgenten war nicht mehr zu läugnen. Aber wie sollte man in diesem Augenblick Truppen aus Neapel weggeben können? Es war nichts mehr zu machen. Der König ergab sich, indem er die alten Minister sammt und sonders entließ und die Regierung in die Hände der Liberalen legte, in die Hände von Männern wie Bozzelli, Bonanni, Dentice.

Diese neuen Minister durften den Palast nicht verlassen, sie mußten selbst die Nacht dort zubringen. Der 28. verging ruhig; am 29. Mittags wurde die Constitution bekannt gemacht. Am Morgen, nachdem das Constitutionsversprechen in Neapel angeschlagen und die „esultanza" ausgebrochen, sagte der König zu seinem Kammerdiener: „Die Constitution hat mir die Madonna eingegeben; es wäre sonst ein fürchterliches Blutbad entstanden!"

Neapel hat also eine Constitution. Umsonst rufen die klugen Leute: dieses Volk ist nicht reif zu einer Constitution! Sie übersehen, daß darin das einzige und letzte Hülfsmittel Ferdinands lag, daß ohne Constitution nie und nimmer Friede zwischen ihm und seinem Volke geworden wäre. Hätte der König auch durch Concessionen von geringerem Umfang die Ruhe für den Augenblick wieder herzustellen gewußt, nach wenig Wochen hätte man von Neuem begonnen, man hätte weitere Concessionen verlangt, und wenn diese er-

rungen, abermals weitere. Es wäre ein unseliges Verhältniß geblieben: das Volk nie zufrieden mit dem was es erhalten, der Fürst ewig gepeinigt und gereizt durch ein nicht zu sättigendes Verlangen nach Mehrerem. Die Constitution allein kann bei solchen Verhältnissen zwischen Fürst und Volk helfen. Auch Karl Albert von Savoyen, der viel fester auf seinem Throne sitzt, hat eingesehen, welches Glück für ihn selber in der Constitution liegt. Karl Albert aber hat schlauer den rechten Augenblick zu ergreifen gewußt, den rechten Augenblick, auf den in dieser pfeilschnell fortschießenden Zeit Alles ankommt. — Hätte Oestreich in der Lombardei vor etwa drei Monaten den rechten Augenblick der Concessionen zu ergreifen gewußt, so wäre der Besitz des Landes ihm gesichert geblieben, das jetzt wohl unrettbar verloren geht. — Hätte Preußen den rechten Augenblick zu einer aufrichtigen Constitution zu ergreifen gewußt so würde es eine innere Wunde sich erspart haben, die sehr schwer zu heilen sein wird.

Aber bleiben wir bei den Zuständen Neapels. Der Eindruck, den die Verfassung machte, war ein sehr verschiedener; der Adel, der Advokatenstand, die Principini, die Galantuomi und „Mezzi Galantuomini“ jubelten. Das Volk war niederträchtig genug, dem eben noch so verabscheuten Ferdinand die Stiefeln zu küssen, als er, von seinem Stabe umgeben, durch den Toledo ritt, seinem Aussehen nach in den letzten Tagen um

zehn Jahr älter geworden. Der Jubel hatte seine guten Gründe. Die ungeheuerste Veränderung trat mit dem kaum ausgesprochenen Wort „Verfassung“ sogleich in's Leben und war, wie gesagt, aller Orten sichtbar. Ein neuer Polizeipräfekt, seit sechs Wochen selber erst aus den Kerkern Delcarretto's befreit, begann damit, die Verließe und unterirdischen Gewölbe zumauern zu lassen; die Postbeamten freuten sich, daß sie keine Briefe mehr zu unterschlagen und zu öffnen gezwungen waren. Von allen Seiten, von St. Stefano, von den ponzischen Inseln, aus Nisida, aus dem Ausland kamen die Amnestirten zurück, bleiche Gesichter, aber vor Freude strahlend, umringt von den Ihrigen, von den entgegengezogenen Freunden, von Allem, was sich auf ihrem Wege fand.

Die Polizei war spurlos verschwunden, ja in San Carlo tanzten die Ballettänzerinnen ohne jene berüchtigten grünen Beinkleider — ein Umstand, der allein hinreichend war, die schwankenden Ansichten einer Menge von Leuten über Constitutionalismus und Verfassung auf's günstigste festzustellen. Die Presse, die vorher gar nicht dagewesen, sprang frisch und keck in die Welt und brachte für das mißhandelte Volk eine Menge des Genugthuenden, des Schmeichelnden, des Hoffnungerweckenden. Wie vor Großmogul und Mufti hatte man bisher schweigend die Stirne in den Staub beugen müssen vor jedem Polizeiinspector; jetzt liefen eine Menge

Blätter um, welche für solche Demüthigungen Rache gewährten. — Die schmachvollen Lebensgeschichten eines Campobasso und Squillace waren jetzt für einen Gran zu haben, und Blätter wurden ausgeboten, wie „Rimorsi e Confessione di Francesco Saverio," d. h. Delcarretto's, dessen fingirte Beichte unsäglicher Scheußlichkeiten darin enthalten ist. Was konnte entzückender sein als zu lesen, wie Delcarretto gleich einem Wurme sich krümmt unter den Schrecken des Gewissens, umringt von den Spuckgestalten Gemordeter! Der Neapolitaner liebt so etwas; seine Kellertheater haben diesem Hange von jeher Nahrung gegeben, und auf den Aushängeschildern vor diesen Bühnen erblickt das Auge des erstaunten Fremden eine wahre Blüthensammlung gräulicher Thaten. Und nun gar den Quälgeist Delcarretto, denselben leibhaften Delcarretto, den jede lebende Seele diesseits und jenseits des Pharus mindestens hundertmal zu allen Teufeln gewünscht, in solcher Pein zu sehen — was konnte man mehr verlangen! Viva la costituzione! schrien sie und füllten den Toledo mit dem Freudengeheul und dem Fackelqualm, welcher die Anwohner acht lange Tage hindurch beinahe in Verzweiflung setzte.

Diese Freudendemonstrationen hatten jedoch für den, welcher aus Mittelitalien kam, etwas Ueberraschendes, etwas Unbefriedigendes. Man sah, es war nicht der Ausbruch der Freude eines politisch reifen und ge-

bildeten Volks über einen großen und schönen Sieg, den es errungen. Der gewonnene Sieg hatte eben den ungeheuren Fehler, daß man nicht selber ihn gewonnen, sondern daß ein tapfereres Brudervolk ihn geschenkt hatte. Es war oft nur wüstes Durcheinanderwogen und ein ausgelassenes, wenn auch nicht rohes Lärmen des Volks, das die ganze unermeßliche Bedeutung des Augenblicks gar nicht begriff und nicht wußte, um was es sich handelte. Die Klassen, von denen die Bewegung eigentlich ausgegangen und die allein den Freudendemonstrationen Würde und Großartigkeit hätten geben können, hielten sich davon zurück. Sie gaben Geld dazu her. Auch sah man hunderten der erschienenen Flugblätter an, wie sie von Jenen ausgegangen, um das Volk für die Constitution einzunehmen, um dasselbe über den Begriff dieses Worts aufzuklären und ihm z. B. den Glauben zu nehmen, die Religion leide bei constitutioneller Freiheit. So entstand denn auch Lärm genug, aber die Freude schlug nicht recht durch, drang nicht recht in alle Klassen. In San Carlo wurde ein Hymnus auf die Constitution ausgepfiffen, weil er schlecht war — als ob das in solchen Tagen in Betracht kommen dürfte! An den letzten Abenden schmolz der Toledojubel förmlich in den Carneval über.

23. Februar.

Neapel hat das große Unglück, keinen Mittelstand zu besitzen. Es hat nur Adel und „Galantuomini," die mit einander auf ganz gleichem Fuße verkehren, auf der einen Seite, und Pöbel auf der andern. Neapel ist die wahre Stadt des Pöbels; er ist eine Macht, die oft furchtbar geworden. Die Reichen und Gebildeten sind genöthigt, ihm zu schmeicheln, der König selbst hält die Zügel seiner Pferde an, wenn er einem Haufen Lazaroni begegnet, reicht ihnen die Hand und läßt sich von ihnen den Arm, das Gesicht, die Kleider streicheln.

In welcher engen, täglichen Vertraulichkeit der Großvater des jetzigen Königs, der etikettenstrenge Ferdinand I. mit ihnen lebte, ist bekannt. Zwar ist das eigentliche Geschlecht der Lazaroni, das heißt der Menschen, die lebten, ohne bestimmte Beschäftigung und ohne Obdach zu haben, ausgestorben. Wohnungen haben sie jetzt Alle, wenn es auch oft nur die Höhlen im weichen Gestein des Posilipp sind; auch einen Anlauf zur Annahme einer gewissen Garderobe haben sie gemacht. Freilich sieht man noch oft genug Bursche, deren ganzer Anzug, wenn sie volle Toilette gemacht, aus einem um die Hüfte gebundenen Sacke, einem zerlumpten Stücke Zeug, das die Schultern bedeckt, und einer Wunder-

medaille auf der Brust besteht. Die Meisten sind zudem stolz auf eine warme phrygische Mütze von scharlachrother Wolle: ist der Kopf so sicher gestellt, so haben Füße und Beine begreiflich weiter keine Ansprüche und bleiben nackt im Winter wie im Sommer.

Was die Beschäftigung angeht, so sind, wie gesagt, auch in dieser Beziehung die guten alten Zeiten des dolce far niente, die Zeiten, wo die Lazaroni sich sorglos am Strande des Meeres in den Sand legten und sich sonnten wie die Eidechsen, längst vorüber. — Viele von ihnen sind Handwerker geworden; der Handwerkerstand Neapels gehört größtentheils ursprünglich dem „Lazarismus" an. Aber auch die übrigen haben jetzt alle etwas zu thun. Entweder rufen sie Fische, oder Früchte, oder Blumen, oder Flugblätter aus, oder sie putzen die Stiefeln der Vorübergehenden. Solch ein Stiefelwichser hat denn neben seinem Bürstenkasten auch gewöhnlich ein thätiges Bankiergeschäft; er hat einen alten wurmstichigen Tisch neben sich stehen, auf welchem in kleinen Haufen Tornesen und Grane aufgestapelt sind und an dem man kleine Münze einwechseln kann. Andere treiben einen Commissionshandel: sie lassen sich von einem Tischler einen neuen schön polirten Schrank, eine nothdürftig reparirte alte Wiege geben, pflanzen sich damit auf dem Largo San Spirito auf, und das Geschäft ist etablirt. Hat einer drei Orangen, einen alten Kupferstich und ein Bündel Schwefelhölzer, so

breitet er ein Schnupftuch aus, arrangirt seine Schätze mit allem möglichen Geschmack, und die Firma ist fertig. Viele haben einen Freundschaftsbund mit einem Fiaker geschlossen und springen hinten auf, sobald Jemand in den Wagen steigt; sie fungiren dann als Bedienten, man mag sie wollen oder nicht, gleichviel — euer Diener zu sein, das ist ihr Herrenrecht. — An warmen Tagen sieht man sie allerdings zahlreich am Strande liegen und sich sonnen, Sorglosigkeit um Vergangenheit und Zukunft in jeder Miene. Aber gewiß würden auch diese es sehr übel nehmen, sagte man ihnen, sie thäten nichts. Sie haben sicherlich erst in der letzten Woche einen Fischfang mitgemacht, und wer weiß, ob sie nicht übermorgen eine sehr anstrengende Arbeit bekommen werden!

Dieses Volk ist im Grunde gut und treu und anstellig, wenn man freundlich mit ihnen ist und sie für Dienste mäßig bezahlt. Aber ihre Lage hat sie ganz natürlich auf den „Communismus“ hingewiesen, über das Mein und Dein haben sich ihre Begriffe keineswegs bis zu jener strengen Sonderung der Kategorien aufgeschwungen, wie das bei uns der Fall, und man nennt Quartiere in der Stadt, Gegenden in der weiteren Umgebung, wohin man sich nicht gern allein begibt. Außerdem scheint in den Traditionen des Volks fortzuleben, daß es zu seinen Rechten gehört, bei bedeutenden politischen Veränderungen die schöne Stadt

Neapel ausplündern zu dürfen. In den Jahren 1799, 1806 und 1815 haben sie in der That furchtbar gehaust, besonders in dem erstgenannten Zeitpunkt, nachdem ein thörichter Angriff des Königs Ferdinand IV. auf die französische Republik die Truppen Frankreichs unter Championnet in's Land gebracht und der König nach Sicilien entflohen. Die Anarchie, welche dadurch in Neapel entstand, wurde vom „Lazarismus" zu den schrecklichsten Ausschweifungen benutzt.

Dasselbe geschah, als Ruffo's Siege die parthenopäische Republik stürzten und eine furchtbare Reaction über das unglückliche Land verhängten. Die Lazaroni wütheten beidemale wie wahre Cannibalen gegen Greise und Kinder, gegen Frauen und Kranke. Es kamen dabei Scenen vor, wie sie die französische Schreckenszeit nicht aufweist. Ein unglücklicher, aller Politik fremder und nur den Wissenschaften lebender Herzog de la Torre z. B. hatte am Tage vor dem Einzug Championnets für einige Freunde ein Abendessen bereitet; sein Friseur sah darin ein großes Bankett für die heranrückenden Franzosen, verbreitete dies unter dem Volke, und der Herzog, so wie sein Bruder Clementi, berühmt als Dichter wie der Herzog als tüchtiger Mathematiker, wurden aus ihrem Hause gerissen, unter den Augen ihrer Mutter, der Frau des Herzogs und seiner Kinder nach dem königlichen Palast geschleppt und sollten hier erschossen werden. Der Perrückenmacher fand aber diese

Todesart zu schmerzlos, er schlug vor, sie bei langsamem Feuer zu verbrennen, und der Pöbel machte sich augenblicklich an's Werk. Die beiden Brüder endeten nach drei Stunden der furchtbarsten Qualen. Ihr Haus, eines der reichsten der Stadt, und prachtvolle Sammlungen umschließend, wurde geplündert und dann eine Beute der Flammen.

Am schrecklichsten wurde später das Volk, als Ruffo unter den Mauern von Neapel angekommen war und die Franzosen und „Patrioten" sich zuletzt auf einen kleinen Stadttheil zusammengedrängt sahen. Ruffo hatte unter den Lazaroni verbreiten lassen, daß die Patrioten beabsichtigt, alle Lazaroni zu hängen und nur die Kinder übrig zu lassen, um diese ohne Religion zu erziehen; sie hätten eine Menge Schlingen und Stricke unter sich ausgetheilt, nach der Anzahl, welche jeder erdrosseln solle. Der heilige Antonius habe ihm, Ruffo, diesen höllischen Anschlag verrathen, und darum sei er gekommen, das arme Volk von Neapel zu retten. Um die Sache anschaulicher zu machen, hatte er einen Kupferstich verbreitet, worauf der Heilige dem Heerführer der Royalisten erschien, die Hände voll Stricke ausgestreckt, während Ruffo ihn um die Rettung des Volkes anfleht. Das erste Opfer des so fanatisirten Volks wurde ein Fleischer, bei dem ein Lazaroni eine Anzahl Stricke entdeckte, die seine Hanthierung jenem nöthig machte. Damit begann das Blutbad und die Volks-

wuth steigerte sich, als man in der That eine Menge von neuen Schlingen fand, welche Ruffo ohne Wissen der Bewohner in vielen Häusern hatte verstecken lassen. Ruffo gab zehn Dukaten für den Patriotenkopf. Die edelsten Frauen wurden auf wahrhaft scheußliche Weise mißhandelt; da die Lazaroni glaubten, jeder Jakobiner oder Patriot trage einen Freiheitsbaum auf seinen Leib eingeäzt, so zogen sie die Unglücklichen, welche in ihre Hände fielen, nackt aus und trieben sie so durch die Straßen. Als der König endlich aus Sicilien zurückkam, wurden diese Scheußlichkeiten auf den höchsten Grad getrieben. Vor dem königlichen Palast wurden sieben Unglückliche, die man eben arretirt, auf einem Scheiterhaufen verbrannt, und die Lazaroni, um den letzten Unterschied zwischen sich und den Karaiben auszulöschen, aßen das Fleisch der Opfer ihrer fanatischen und wüthenden Loyalität. *)

Das war die Weise, wie ein Cardinal und die Lazaroni am Ende des Jahres 1799 das Königthum wieder in Neapel einführten. Die Lazaroni sind natürlich immer sehr königlich gesinnt gewesen. Da sie nichts besitzen, drückt sie auch keine Abgabe — gegen jede Art von Steuer haben sie die cappadocische Einrede — eget aere Cappadocum rex, sagt Horaz — und die Könige schonen sie und schmeicheln ihnen.

*) Siehe die Berichte eines Augenzeugen in den Mémoires pour servir à l'histoire des dernières révolutions de Naples. Paris 1803.

Eine andere Erhebung der Lazaroni, wenn sie auch nicht von gleichen Schreckensscenen begleitet war, fand nach dem Sturze Mürats und vor dem Einrücken der Oestreicher in Neapel statt. Die Lazaroni versammelten sich unter ihren „Capi Lazari", deren ehemals jede der zwölf Rionen einen hatte, mietheten sich Magazine für die zu machende Beute und wollten die Stadt plündern, nachdem sie sich in die einzelnen Quartiere planmäßig getheilt. Zu gleicher Zeit sollten sich die Gefangenen im Castell del Carmine befreien und mit den Lazaroni vereinigen. Die Neapolitaner trafen jedoch früh genug die nöthigen Vorkehrungen. Sie bildeten eine durch Offiziere der flüchtigen Linienregimenter verstärkte Miliz, und als die Gefangenen in del Carmine den Befreiungsversuch begannen und bereits glücklich bis in den ersten Hofraum vorgedrungen waren, wurden Haubitzen auf dem Dach des nächsten Hauses aufgepflanzt. Das Gesindel wurde damit unbarmherzig zusammengeschossen. Eben so rücksichtslos verfuhr man gegen die Lazaroni; wo einige von ihnen sich zusammenschaarten, wurde auf sie gefeuert; sie machten zwar ebenfalls Gebrauch von ihren Waffen, aber es gelang ihnen nicht, wie 1799, die Oberhand zu bekommen. Als die Oestreicher endlich einrückten, hieben die ungarischen Husaren auf sie ein, bis sie ihre Plünderungsgelüste aufgaben. Doch war noch lange Zeit nachher Niemand vor ihren Mißhandlungen sicher,

welcher nicht die Cocarde der Bourbonen oder die östreichische trug. Auch machten sie eines schönen Tages, als die Bourbons längst wieder auf ihrem Throne saßen, in großen Schaaren einen Sonntagsausflug nach Portici und verlangten, man solle ihnen das dortige, von Mürat eingerichtete Schloß zum Plündern übergeben; es sei roba di Gioachino (Gepäck Joachims) und deshalb von Rechtswegen ihnen verfallen. Eine Schwadron Husaren kam zu rechter Zeit dem zitternden Castellan zu Hülfe und brachte sie zum Rückzuge.

Seitdem ist die Macht der Lazaroni immer mehr gebrochen, wie sich bei den jüngsten Ereignissen herausgestellt hat. Ihre Erhebung gegen die Constitution am 29. Januar d. J. war ohne alle Bedeutung und hatte nur den Charakter einer vereinzelt ausbrechenden Unordnung. — Bei den großen Demonstrationen des Monats Januar hatte sich die Geistlichkeit Neapels verpflichtet geglaubt, das Volk zur Ruhe und zum Frieden zu ermahnen; man hatte ihm gepredigt, daß die Constitution, die man der Regierung abtrotzen wolle, etwas Irreligiöses, und daß es eine Sünde sei, an solchen Dingen sich zu betheiligen. Als von besonderem Einfluß und in diesem Sinne von großer Thätigkeit wird ein Don Placido genannt. Außerdem hatte Delcarretto zu öfternmalen in der letzten Zeit Geldsummen unter die Lazaroni vertheilen lassen und sie dadurch für sich gewonnen. Als nun der König am 29. Januar, nach-

dem er die Constitution versprochen, den Toledo hinauf ritt, sah er sich am obern Ende dieser Straße von Lazaroni umringt, die ihm zuriefen, sie würden nicht leiden, daß man ihm irgend Gewalt anthue; sie seien sein treues Volk und wollen keine Constitution. Der König sprach beruhigende Worte zu ihnen: er habe die Constitution aus freien Stücken gegeben und sie sei eine sehr vortreffliche Einrichtung. Das beschwichtigte sie jedoch nicht; sie fielen an mehreren Orten der Stadt diejenigen an, welche dreifarbige Schleifen oder Cocarden trugen, rotteten sich zusammen, machten Anstalt, einzelne Häuser zu plündern, bis die Nationalgarde, die sich durch Auxiliaren, d. h. durch neu eingeschriebene Bürger ohne Uniform, bedeutend verstärkt hatte, eingriff und mit Kolbenstößen die Ruhe wieder herstellte. Tödtungen oder bedeutende Verwundungen sind dabei nicht vorgekommen.

Das Volk ist zwar immer noch nicht ganz ruhig, aber ein Ausbruch ist kaum mehr zu befürchten, denn es fühlt, daß eine andere Zeit gekommen und daß die „Signori" die Oberhand haben. Auch hat die Geistlichkeit jetzt beruhigend auf dasselbe gewirkt. Die Klostergeistlichkeit ist der neuen Ordnung der Dinge zwar entschieden abgeneigt, aber die Weltgeistlichkeit ihr zum Theil zugethan. In den ersten Tagen der neuen Ordnung der Dinge erließ der Minister der kirchlichen Angelegenheiten an alle Bischöfe des Königreichs ein Rundschreiben, in welchem sie im Namen des Königs aufge-

fordert wurden, durch die Pfarrer in den einzelnen Gemeinden die unermeßlichen Vorzüge der neuen Regierungsform dem Volke klar machen zu lassen. Ein Hirtenbrief des Cardinalbischofs von Neapel in würdiger und edler Fassung war die unmittelbare Folge, und die Pfarrer und Kanzelredner, die Jesuiten nicht ausgenommen, haben darauf in den Kirchen die Vortheile der gewährten Constitution geschildert. Vorfälle, wie die in Gaeta, wo der Bischof Don Luigi Parisi einige Seminaristen, welche die Vorlesung des Constitutionsversprechens angehört hatten, zur Strafe einsperren ließ und jede Freudenbezeugung hinderte, bilden Ausnahmen, welche der klügeren Haltung des Clerus im Uebrigen nicht Eintrag thun.

Um das Volk zu beruhigen, wurden ferner Subscriptionen zu Geldunterstützungen gesammelt und bis jetzt 30,000 Dukaten aufgebracht. Das seinige that denn auch jenes plötzlich inmitten der Wirren auftauchende populäre Rednertalent Don Michele Viscusi's, der unermüdlich war. Wenn ein Haufen Volkes beisammen ist, gelockt durch die Ankündigung, Don Michele werde kommen und sprechen, so hat man nicht lange zu warten. In der Mitte eines Dutzends eng zusammengepackter Lazaroni steht er im Wagen, fährt mitten in den Haufen und beginnt seine der Fassungskraft der Zuhörer auf das Trefflichste angepaßte Rede, die eigentlich nur eine laute Unterhaltung mit ihnen ist.

„Meine Brüder," so beginnt er, „ein Verein von Herren und Damen hat mich beauftragt, euch zu sagen, daß sie für euch eine Kasse bilden, in welche jeder, so viel er kann, einschießen will. Es muß etwas geschehen, um das Elend zu lindern, das ihr nicht mehr ertragen könnt. Darum ist die Constitution da, damit die redlichen Leute, die bisher nicht zu Worte kommen konnten, mitreden dürfen und für das öffentliche Wohl sorgen und Mittel erfinden, daß der gemeine Mann sein Brod findet!"

„Eh," schreit der Chorus der Lazaroni, „viva la costituzione! vivano i signori!" — „Aber," interpellirt einer aus der Schaar der Redner im Wagen, „wie ist es mit den Volksfesten? Man sagt, die neuen Gesetze würden die Festtage für das Volk verbieten und abschaffen." — „Abschaffen? Nichts werden sie abschaffen, sie werden die alten Feste lassen, und neue dazu machen, Feste für die Constitution in Hülle und Fülle! Und wenn's nicht ganz anders geht, als ich voraussagen darf, Fratelli, so sollen sogar die früher verbotenen Feste wieder in Gang gebracht werden."

Die Evviva's verdoppeln sich. Dann verlangen Alle, daß ein Gesetz gegen die Habsucht und Härte der Hausvermiether gemacht werde. — „Ah, das ist just die Art von Bösewichtern, die auch mir das Leben sauer macht!" ruft Don Michele. „Sorgt nicht, ich werde mein Möglichstes thun, daß wir ein Gesetzchen gegen

dieses Volk herausbringen!" — „Und die Bonafficiata?*) man hat gesagt, daß sie uns jetzt die Bonafficiata nehmen wollen." — „Sorgt nicht, meine Söhne, sie wird fortfahren, euch zu ruiniren."

Jetzt ist Alles zufrieden, und unter dem tobenden Vivatschreien sucht Don Michele fortzukommen, was ihm aber erst nach vielen Anstrengungen gelingt, denn Alle wollen ihn halten und ihn weiter hören. Das ist die Weise, wie Don Michele auf das Volk wirkt. Der König dankte ihm, als er ihn vorgestern bei der Revue unter den Auriliaren der Nationalgarde traf, mit vieler Herzlichkeit dafür. In Rom hat Ciceruacchio an die Fahne, welche er bei einer der letzten dortigen Demonstrationen trug, Michele's Bildniß befestigt und seinen neapolitanischen Collegen dem römischen Volke präsentirt, das ihn mit stürmischen Vivats begrüßte.

Trotzdem wird dieses Volk immer bereit sein, sich später wieder zu erheben, wenn die Kolbenstöße der Nationalgarde vom 29. und 30. vergessen sind und wenn irgend ein Trieb, ein zündender Gedanke, der unter sie geworfen wird, mag er noch so albern sein, sie in Bewegung setzt. Die Stimmung des Clerus, der unmittelbar auf sie einwirkt, ist deshalb für die politischen Verhältnisse Neapels von so großer Bedeutung. In diesem Umstande liegt hauptsächlich der Schlüssel, weshalb die Wortführer der Bewegung und alle, die

*) Das Lotto.

sich ihr durch Handlungen und Worte anschlossen, in den ersten Tagen der plötzlich errungenen unermeßlichen Freiheit so schüchtern, so gemäßigt, so bescheiden auftraten. Man wußte die Geistlichkeit theils neutral, theils abhold. Dies war um so drohender, als der ganze Schweif des alten Regime in der Bureaukratie und im Heere auch noch eine gewaltige Macht besaß und bis auf diese Stunde besitzt, wie man daraus sieht, daß in einzelnen Orten Militärcommandanten oder Beamte bis vor wenigen Tagen die Constitution noch gar nicht hatten publiziren lassen. Ein Befehl des Kriegsministers hat ihnen diese Obliegenheit nochmals drohend einschärfen müssen. — Darum wurde auch in den Tagen der großen Demonstrationen überall verbreitet, die Constitution, welche man wolle und erhalten werde, sei die belgische. Es war das wohl eine captatio benevolentiae für den Clerus, diese Hindeutung auf die Constitution eines so eminent katholischen Landes.

Eine andere Ursache dieser Mäßigung, dieser oft anwidernden Versöhnlichkeit gegen die ehemaligen Henker, dieser kriechenden Verherrlichung des eben noch bekämpften Königs mag dann freilich im Charakter der Neapolitaner liegen, in welchem wenig männlicher Ernst und männliches Selbstbewußtsein steckt. Die Wortführer benutzen das, sie leiteten das Volk zu diesen Demonstrationen an, sie streuten hundert Flugblätter aus, worin die Mäßigung, die Verehrung der Kirche, der Gehorsam

gegen den König, die Religiosität, die Redlichkeit als die Haupterscheinungen constitutionellen Lebens geschildert wurden. So, glaubten sie, müsse der König in seiner neuen Gesinnung bestärkt, müssen die reactionären Elemente der Gesellschaft entweder versöhnt oder wider die neue Ordnung der Dinge waffenlos gemacht werden.

Die Furcht vor den Lazaronis und ihren Plünderungs-, vor den Oestreichern und ihren Interventionsgelüsten that das ihrige dazu, der Physiognomie Neapels in den ersten Februartagen etwas gezwungen Lachendes, etwas Mattes zu geben, was mit dem vollen kräftigen Jubel der übrigen italienischen Städte über ihre politische Befreiung unangenehm contrastirte; denn vielen Muth rühmt man den Neapolitanern eben nicht nach. In ihrer Armee haben sie ganz besondere Vorliebe für die Artillerie, die Waffenart, mit welcher man dem Feinde aus möglichst weiter Entfernung beikommen kann. Bei jeder Gelegenheit, beim geringsten Volksauflauf wird die Artillerie requirirt, und diese greift sofort zu den Stücken vom schwersten Kaliber; gewöhnlich operirt sie mit Mörsern und Bomben. Kommt es zum Zusammenstoß, so kann es unter solchen Umständen nicht anders als ganz barbarisch hergehen.

Der Mangel an Muth hängt mit einer andern Charaktereigenthümlichkeit zusammen: jeder Neapolitaner hat etwas vom Polichinell in sich. Er ist in diesem Augenblick nur zu oft politischer Polichinell, und nach-

dem ihm das tapfere, ernste Inselvolk der Sicilianer die Freiheit mit seinem Blut erkämpft, macht er einen etwas lächerlichen Eindruck, wenn er sich in die Toga der Virtus civilis drapirt. Es kann auch nicht ausbleiben, daß er übermüthig wird, wenn es ihm lange Zeit noch so gut geht, wie in diesem Augenblick. Die Bescheidenheit der ersten Tage beginnt schon jetzt nachzulassen, die Blätter werden immer kecker, sie beschweren sich laut über die Unthätigkeit des neuen Ministeriums, sie vertheidigen die Tricolorecocarde gegen die Aeußerung des Königs wider dieselbe, welche in den ersten Tagen des Jubels jedes roth-weiß-grüne Band entfernt hielt. Man denkt an Agitation wider das bevorstehende, wie es heißt illiberale, Wahlgesetz, wider die königliche Befugniß der Pairsernennung und vieles Andere.

Eines der neuen Blätter, „la Rigenerazione," nimmt eine entschieden radicale Farbe an, ein anderes, „Il Tempo," welches sich an die Spitze der Journalistik zu stellen verheißt, scheint sich seiner Zwecke eben so klar bewußt zu sein, wenn man nach dem Programm urtheilen darf. „Il Lume a gas," ein kleines Pfennigblatt, welches hier die römische Pallade vertritt, hat schon Artikelchen, wie das folgende: „In Konstantinopel soll eine Constitution publizirt sein auf folgende Grundlagen hin: Die Pairs, welche der Großherr ernennt, werden unter den Seraileunuchen gewählt. — Die Presse wird frei sein, nur die Druckereien werden verboten — Das

Weintrinken wird den Gläubigen bei den Wahlbanketten freigegeben u. s. w." — Bedeutender ist jedoch der Umstand, daß man plötzlich über den Artikel der Constitution, welcher einen „undurchdringlichen Schleier" über die Vergangenheit wirft, sich empört fühlt, daß man Offenheit von der Regierung verlangt, Offenheit über das, was mit Delcarretto geschehen, was mit den Sicilianern verhandelt wird, daß man laut zu rufen beginnt: „Si alzi il velo!"

28. Februar 1848.

Auf die constitutionelle Bürgschaft, welche der König für sein zukünftiges Betragen gegeben, ist das letzte Siegel gedrückt — der feierliche Schwur. Daß dieses Ereigniß nicht ohne glänzende Festfeier vorübergehen würde, ließ sich voraussehen. Mehrere Tage vorher begannen die Vorbereitungen. Am Vorabende hielt der König Heerschau über acht Bataillone der Nationalgarde. Am Morgen des vierundzwanzigsten, in aller Frühe, flatterte zum erstenmal die weiße Bourbonenflagge im friedlichen Verein mit der italienischen Tricolore von den hohen malerischen Castellen in die Lüfte, die Salven der schweren Hafengeschütze begrüßten sie und rollten an den Felsenufern des Posilipp hinab. Es war ein wunderbar schöner Morgen. Der Golf hatte sich zum Spiegel geglättet, als fange der Meergott freudig die Bilder der Freiheitsfahnen und der stolzen Flaggen Englands auf, die von den Masten der Linienschiffe Parkers wehten; der Vesuv warf seine Rauchsäulen senkrecht in die Höhe, und weit hinaus, bis an die Campanella blitzten die schneebedeckten Gipfel der Kette des Monte Santangelo. Das Meer, die Alpenwelt, die weiße Zauberstadt Neapel, der dunkelblaue Himmel des Südens, alles war Licht und sonnige Klarheit.

Vor der Hauptfronte des königlichen Palastes ist ein großer Platz, welcher, dem Schloß gegenüber, durch die dem römischen Pantheon nachgeahmte Kirche San Francesco di Paula und ihren, die Säulenhalle vor Sanct Peter vorstellenden Porticus geschlossen wird. Hinter diesem Bau erhebt sich die mit hohen Häusern bedeckte Felsenhöhe von Monte di Dio und Pizzo-Falcone. Aus fernerer, größerer Höhe blickt Castell Sant Elmo auf den Platz nieder. Nach der einen Seite stößt der Largo di San Carlo an diesen Platz, nach der andern öffnet sich die Aussicht auf Meer und Hafen, im Hintergrunde die malerischen Linien der Insel Capri zeigend.

Dieser Platz von San Francesco di Paula, die Balcone, die Säulenhallen, die flachen Dächer, die Höhen, alles füllte sich am frühen Morgen dicht mit Menschen, welche des kommenden Schauspiels harrten. Die Nationalgarden bildeten Spalier vom Schloß zur Kirche, von jedem Regimente der Truppen aller Waffengattungen zu Land und zu Meer zogen die Musikbanden, der Stab und eine Compagnie auf, eine vollständige, in glänzendster Gala herausgeputzte Musterkarte des ganzen Heers. Um jede Fahne waren dreifarbige Bänder geschlungen, selbst um das weiße Kreuz der Eidgenossenschaft flatterten die italienischen Farben.

Um eilf kam der königliche Zug. Voran ein leerer Staatswagen von alterthümlicher Pracht: la carozza

di gala di rispetto — was dieser Respektswagen bedeute, wußte Niemand zu sagen — dann das ganze Gepränge, wie es seit der Erfindung der Etikette durch den reichen burgundischen Hof und seit den Tagen der spanischen Weltmacht überall üblich ist — Stallmeister, Pagen, Hartschiere, Hofdamen, Kammerherren, Edelsteine und Federn, Kronen und Sterne — ein Wesen, wie pomphafte, schwülstige Phrasen ohne Sinn, prunkende Rodomontaden in Gold gestickt, ein „Wir von Gottes Gnaden" in rothem Lederzeug mit silbernen Scheuklappen. Wenn man Pius den Neunten in solcher Umgebung sah, kann man darin Ferdinando Secondo und seine Maria Theresia nicht mehr sehen, ohne Empfindungen und Anwandlungen verschiedenster Art. Im Gefolge des königlichen Paares waren der Kronprinz, Herzog von Calabrien, ein Knabe von zehn Jahren etwa, sein Brüderchen, das Gräflein von Trani, ebenfalls allein im goldenen Staatswagen, der Bruder des Königs, Graf von Aquila, mit seiner brasilischen Gemahlin, ein anderer Bruder, der Graf von Trapani, endlich der Oheim, der Prinz von Salerno, dessen Gemahlin jedoch, eine östreichische Prinzessin, sich von der Feier dispensirt hatte. Die Königin war nicht in so glücklicher Lage; sie ließ denn auch die Sache avec beaucoup de mauvaise grace über sich ergehen.

Die Carossen waren des etwas beschränkten Raumes wegen, da die Entfernung der Kirche vom Schloß

ohnehin nicht die Länge des Zuges betrug, nur mit zwei Pferden bespannt, seltsamerweise Miethpferden, denn König Ferdinand hat als sparsamer pater patriae die tägliche Stellung der für den Hof nöthigen Pferde einem hiesigen Speculanten in Pacht gegeben.

An der Kirche wurde der König von der Geistlichkeit, den Oberhofkaplan und Heerbischof an der Spitze, empfangen und zu seinem Throne geleitet. Der Hof wurde zu seiner Rechten und Linken, das „Geblüt" in Fauteuils gruppirt. Ein Fauteuil wurde von Sr. weißbärtigen egyptischen Hoheit, dem Pascha Ibrahim, eingenommen, der eine höchst glänzende Uniform mit einer Menge diamantener Decorationen zur Schau trug, aber mit seiner gemeinen Figur und dem brutalen Gesicht an jenes Goethe'sche erinnerte:

„Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Du bleibst doch immer was du bist."

Hinter dem Stuhl der Königin-Mutter stand ihr stattlicher Gemahl, der Oberst Balzow. Das Volk beschuldigt ihn mit seiner Gattin, daß sie gemeinschaftlich Kornspeculationen machen, die nicht zur Verminderung der Brodpreise dienen. Doch wird sie als wohlwollende Frau gepriesen und ist beliebt, trotz ihrer früheren Aufführung, welche ohnehin wohl nicht mehr viel verdorben. Seit Karl III. trägt keiner der neapolitanischen

Könige mehr eine Spur vom bourbonischen Typus. — Vor allem glänzend und schön zeigte sich die Uniform der Hof- und Palastdamen. Diese Uniform ist erst in neuerer Zeit, vielleicht zum Anschluß an die Sitte des befreundeten Russenhofes, verordnet; sie besteht in einem himmelblauen, mit Gold gestickten Spenser und einer scharlachrothen Robe, auf welcher die breite Goldstickerei, vom Gürtel nach unten verlaufend, die Hälfte des Stoffes bedeckt.

Das diplomatische Corps füllte ziemlich vollständig seine Tribüne. Rußland und Oestreich fehlten natürlich; Herr v. Schulenburg, der interimistische Geschäftsträger von Preußen, war ebenfalls abwesend: die drei nordischen Mächte waren verdrießlich!

Nachdem die kirchliche Ceremonie, bestehend in einer sogenannten spanischen (sehr abgekürzten) Messe vorüber, trat der Oberhofkaplan mit dem Evangelienbuch an den Thron des Königs, dieser erhob sich und las mit lauter Stimme die Schwurformel: „Ich Ferdinand der Zweite, König des Königreichs beider Sicilien, von Jerusalem (und so weiter), verspreche und schwöre vor Gott und seinen heiligen Evangelien zu bekennen und bekennen zu machen, und zu vertheidigen und zu erhalten im Königreiche beider Sicilien die römisch-katholisch-apostolische Religion als einzige Religion des Staates. — Verspreche und schwöre als unverletzlich zu beobachten und beobachten zu machen die von Uns am 10. Februar 1848

für dasselbe Königreich promulgirte und als unwiderruflich sanctionirte Constitution der Monarchie. — Verspreche und schwöre zu beobachten und beobachten zu machen alle gegenwärtig in Kraft bestehenden Gesetze oder diejenigen, welche späterhin nach Maßgabe der erwähnten Constitution in Kraft treten werden. — Verspreche und schwöre auch, niemals irgend etwas gegen die Constitution und die Gesetze, welche Personen oder Eigenthum unserer geliebtesten Unterthanen betreffen, zu thun oder zu unternehmen, so wahr mir Gott helfe und mich in seinem heiligen Schutze halte."

Der König hielt die Hand auf das Evangelienbuch, während er diese Formel las, und dann sprach er ein lautes, die Kirche füllendes „Lo giuro." Eine Kanonensalve rollte über Stadt und Meer.

Trotz all dieser Feierlichkeit, womit so das Siegel auf die erste große Freiheitsurkunde Italiens gedrückt ist, schütteln bedenkliche Leute zweifelnd das Haupt. Gerade so war es 1820 auch, gerade so schwur der König! rufen sie aus. Sie vergessen dabei, daß zwischen 1820 und 1848 ein Zeitraum liegt, in welchem die Völker vorangeschritten sind und die Herren von Laibach den Cours ihrer Papiere bedeutend haben weichen sehen müssen. Man bricht heute einem Volke nicht mehr so leicht einen feierlichen Schwur. Freilich, Herr von der Schulenburg hier hat einen Protest dagegen unterschrieben, aber ich glaube kaum, daß dieser Schritt

die Neapolitaner schlaflose Nächte kostet. Der protestirenden Diplomatie würde es auch schwer werden, anzugeben, was der König Ferdinand hätte anders thun sollen, als eine Constitution geben. Man kann ganz mit ihr einverstanden sein, daß die Neapolitaner noch nicht für ein constitutionelles Leben vorgebildet sind, und daß eine unruhige Zukunft diesem Lande droht. Es ist unstreitig, daß in Neapel ein absoluter, aber weiser und wohlwollender Regent das ist, was eigentlich noth thut. Aber eben so wahr ist es auch, daß unter den hiesigen Umständen die Constitution das Unvermeidliche war, daß sie trotz allem, was sie noch kosten wird, das bei weitem kleinere Uebel ist, wenn man sie mit der furchtbaren Regierung vor dem 28. Januar 1848 vergleicht.

Aber kehren wir zu unserem Fest zurück. Nachdem der König die Schwurformel noch unterschrieben und dem Minister der Justiz übergeben, schwuren — kleinlauter als er — die Prinzen, die Minister, der Mayordomo des königlichen Hauses mit den „Capi di Corte" oder Hofchargen, dann die Generale, welche mit der Spitze ihrer gezogenen Degen das Evangelienbuch berührten. — Alle Sicilianer, welche unter diese Kategorie gehören, hatten sich un er verschiedenen Vorwänden entschuldigt. Unter den Schwörenden war kein einziger geborener Insulaner.

Der Hof zog sich in derselben Weise zurück, wie

er gekommen; der König wartete seine Entfernung ab und dann verließ er mit dem Militärgefolge die Kirche, um sich zu Pferde zu setzen und den harrenden Truppen den Eid abnehmen zu lassen. Dieß geschah mit Hurrahs für den König, und ein Parademarsch endete die Feier. Auf dem Largo di Castello schwur gleich nachher die Nationalgarde, auf der Chiaja leisteten am Nachmittag die Schweizerregimenter den Eid.

Mit der Beschreibung der Illuminationen und Freudenfeuer und des furchtbaren Volksgewoges am Abend, des Innern des erleuchteten Riesentheaters San Carlo u. s. w. will ich Sie verschonen. Es war eine wahrhaft großartige, durch die Lage Neapels unendlich begünstigte, aber durch ihre Größe ermüdende, nicht endende Demonstration. Die Neapolitaner sind kindisch. Wie die Kinder wissen sie das Ende nicht zu finden. Am folgenden Abende begann die Sache von Neuem. Diesmal waren es Studenten der Universität, welche einen besondern, etwas extravaganten Einfall ausführten. Sie hatten ein transparentes Gehäuse aufgebaut, an dessen Wänden allegorische Darstellungen der Amnestie, der Constitutionsverleihung prangten, während Medaillons die Porträts berühmter Neapolitaner wie Cuoco, Filangieri, Cirillo zeigten. Das Ganze ruhte auf einem von acht Ochsen gezogenen Wagen. Fackeln- und Windlichterzüge, Musikbanden und Sängerchöre schlossen sich an. Der Toledo, durch welchen dieses leichte, wackelige

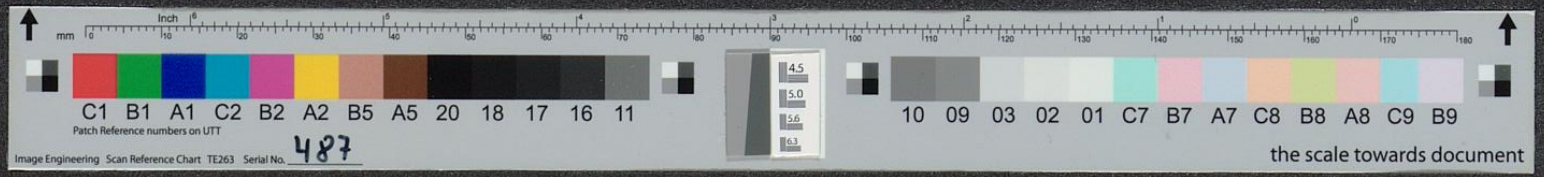
Constitutionsgebäude langsam wie im Trauergeleite heranschwankte, war wieder erleuchtet, vor dem Schlosse wurden Hymnen aufgeführt, der König aber nahm keine Notiz davon, wie er am vorherigen Abend auch von der großen Illumination keine Notiz genommen.

An einer andern Stelle der Stadt hatte unterdeß ein Aufzug ganz anderer Art statt. Es waren etwa zweitausend Menschen, meist Sicilianer, deren hier viele leben, welche über die Chiaja zu den Wohnungen der Minister strömten und Abasso il Ministero! Pace colla Sicilia! schrien.

Am 27. begann der Carneval, aber der Toledo war ungewöhnlich leer, im Theater San Carlo auf dem Maskenball fast Niemand. Es war auf gestern Abend eine neue Demonstration der Sicilianer angekündigt; die starken Patrouillen scheinen sie verhindert zu haben. Die Neapolitaner haben seit einigen Tagen vollständig vergessen, was sie den Sicilianern verdanken. Sie schimpfen jetzt einstimmig auf dieses „hochmüthige" Volk und vermessen sich hoch und theuer, mit einigen hinüberzuschickenden Regimentern ihren Uebermuth bald dämpfen zu wollen. Gerüchte, als hätten die Franzosen den Palermitanern ein mit Waffen und Mannschaft nach Messina beladenes Dampfschiff unter sicilischer Flagge weggenommen, als wollte Parker, der mit seinen Linienschiffen hier im Golf liegt, die Truppen des Königs nach Sicilien bringen, werden ausgestreut und geglaubt. Die

Messinesen haben unterdeß das neue Bombardement überstanden, welches sie erwarteten. Am 24. d. M. begann es und dauerte 42 Stunden. Der Schaden war nicht groß. Die Stadt hat sich durch ihre Bauart gegen Erdbeben geschützt, und das nützt ihr jetzt auch bei den politischen Erschütterungen.

Druck von Funcke & Müller in Crefeld.


Inch
mm
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Patch Reference numbers on UTT
4.5
5.0
5.6
6.3
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 487
the scale towards document